


Hisp
58 f
Griesinger



Die Geheimnisse des Escurial.

Die

Geheimnisse des Escurial.

Nachtbilder und Blutscenen vom spanischen Königshofe.

geschildert von

Theodor Griesinger.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von Vogler und Beinhauer.

1869.



Erstes Kapitel.

Die Kronentsagung Karls des Fünften.

Eine solche Masse von Fremden hatte die Stadt Brüssel noch nie gesehen, als am 25. October des Jahrs 1555; noch nie aber war auch dem Publikum ein solches Schauspiel geboten worden. An diesem Tage nämlich entsagte Kaiser Karl V., der Herr von halb Europa, freiwillig zu Gunsten seines einzigen Sohnes Philipp der Herrschaft über die Niederlande, so wie gleich darauf auch der über Spanien, Neapel und die neue Welt.

Schon seit einiger Zeit hatten sich Gerüchte hierüber verbreitet und man wollte sogar wissen, der Kaiser werde nicht blos die Niederlande, Spanien und Neapel nebst den überseeischen Besitzungen abgeben, sondern auch die östreichischen Lande sammt der Kaiserkrone, denn er habe im Sinne, dem weltlichen Leben gänzlich Valet zu sagen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Solche Gerüchte gingen in der Welt herum, aber fast Niemand schenkte ihnen Glauben. Das Herrschen ist ja so süß und verlockend, daß schon Tausende die größten Verbrechen begingen, um sich eines Thrones zu bemächtigen, wie könnte sich also Einer seines Herrscherstabes freiwillig begeben? Ueberdem Einer, der noch keine sechs und fünfzig Jahre zählte, und welchem nicht etwa blos ein kleines Herzogthum oder auch Königreich, sondern dem die halbe Welt zu Füßen lag und der nur winken durfte, um Hunderttausende von Händen in Bewegung zu setzen? Wie gesagt also, man schenkte den Gerüchten keinen Glauben, aber nun kam der 25. October 1555 herbei und an diesem Tage sollte das Gerücht in die Wirklichkeit übertreten.

Wir versetzen uns in den mächtigen Thronsaal des großen Palastes, welchen die Herzoge von Burgund im oberen Theile der Stadt Brüssel errichtet hatten. Alle Zugänge zu diesem Palaste waren von Trabanten und Hellebardierern bewacht und es durfte ihn Niemand betreten, der sich nicht durch eine Karte legitimiren konnte. Auch hielt es äußerst schwer, sich bis zu dem Palaste vorzudrängen, denn Tausende und aber Tausende hielten die Straßen besetzt, um den Aufzug des

Kaisers Karl V. und seines Sohnes, des nachherigen Philipps II. zu sehen. Dennoch aber waren alle Räumlichkeiten des mächtigen Saales dicht besetzt, diejenigen allein ausgenommen, welche man für den Kaiser und sein Gefolge, so wie für die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande vorbehalten hatte. Sie waren dicht besetzt, wiederhole ich, natürlich übrigens nur von Solchen, welche entweder durch ihre Geburt oder auch durch ihren Reichthum oder endlich durch die Aemter, die sie bekleideten, zu solcher Auszeichnung würdig waren.

Auf neun Uhr Morgens hatte der Kaiser seine Ankunft festgesetzt und selbstverständlich strömten die geladenen Zuschauer schon um eine gute Stunde früher herbei. Es wollte sich Jeder einen bequemen Platz sichern und überdem fiel es ja später so schwer, sich durch die Menge der Neugierigen auf den Straßen durchzuwinden. Trotzdem gab es aber doch auch Nachzüglinge und einem solchen wurden nur wenige Minuten vor neun Uhr die Thürflügel geöffnet. Es war ein noch junger Mann, der wohl erst im Anfang der zwanziger Jahre stand, so zu sagen also ein Jüngling, allein ausgezeichnet durch einen überaus kühnen Blick und eine stramme, feste Haltung, wie sie nur starken Herzen eigen zu sein pflegt. Auch erregte er offenbar einiges Aufsehen, wenigstens bei einem kleinen Häuflein von Männern, welche zusammen einen engen Kreis bildeten, denn sie sahen ihn sämmtlich erstaunt an. Doch nur einen Moment lang, um ihn dann desto freudiger und herzlicher zu begrüßen.

„Willkommen, Brederode," rief ihm Einer wie der Andere zu, indem sie ihm zugleich wie einem innigen Freunde die Hand schüttelten, „willkommen auf heimischer Erde; aber welchem Glücksstern verdanken wir Deine so unerwartete Ankunft in Brüssel?"

„Keinem Glücksstern," erwiederte der junge Mann, „sondern dem Umstand, daß über England jetzt der Teufel in Gestalt eines liebesiechen Weibes, das sich einen glaubenswahnsinnigen Tyrannen zum Gemahl erkoren . . . . ."

„Halt, halt," unterbrach ihn Einer der Andern, ein schon älterer Herr in reicher spanischer Tracht, indem er zur Vorsicht mahnend den Finger auf den Mund legte; „die Freunde hier und noch einige Weitere haben zugesagt, den heutigen Abend in meinem Hause zuzubringen, und hoffentlich wird da Heinrich von Brederode auch nicht fehlen. Dort wollen wir uns dann von Dir über Deinen letztjährigen Aufenthalt in England erzählen lassen, denn," setzte er sehr leise hinzu, „hier gibt es der Horcher zu viele und da wir Alle schon jetzt etwas anrüchig sind, so müssen wir es doppelt vermeiden, durch irgend eine scharfe Rede noch weiteren Anstoß zu erregen. Besonders bei der Regierung, die wir nun im Begriff sind zu erhalten. Also heute Abend um acht Uhr zu einem einfachen Imbiß, wie es Gewohnheit ist in meinem Hause, und ich hoffe, die Herren lassen den alten Hammes nicht ungebührlich lange warten."

Er hatte die letzteren Worte absichtlich ganz laut gesprochen, offenbar um den übrigen Anwesenden, die etwa auf ihn hörten, die Meinung beizubringen, daß es sich um eine reine gesellige Zusammenkunft handle; allein die Wenigsten nur hatten Aufmerksamkeit für ihn, denn eben jetzt schritten die Generalstaaten herein und nun durfte man sicher sein, daß der feierliche Actus in der allernächsten Bälde seinen Anfang nehmen werde.

Die „Generalstaaten“! So hießen sie im Gegensatz gegen die „Provinzialstaaten“! Die letzteren hatten diesen Namen daher, daß sie die „Staaten“ oder Stände der einzelnen Provinzen bildeten; die ersteren nannte man so, weil sie alle Provinzen der Vereinigten Niederlanden zusammen vertraten. Der Provinzen oder Landschaften nämlich waren es siebzehn. Zuerst die vier Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern; dann die sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland; weiter die Markgrafschaft Antwerpen; endlich die fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Overyssel und Gröningen; diese siebzehn zusammen aber bildeten ein mächtiges Königreich und deren Bewohner hatten sich durch unermüdlichen Fleiß, verbunden mit einem großartigen Handel, zu einem fast ungewöhnlichen Reichthum emporgearbeitet. Je reicher und mächtiger sie aber wurden, um so fester hielten sie an ihren Privilegien und Freiheiten, welche sie sich im Verlauf der Zeiten von ihren Beherrschern erstritten hatten, und so konnte man ihre Verfassung, über deren Bewahrung ihre Vertreter oder Abgeordnete, die Generalstaaten, wachten, eine fast republikanische nennen.

Kaum hatten die Generalstaaten auf den ihnen reservirten Sitzen Platz genommen, so erhob sich außen auf dem freien Platze vor dem Palaste ein furchtbares Getöse, gerade wie wenn eine Revolution ausgebrochen wäre; allein bald unterschied man deutlich den Jubelschrei: „Es lebe unser Souverain, der mächtige Kaiser Karl V.“, und nun wußte man, was das Getöse zu bedeuten habe. Es war Karl V., der mit seinem großen Gefolge anrückte, und gleich darauf betrat er, gestützt auf den Arm des Prinzen Wilhelm von Oranien, den Saal. Hinter ihm drein aber schritten der hohen Herrschaften eine Unzahl, so daß man wohl sagen konnte, die Stadt Brüssel habe nie eine solennere Versammlung gesehen.

Am oberen Ende des mächtigen Saales war in der Mitte auf einer Erhöhung ein Thron errichtet und rechts wie links von diesem Thron standen steife Lehnsessel zur Aufnahme der vornehmsten Begleitung des Kaisers. Vor diesen Sesseln, etwas tiefer, reihten sich gewöhnlichere Sitze für die nicht gefürsteten Personen, denn es mußte doch eine Rangordnung bestehen, damit sich Keiner höher hinaufschraube, als ihm vermöge seiner Geburt und seiner Verhältnisse gebührte. Langsam und sich immer fest auf den Prinzen von Oranien stützend, ging Karl V.

mitten durch den Saal hindurch auf den Thron zu und ließ sich darauf bedeckten Hauptes nieder, während Wilhelm von Oranien hinter ihm stehen blieb. Hart neben den Kaiser zu seiner Rechten kam zu sitzen sein einziger Sohn Philipp, König von England, und noch weiter rechts der Erzherzog Maximilian, König von Böhmen, so wie der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen. Die Plätze links vom Kaiser aber nahmen ein, den ersten Eleonore, Königin-Wittwe von Frankreich, den zweiten Marie, Königin-Wittwe von Ungarn, den dritten Marie, Königin von Böhmen, und den vierten Christiane, Herzogin von Lothringen, Tochter des Königs von Dänemark. Auf die niedereren Sitze endlich placirten sich die Herren Minister und Gesandten, so wie die kaiserlichen Generäle und sonstigen Würdenträger des Reichs.

Natürlich nahm es einige Zeit in Anspruch, bis die ganze Versammlung Platz genommen hatte; dann aber trat eine lautlose Stille ein und auf einen Wink des Kaisers erhob sich sofort dessen erster Staatsrath, der Graf Philibert Brüsselli, um die Anwesenden mit dem Willen Seiner Majestät bekannt zu machen. „Das Reich," sprach der Staatsrath mit lauter, vernehmlicher Stimme, „welches unser allergnädigster Herr und Kaiser bisher unter seinem Scepter vereinigt hatte, war das größte, welches die Welt je gesehen. Den Mittelpunkt desselben bildete das deutsche Kaiserthum zusammen mit den weiten östreichischen Staaten und der Krone von Böhmen. Dazu kam dann zweitens das Königreich Spanien mit den Inseln Majorca und Minorca. Drittens die Königreiche Neapel und Sicilien, so wie das Mailändische nebst der Insel Sardinien. Viertens die Vereinigten Niederlande, deren Vertreter hier gegenwärtig versammelt sind. Fünftens das Königreich Oran in Afrika nebst Ceuta und Tanger am Mittelmeer. Sechstens die Königreiche Goa, Ceylon und Malacca in Asien mit den Philippinen und andern großen Inseln. Siebentens endlich die Hälfte des Continents und Inselmeers von Amerika, ein Land ohne Grenzen und jedenfalls größer als ganz Europa. Dieses ganze ungeheure Reich beherrschte unser allergnädigster Herr und Kaiser fast vierzig Jahre lang mit so ruhmvoller Kraft, daß alle seine Völker in eben so viel Liebe als Ehrfurcht zu ihm aufsahen. Allein nunmehr fühlt Seine Majestät, daß der riesigen Ueberanstrengung sein Körper nicht mehr gewachsen ist, denn bereits haben sich von Zeit zu Zeit schmerzhafte Krankheiten eingestellt, für welche die Aerzte kein Heilmittel kennen. Seine Majestät hat daher den festen Entschluß gefaßt, die Regierung seiner Lande jüngeren Kräften anzuvertrauen. Seine Majestät will nicht, daß das Ansehen und die Würde der Regierung nothleide durch die wenn auch nur momentane Hinfälligkeit des Regenten, und so beginnt der Kaiser seine Thronentsagung damit, daß er das Regiment der Vereinigten Niederlande seinem einzigen Sohne Philipp, dem Könige von England, überträgt. Seine Majestät Kaiser Karl V.

zählte siebzehn Jahre bei seiner Thronbesteigung; Seine Majestät König Philipp hat bereits eine viel reichere Lebenserfahrung, denn sein Alter beträgt siebenundzwanzig Jahre. Seine Majestät Kaiser Karl V. glaubt sich daher der frohen Hoffnung hingeben zu dürfen, daß dieser Thronwechsel für die Staaten von Flandern und Brabant, das ist für die Vereinigten Niederlanden vom größten Vortheil sein werde, und so entbindet er hiemit seine niederländischen Völker des Eides der Treue, den sie ihm einstens geschworen. Er entbindet sie dieses Eides zu Gunsten seines Sohnes, der nun an seine Stelle treten wird; aber er thut es nicht, ohne ihnen zugleich aus dem Innersten seines Herzens zu danken für die hingebende Liebe und den opferwilligen Gehorsam, welche er während der langen Zeit seiner Regierung in diesen Landen stets gefunden. Nicht minder lebt unser allergnädigster Herr und König der frohen Zuversicht, die Herren Generalstaaten und das ganze Volk der Niederlande werden ihm auch für die Zukunft ein gutes Angedenken bewahren, so wie auch Er seinerseits ihrer von dem stillen Asyle aus, in das Er sich demnächst zurückzuziehen gesonnen ist, nur immer mit Liebe gedenken wird."

Also sprach der Staatsrath Graf von Brüsselli und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten alle Anwesenden seinen Worten. Als nun aber, gleich nachdem der Staatsrath geendigt hatte, Kaiser Karl V. sich, auf den Prinzen Wilhelm von Oranien gestützt, denn die Gicht plagte ihn sehr, erhob, um ein in französischer Sprache von ihm selbst verfaßtes Memoire abzulesen, da wurde die Aufmerksamkeit der Versammlung wo möglich noch größer und man hielt lieber den Athem zurück, als daß man einen Laut hätte hören lassen. Der Kaiser begann damit, daß er eine kurze Schilderung seiner Jugendzeit gab; dann ging er auf seine lange Regierung über und zählte Alles auf, was ihm an derselben der Hervorhebung werth schien. Besonders lebhaft sprach er von seinen vielen Reisen, deren er neun in Deutschland, sechs in Spanien, sieben in Italien, vier in Frankreich, sechs in den Niederlanden, zwei in England, zwei in Afrika, eilf übers Meer gethan hatte, und eben so genau berichtete er von den vielen Schlachten, welche er geschlagen, so wie überhaupt von den Kriegen, welche er geführt. Auch vergaß er nicht zu bemerken, daß er bei allen seinen Unternehmungen nie ein anderes Ziel vor Augen gehabt hätte, als das Wohl seiner Unterthanen, und eben dieser letztere Punkt, das Wohl seiner Völker nämlich, sei es, welcher ihn zu dem Entschluß gebracht habe, die Regierung seiner Staaten auf jüngere und stärkere Schultern überzutragen. „Wenn Dich," so wandte er sich schließlich an die Person seines Sohnes, „wenn Dich mein Tod in den Besitz dieser Länder gesetzt hätte, so müßte schon dieses kostbare Vermächtniß mir einen großen Anspruch auf Deine Dankbarkeit geben. Nun aber, da ich sie Dir aus freier Wahl überlasse, nun, da ich mich für einen

Sterbenden betrachte, um für Dich den Genuß der Regierung zu beschleunigen, nun verlange ich von Dir, daß Du diesen Völkern bezahlest, was Du mir mehr dafür schuldig zu sein glaubst. Andere Fürsten wissen sich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Ich aber, ich will diese Freude noch selbst mitgenießen; ich will Dich leben und regieren sehen. Wenige werden meinem Beispiele folgen; wenige sind mir darin vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig sein, wenn Dein künftiges Leben meine Zuversicht rechtfertigt; wenn Du nie von der Weisheit weichest, welche ich Dir einzuprägen versucht habe; besonders wenn Du in der Reinigkeit des Glaubens unerschütterlich verharrest, weil dieser die festeste Säule Deines Thrones ist. Noch Eines setze ich hinzu. Möge der Himmel aus Deinem Sohne einen solchen Mann machen, daß Du ihm dereinstens die Herrschaft ebenfalls abtreten könnest — aber nicht müssest."

Mit einer Stimme, die immer unsicherer wurde, beendigte der Kaiser seine Rede, und zuletzt war er so gerührt, daß er beinahe laut geschluchzt hätte. Dasselbe Gefühl ergriff auch die große Versammlung und kein einziges Auge sah man thränenleer. Doch ja, ein einziges, das des jungen Philipp, für welchen sein Vater, der Kaiser, so eben abdicirte. Die Wenigsten übrigens bemerkten es, denn er warf sich jetzt vor seinem Vater auf die Kniee nieder, und um den väterlichen Segen flehend, drückte er sein Gesicht in dessen Hand.

Gleich darauf erhob er sich wieder und äußerst kalt und gefaßt wandte er sich in spanischer Sprache an die Generalstaaten. „Meine Herren," sagte er zu ihnen, „ich möchte wohl der Sprache Ihres Landes mächtig sein, um Ihnen die Gefühle der Zuneigung, welche ich gegen die Vereinigten Niederlande im Herzen trage, schildern zu können; allein da mir die Kenntniß dieser Sprache versagt ist, so habe ich den Bischof von Arras beauftragt, Ihnen zu sagen, was ich denke."

Das war eine sehr kurze Rede und zudem eine, deren Sinn, weil sie keine Spanier waren, die Wenigsten verstanden. Die Meisten der Anwesenden, besonders die Herren Generalstaaten, warfen sich daher etwas verwunderte Blicke zu und in einem Theile des Saals entstand sogar ein keineswegs beifälliges Murmeln. Da erhob sich blitzschnell Herr Antoine Perrenot von Granvella, Bischof von Arras, und nun entstand augenblicklich wieder eine tiefe Stille. Auch lag diese ganz in der Natur der Sache, denn der genannte Bischof, ein damals noch ziemlich junger Mann — das Jahr 1517 war sein Geburtsjahr — zeichnete sich nicht blos durch eine sehr einnehmende Gestalt und gefällige Manieren, sondern noch weit mehr durch einen ungemeinen Scharfblick, sowie durch die umfassendsten Kenntnisse aus. Von ihm, dem Reichssiegelbewahrer Karls V. — von ihm, dem beredten Manne, der sieben Sprachen mit ausge-

zeichneter Fertigkeit sprach — von ihm, der auf dem Tridentinischen Concil im Namen Karls V. das große Wort geführt und dem der Kaiser die Vortheile des Passauer Vertrags zu verdanken hatte — von ihm ließ sich erwarten, daß er eine ausgezeichnete Rede halten würde und hierin täuschte sich in der That Niemand. Doch soll ich nun dem Leser den genauen und ganzen Inhalt dieser Rede wiedergeben? Ich denke, er hat an dem schon genug, was bisher gesprochen wurde, und somit begnüge ich mich zu sagen, daß der kluge Granvella Jedermann zu befriedigen wußte. Den Kaiser, weil er dessen Hochherzigkeit, bei Lebzeiten schon die Krone, die er trug, abzutreten, nicht genug emporzuheben wußte; die Genalstaaten, weil er ihnen versprach, daß ihre Freiheiten und Privilegien nicht blos in allen Theilen erhalten, sondern sogar noch vergrößert werden würden; den König Philipp, weil er ihn als einen Fürsten schilderte, in welchem alle Tugenden eines Regenten, insbesondere Weisheit, Milde und Gerechtigkeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten. Genug also, der Bischof von Arras machte seinem Namen, ein ausgezeichneter Redner zu sein, alle Ehre und ebenso that auch der auf ihn folgende berühmte Jurist und Staatsmann Jakob Masius, welcher im Namen der Vereinigten Niederlande antwortete. Ja selbst die bisherige Statthalterin der Niederlande, die Königin-Wittwe Marie von Ungarn, die nach Masius sprach, zeigte für eine Frau ein nicht gewöhnliches Talent im öffentlichen Auftreten und so konnte es nicht fehlen, daß auch sie mit Beifall überschüttet wurde.

Während nun aber dieß Alles vorging, hatten die anwesenden kaiserlichen Notare die Abdankungsurkunde Karls V. ausgefertigt und jetzt, nach der Rede der Königin-Wittwe Marie, wurde das Instrument dem Kaiser vorgelegt. Mit fester Hand schrieb er seinen Namen darunter und ließ sofort sein kaiserliches Siegel beidrucken. Dann erhob er sich zu seiner vollen Höhe, schritt sofort vom Throne herab und, seinen Sohn an der Hand nehmend, setzte er ihn auf den bisher innegehabten Stuhl. „Möge Gott seinen Segen dazu geben,“ rief er darauf mit lauter Stimme und nach allen Seiten hin grüßend verließ er, unterstützt von dem Prinzen Wilhelm von Oranien, sowie gefolgt von allen seinen unmittelbaren Bediensteten, den Saal, um sich in seine Gemächer zu begeben. Die Andern alle aber, natürlich bei weitem die Mehrzahl, blieben zurück, denn noch war das feierliche Gaukelspiel nicht zu Ende, sondern die Hauptsache, wenigstens für Einzelne, kam vielmehr erst jetzt.

Kaum nämlich hatte der alte Kaiser den Saal verlassen, so setzte man die Ceremonie der Huldigung in Scene und alle Herren Generalstaaten, Einer nach dem Andern schwuren dem neuen Regenten den Eid der Treue. Dann aber erhob sich im Namen des Staates der Vereinigten Niederlande der schon weiter oben genannte Jakob Masius und verlas das Dokument, welches nun seinerseits

der neue Regent zu beschwören hatte. „Ich, Philipp, Prinz von Spanien," so lautete dieses Dokument, „ich gelobe und schwöre, daß ich den Ländern, Grafschaften und Herzogthümern der Vereinigten Niederlande ein guter und gerechter Herr sein, daß ich aller Edeln, aller Städte, aller Gemeinen und Unterthanen Privilegien und Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die sie jetzt überhaupt und insbesondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten und halten lassen, und ferner alles dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Prinzen und Herrn von Rechtswegen zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen!" Diesen Eidschwur las Jakob Masius dem Prinzen und Regenten Philipp langsam und deutlich vor und langsam und deutlich mußte Philipp die Worte nachsprechen: „So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen!"

Natürlich nahm solcher Regierungsakt eine geraume Zeit in Anspruch und die Sonne fing bereits an sich zu neigen, als endlich Alles beendigt war. Nun aber erst kam jene Hauptsache, von der ich so eben gesprochen, die Austheilung von Gnadenspenden nämlich, und nun drängte sich Alles herzu, um deutlich zu hören und zu sehen. Mit diesen Spenden erwies sich übrigens der neue Regent sehr freigebig und es ließ sich nicht verkennen, daß ihm die Goldschätze Amerika's zu Gebote standen. So erhielt der Prinz Wilhelm von Oranien eine Anweisung von 40,000 Dukaten auf das Schatzamt von Westindien und zugleich ward er zum Gouverneur von Holland, Seeland und Utrecht, sowie zum Obrist-Kommandanten von acht Bannern spanischer Reiter ernannt. So erhielt der Graf Egmont 50,000 Dukaten und das Gouvernement von Flandern und Artois. So der Graf Hoorn 40,000 Dukaten und die Würde eines Admirals. So der Graf Arenberg 40,000 Dukaten und das Generalkommando der flämischen Infanterie. So der Graf Meguen 20,000 Dukaten und neben dem Gouvernement von Cambrai und Cambresis die Generalkapitänsstelle der Wallonen. So der Seigneur von Gretz 50,000 Dukaten und das Generalkommando der Artillerie. So endlich der Herr von Barlaimont 15,000 und der Herr von Bergues 4000 Dukaten.

Gewiß also, von Geiz konnte bei dem neuen Regenten keine Rede sein, und demgemäß ertönte ihm auch ein donnerndes Hoch, als endlich Alles zu Ende war. Dann aber zog sich der Regent bis zum Tode ermüdet in seine Gemächer zurück und sofort ging die ganze Versammlung auseinander.

Zwei Stunden später, etwa um acht Uhr Abends, versetzen wir uns in das Haus jenes älteren Herrn, den ich dem Leser im Anfang dieses Kapitels vorgeführt habe. Es war dieß ein reicher Bürger von Brüssel, von altpatricischer Familie, mit Namen von Hammes, der die Würde eines Wappen-

königs vom goldenen Vließe bekleidete, von dem man aber zugleich auch wußte, daß er ein eifriger Feind des Papismus sei und dessen Haus also meist nur von Solchen frequentirt wurde, welche mehr oder weniger offen zu den seit einigen Decennien in den Niederlanden neu verbreiteten Lehren des Luther, Zwingli und Calvin hielten. Wir dürfen also schon zum Voraus annehmen, daß die Herren, welche Herr von Hammes auf heute Abend zu sich eingeladen hatte, zu der Partei der Freisinnigen und Aufgeklärten gehört haben werden, und in der That freisinnigere und weiter vorwärts geschrittene Männer gab's damals in den Vereinigten Niederlanden nicht, als diejenigen, die sich da zusammenfanden, obwohl sie sämmtlich dem höheren, zum Theil sogar dem vornehmsten Adel angehörten. Wir treffen nämlich da vor Allen den Grafen Ludwig von Nassau, den jüngeren Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien; dann den Grafen Karl von Mannsfeld, der damals noch keine zwanzig Jahre zählte; weiter den Philipp von Marnix, Herrn von Adelgunde, welchen wohl nicht Viele an Trotz, Kühnheit und Kraft überragten; endlich den Grafen von Battenburg und so noch verschiedene Andere. Diese Herren saßen mit ihrem Wirthe sämmtlich um einen runden Tisch herum und nachdem sie von den aufgetragenen Speisen und Getränken ein Weniges genossen, überließen sie sich einer durchaus zwanglosen Unterhaltung. Sie kannten sich ja Alle durchaus genau und wußten also, daß, was sie sprachen, als ein tiefes Geheimniß in der Brust der Andern begraben sein würde. Um was sich übrigens die Unterhaltung drehte, wird sich der Leser denken können, denn ein so hochwichtiges Drama, wie das, welches heute in Brüssel gespielt hatte, mußte natürlich von allen Seiten beleuchtet werden.

„So viel ist einmal sicher," erklärte im Verlauf des Gesprächs Herr von Hammes, der Wirth des Hauses, „daß er weder Herz noch Gemüth hat, unser neuer Regent und Gebieter, denn sonst hätte er unmöglich starr und kalt bleiben können bei der Abschiedsrede seines grauhaarig gewordenen Vaters. Ich selbst gehöre gewiß nicht unter jene weich gemodelten Naturen, deren Augen bei jedem Anlaß überfließen; aber der Moment, da dem alten Kaiser die Stimme vor Rührung zu zittern anfing, hat auch auf mich einen überwältigenden Eindruck gemacht und so erging es einem Jeden in der ganzen Versammlung, nur ihn allein ausgenommen. Das halte ich für ein schlimmes Vorzeichen, denn von der Herzlosigkeit ist es nur ein Schritt bis zur Grausamkeit."

„Ganz mit einverstanden," nickte Herr Philipp von Marnix, „und jetzt schenke ich auch der Nachricht Glauben, daß er seinen eigenen und zudem einzigen Sohn Don Carlos nur mit Haß betrachte."

„Dieser Haß," meinte nachdenklich der Graf von Battenburg, „so unnatürlich er erscheinen muß, ließe sich doch vielleicht psychologisch erklären. Man versichert nämlich allgemein, daß König Philipp seine erste Gemahlin, jene

schöne portugiesische Prinzessin Marie, welche er am 15. November 1543 als ein Jüngling von sechzehn Jahren heirathete, leidenschaftlich geliebt habe, und somit konnte er leicht einen Widerwillen gegen Den fassen, der die Schuld trug, daß ihm diese theure Gattin schon nach anderthalb Jahren durch den Tod entrissen wurde."

„Das verstehe ich nicht," sagte der junge Graf Karl von Mannsfeld, indem er den Grafen von Battenburg fragend ansah. „Trug denn des Königs Philipp Sohn Don Carlos die Schuld an seiner Mutter Tod?"

„Ja und Nein, wie man will," erwiederte der Graf von Battenburg. „Die Mutter gab dem Knaben am 8. Juli 1545 das Leben und vier Tage nachher, am 12., starb sie in Folge des Kindbettfiebers."

„Gerade um so theurer sollte ihm der Knabe sein," rief mit heftiger Stimme der Graf Ludwig von Nassau; „aber Philipp von Spanien ist vor lauter Egoismus der Liebe gar nicht fähig, die sinnliche allein ausgenommen. Dieß beweist schon sein niedriges Verfahren gegen die Katharina Lenez, die Tochter der früheren Staatssecretärs. Oder kennt ihr vielleicht die Geschichte nicht? Wirklich nicht? Nun allerdings, man trug Sorge, sie sehr geheim zu halten, und auch mir hat man erst gestern Mittheilung davon gemacht; aber ganz authentische. Also zur Sache. Während des Aufenthalts des Herrn Regenten zu Valladolid im Herbste 1545, kurz nach dem Tode seiner Gemahlin, sah er dort auf einem Spazierritt die Katharina Lenez, und sie sehen und ihrer zu begehren, war Eins bei ihm. Das war nun auch kein Wunder, denn nach Allem, was ich über sie hörte, muß sie ein wahres Wunder von Schönheit gewesen sein und darum hatte sie auch, schon ehe sie sechzehn zählte, der Anbeter eine Menge. Weil sie übrigens eine ausgezeichnete Erziehung genossen, so betrug sie sich stets musterhaft und selbst die Mißgunst konnte ihr nichts Schlimmes nachreden. Da starb ihr Vater zu Anfang des Jahres 1545 — ihre Mutter war schon länger todt — und nun kam die arme Waise unter die Obhut einer alten Tante, welche der Geiz durchaus beherrschte. Weil aber die junge Waise nur wenig oder gar kein Vermögen besaß, so wurde sie von besagter Tante sehr schlimm behandelt und auch nicht einen Tag lang konnte sie sich unter dem Dache derselben wohl fühlen. So stand's um die schöne Katharina Lenez, als Philipp ihrer im Herbst 1545 ansichtig wurde, und nun kann man sich denken, wie's weiter kam. Zuerst ward ein vertrauter Kammerdiener abgesandt, um sich zu erkunden, wer die junge Dame sei und unter welchen Verhältnissen sie lebe. Dann machte sich derselbe Kammerdiener mit dem alten Geizhals von einer Tante bekannt und sprach ihr so viel von dem Reichthum seines Herrn, den er aber nicht nannte, vor, daß diese begierig wurde, ihn kennen zu lernen. Auf Dieses hin stellte sich der Herr selbst ein, natürlich

übrigens nicht als Prinz von Spanien, sondern als ein Edelmann, dessen Vater in der neuen Welt sein Glück gemacht und ihm unendliche Reichthümer hinterlassen habe. Endlich rückte derselbe mit Präsenten in's Feld und nun hatte er bei der geizigen Alten bald gewonnenes Spiel. Bei der jungen Dame aber, ach, bei dieser hatte er längst einen Stein im Brett und sie sank ihm also beim ersten Geständniß seiner Liebe vertrauensvoll an's Herz. Was soll ich nun noch weiter sagen? Genug, es entstand zwischen Katharina Lenez und dem Prinzen Philipp von Spanien in ganz kurzer Zeit ein innig-vertrautes Verhältniß. Dieses blieb auch fortbestehen, nachdem sich der einfache Edelmann längst als Prinz und Thronerbe von Spanien entpuppt hatte. So weit wäre Alles recht gewesen, denn, um ehrlich zu sein, so denke ich nicht daran, dem Prinzen und jetzigen König aus diesem Verhältniß einen Vorwurf machen zu wollen. Nein, nein, so rigoros denke ich nicht, sondern ich meine vielmehr, ein Prinz und König müsse so gut menschlich fühlen dürfen, als ein anderer Sterblicher. Allein nun kommt die Hauptsache. Nach Verfluß von einem Jahre fühlte sich die schöne Katharina Mutter und zu richtiger Zeit gab sie einem Mädchen das Leben. Natürlich hätte man daraufhin meinen sollen, Philipp von Spanien werde im höchsten Grade beglückt gewesen sein, und jeder andere Vater wäre es gewesen. Der Prinz aber weigerte sich, das Kind auch nur zu sehen, und eben so wenig wollte er von der Mutter mehr etwas wissen. Im Gegentheil mußte sie Knall und Fall einen seiner Leibdiener, einen gewissen Anton von Casores, heirathen und letzteren machte er sofort zum Schloßintendanten von Neapel. — Daran aber knüpfte er eine gedoppelte Bedingung. Einmal nämlich mußte Anton von Casores versprechen, die Tochter des Königs als sein eigen Kind aufzuerziehen und dieselbe nie wissen zu lassen, daß sie eine anderweitige Abstammung habe. Zum Andern mußte das Ehepaar sich verpflichten, gar nie nach Spanien zurückzukehren und überhaupt von der Vergangenheit gegen Niemanden ein Wort zu äußern. So entledigte sich Philipp von Spanien seines Kindes und seiner Geliebten zugleich, und nun frage ich, kann ein Mensch, der so gegen die Natur sündigt, eine wirkliche Liebe im Herzen tragen? Natürlich diejenige zu dem eigenen Ich ausgenommen."

„Eine häßliche Geschichte!" sagte der junge Graf von Mannsfeld, indem er zornig mit dem Fuße stampfte. „Aber erlauben Sie mir die Frage, mein Herr Graf von Nassau, wie konnten Sie dieselbe erfahren, wenn die Betheiligten zum ewigen Schweigen verurtheilt wurden?"

„Sehr einfach," erwiederte der Graf Ludwig. „Philipp von Spanien vergaß, auch das Schweigen der alten Tante zu erkaufen, und wie nun nach der Verheirathung der schönen Katharina die Präsente des Prinzen aufhörten, da theilte sie einem Vetter das ganze Geheimniß aus Rache mit, ob er nicht

vielleicht einen Nutzen daraus ziehen könne. So kam die Sache an den Tag und ich habe sie aus dem Munde eines Spaniers, der lange Jahre in Valladolid lebte."

Es trat nun eine tiefe Stille ein und ein Jeder der Anwesenden schien über die Unnatürlichkeit nachzudenken, welche in der so eben geschilderten Handlungsweise Philipps von Spanien lag. „Ich fürchte sehr," sagte endlich der alte Herr von Hammes, „wir haben beim heutigen Regentenwechsel einen schlimmen, sehr schlimmen Tausch gemacht. Einer solchen That wäre Karl V., Philipps Vater, nie fähig gewesen."

„Man muß nicht gleich alle Hoffnung aufgeben," meinte der Graf von Battenburg. „Philipp von Spanien hat doch auch wieder seine guten Eigenschaften und jedenfalls ist er durch den Eid, den er heute schwur, gebunden, unsere Privilegien, Rechte, Gewohnheiten und Sitten aufrecht zu erhalten."

„Ha, ha, ha, ha!" lachte Philipp von Marnix, Herr von Adelgunde, laut auf. „Karl V. hat denselben Eid geleistet und doch, wie oft und viel trat er unsere Privilegien und Rechte darnieder! Er that es, trotzdem er in unserem Vaterlande das Licht der Welt erblickte, und trotzdem er die Nation, in deren Schooß er aufgewachsen war, von Grund des Herzens liebte. Philipp aber, der neue Regent, ist ein Spanier durch und durch und uns so sehr entfremdet, daß er nicht einmal unsere Sprache versteht. Haben Sie den Eindruck schon vergessen, den es heute Morgen auf die ganze Versammlung machte, als er die Herren Generalstaaten in spanischem Idiom anredete?"

„Er versteht nun einmal keine andere Sprache, als die spanische," erwiederte der Graf von Battenburg entschuldigend. „Das ist nicht seine Schuld, sondern die seiner Erzieher und Lehrmeister."

„Nein, sage ich Ihnen," rief Herr von Marnix mit der ihm von Natur inwohnenden Heftigkeit, „sondern Philipp von Spanien weigerte sich als Jüngling wie als Knabe, etwas Anderes zu sprechen, als das Spanische. Und warum weigerte er sich? Weil er schon in seinem frühesten Alter von der Ansicht ausging, er, der Regent, habe sich nicht nach den Völkern zu richten, die er dereinstens regieren werde. Im Gegentheil, diese Völker seien nur seinetwegen auf der Welt, und wenn sie ihn daher verstehen wollen, so sollen sie spanisch lernen."

Wiederum lachte er laut auf und stürzte dann ein großes Glas Wein hinunter.

„Es ist etwas an dem, was Herr von Marnix so eben behauptete," bemerkte jetzt der alte Herr von Hammes. „Wenigstens wurde mir Philipp ebenfalls als ein Fürst geschildert, welcher die ihm untergebenen Ländereien und Königreiche nicht anders betrachte, denn als seine Privatdomänen, mit denen er anfangen könne, was er wolle. Auch dürfte diese eigenthümliche Anschauungs-

weise nicht blos in dem Charakter Philipps, sondern in dem der Habsburger überhaupt liegen, denn wie sind dieselben zu den meisten Ländern gekommen, über welche sie regieren? Nun, meine Freunde, sie haben sie erheirathet. Sie haben sie erworben als Mitgift ihrer Frauen, gerade als wäre eine Nation eine todte Sache, die ihr jeweiliger Regent als Eigenthümer zu verkaufen, zu verpfänden, zu verstückeln, zu verschenken und ohnehin auch zu vererben berechtigt ist. So kamen die Niederlande und Burgund an das Haus Habsburg, weil der Erzherzog Maximilian, der Sohn des Kaisers Friedrich III., im Jahr 1478 Karls des Kühnen einzige Tochter und Erbin Maria zum Altare führte. So wurde Spanien habsburgisch, weil Maximilians und Marias ältester Sohn, der Erzherzog Philipp, den man den Schönen nannte, anno 1497 die Hand Johannas, der Erbtochter Isabellas und Ferdinands von Spanien, davontrug. Mit Spanien aber erbte Habsburg auch Mailand, Neapel, Sicilien nebst den ungeheuren überseeischen Besitzungen, woher es kam, daß Karl V., der Sohn Philipps des Schönen, der Herr war von fast der halben Welt."

„Vollkommen richtig," nickte der Graf von Nassau bestätigend, als der alte Herr hier stille schwieg; „nur haben Sie Eines vergessen, das nämlich, daß jetzt auch England dem habsburgischen Scepter unterworfen ist, denn unser neuer Regent, Philipp von Spanien, hat sich ja im vorigen Jahre mit der Beherrscherin jenes Reichs, der Königin Marie, ehelich verbunden und ist sofort zum König von England ausgerufen worden."

„Das heißt," verbesserte ihn der Herr von Hammes, „Philipp hat den Titel und Rang eines Königs von England erhalten; das eigentliche Regiment aber blieb seiner Gemahlin, und wenn aus der Ehe keine Kinder hervorgehen, so kann vom Erben keine Rede sein. Doch weil wir jetzt gerade an England sind, wo bleibt denn unser junger Freund Brederode? Er hat mir doch mit Wort und Hand versprochen, um acht Uhr hier zu sein, und jetzt ist es bereits eine Stunde darüber."

„Ich meine," sagte der Graf von Battenburg aufhorchend, „ich höre eben jetzt seine Tritte auf der Stiege; aber nein, es sind ihrer wenigstens Drei oder Viere."

Er hatte ganz recht, es waren vier Herren, denen ein Diener sofort die Thüre öffnete, und zwar vier Herren, die später — wir werden deßhalb auch in einem folgenden Kapitel ausführlicher auf sie zurückkommen — eine ziemlich bedeutende Rolle in der Welt spielten. In dem ersten stelle ich dem Leser vor den Herrn Prinzen Wilhelm von Oranien, den älteren Bruder des Grafen von Nassau, welchen Philipp von Spanien heute zum Gouverneur von Holland, Seeland und Utrecht ernannt hatte; in dem zweiten den Grafen Lamorel von Egmont, Fürsten von Gavre, den neuen Gouverneur von Flandern und Artois;

in dem dritten den Grafen Philipp von Hoorn, mit dem Beinamen Montmorency-Nivelle, der zum Admiral befördert worden war, und endlich in dem vierten den längst erwarteten Heinrich von Brederode, Herrn von Viane und Burggraf von Utrecht, den späteren Mitbegründer der großartigen Geusenverbrüderung.

„Ich komme ungeladen," sprach der Prinz von Oranien, auf den Wirth des Hauses zutretend und ihm die Hand darreichend, „gerade wie auch meine beiden Freunde, die Grafen von Hoorn und Egmont. Wir hoffen aber deßwegen doch willkommen zu sein."

„Ich fühle mich," erwiederte der alte Herr von Hammes, indem er sich zugleich aufs tiefste verneigte; „ich fühle mich von der Gegenwart der drei ersten Männer der Vereinigten Niederlande aufs höchste geehrt und bitte, über mein bescheidenes Haus zu verfügen."

„Ihre Gastfreundschaft, mein edler Herr von Hammes," entgegnete Wilhelm von Oranien, sich ebenfalls verneigend, „ist in Brüssel sprüchwörtlich; allein wenn wir ehrlich sein wollen, so hat unser später Besuch einen anderen Grund. Wir sind nämlich begierig, dem Berichte zu lauschen, den Herr von Brederode, wie er uns selbst sagte, den hier versammelten Patrioten über seinen Aufenthalt in England abstatten wird, und hiezu ist wahrhaftig Grund genug vorhanden, denn die jetzigen Geschicke Englands dürften maßgebend sein für das, was unserer in den Niederlanden in der nächsten Zukunft wartet."

Sie nahmen nun Alle Platz und nach wenigen Minuten erklärte sich Herr von Brederode bereit, seine Erlebnisse und Erfahrungen mitzutheilen, welche er in der letzten Zeit in England gemacht. „Ich schiffte," begann er, „vor jetzt zwei Jahren nach England hinüber, weil mich Familienrücksichten dazu veranlaßten; doch diese Rücksichten waren es nicht, welche mich so lange dort aufhielten, sondern ich wurde dazu getrieben, um die Entwicklung des Dramas mitanzusehen, welches daselbst fast unmittelbar nach meiner Ankunft seinen Anfang nahm. Damals, im Juni 1553, lebte noch Eduard VI., der schwächliche Sohn Heinrichs VIII.; es stand aber, trotzdem er erst sechzehn Jahre zählte, so mit ihm, daß man jeden Augenblick seiner Auflösung entgegensehen konnte. Wer sollte nun auf den Thron steigen, wenn er starb? Das war die große Frage, welche in jenen Tagen alle Welt in England beschäftigte."

„König Heinrich VIII. hatte außer seinem Sohne, dem genannten Eduard VI., zwei Töchter hinterlassen, die erste Maria, welche ihm am 11. Februar 1515 aus seiner Ehe mit Katharina von Arragonien, einer Schwägerin Kaiser Karls V., geboren worden war, und Elisabeth, die Tochter der Anna Boleyn, wegen der sich der sinnliche König von seiner ersten Gemahlin Katharina bekanntlich seiner Zeit trennte. Sonst besaß er keine Kinder und somit gebührte — so urtheilten

die Meisten — diesen beiden Töchtern, zuerst der Maria und dann, wenn diese kinderlos starb, der Elisabeth nach göttlichem und menschlichem Rechte die Thronnachfolge. Allein trotzdem gab es eine Partei, welche solches Recht nicht anerkannte, und diese Partei, welche aus dem höchsten Adel, den Herzog von Northumberland an der Spitze, bestand, wollte eine Enkelnichte Heinrichs VIII. auf den Thron gesetzt wissen. Nämlich die Lady Johanna Grey, welche sich nachher durch ihr trauriges Schicksal einen so vielfach mit Mitleiden genannten Namen erwarb."

„Warum wollten dieß die hohen Pairs von England und insbesondere der Herzog von Northumberland? Nun, der wahre Grund ist in nichts Anderem zu suchen, als in ihrem ungemessenen Ehrgeize. Die Herren Lords vom ältesten Adel hatten während des Mittelalters in England eine große Rolle gespielt und mancher „Baron" — wie man diese hohen Herren damals nannte — würde in Reichthum, Besitz und Macht nicht mit dem regierenden Könige getauscht haben. Nach und nach aber, insbesondere durch die Könige Heinrich VII. und Heinrich VIII., wurde diese ihre Gewalt verringert und zur Zeit des Todes Heinrichs VIII. sahen sie sich zu reinen Unterthanen herabgedrückt. Das sollte wieder anders werden. Damit es aber anders würde, wollten sie die Johanna Grey zur Königin machen, denn mit dieser jungen, kaum sechzehnjährigen Dame, die gar nichts Herrschermüthiges an sich hatte, glaubten sie anfangen zu können, was sie wollten. Ehrgeiz also war der wahre Grund, warum die hohen Pairs von England die Schwestern Eduards VI. von der Thronfolge ausgeschlossen wissen wollten, und am allermeisten war dieß bei dem Herzog von Northumberland der Fall. Derselbe übte nämlich seit dem Jahre 1552, wo es ihm gelungen war, den Herzog von Somerset zu beseitigen, über den König Eduard VI. eine große Gewalt aus und natürlich mußte ihm nun Alles daran liegen, diese Herrschaft auch nach dem Tode Eduards beizubehalten. Er behielt sie aber ganz unbedingt bei, wenn Lady Johanna oder Jane Königin wurde, denn einmal verdankte ihm ihr Vater die Erhebung zum Herzog von Suffolk und dann hatte er die junge Lady erst vor kurzem zu bewegen gewußt, seinen vierten Sohn, den ebenfalls erst sechzehnjährigen Lord Guildford Dudley, zu heirathen. Sie war somit seine Söhnerin geworden und es ließ sich doch nicht erwarten, daß die Söhnerin einen Anderen mehr begünstigen würde, als ihn, den eigenen Schwiegervater."

„Doch jetzt kommt die zweite Frage, die nämlich, wie es die Herren Lords, den Herzog Dudley von Northumberland an der Spitze, möglich machen wollten, die Lady Jane mit Beseitigung der Prinzessinnen Maria und Elisabeth auf den Thron von England zu erheben? Ei nun, auf eine Weise, die ihrer Erfindungsgabe alle Ehre machte, obwohl nicht auch zugleich ihrem Rechtssinn.

Sie begannen nämlich damit, zu beweisen, daß Lady Jane nach den Prinzessinnen Maria und Elisabeth die nächste Anverwandtin des Königs Eduard VI. sei, und mit diesem Beweise wurden sie so ziemlich fertig, indem der Lady Großmutter Marie (diese Marie heirathete zuerst den König Ludwig XII. von Frankreich und darauf nach dessen Tod den Lord Karl Brandon, dem sie eine Tochter Franziska gebar; diese Franziska aber ehelichte den Henry Grey, Marquis von Dorchester, nachherigen Herzog von Suffolk) eine Schwester Heinrichs VIII. gewesen war. Dann erinnerten sie daran, daß Heinrich VIII. vor Jahren seine beiden Töchter, also sowohl die Prinzessin Marie als die Prinzessin Elisabeth, für thronerbunfähig erklärte, weil deren Mütter, die Katharina von Arragonien so gut wie die Anna Boleyn, das Verbrechen des Ehebruchs auf sich geladen hätten. Wohl war diese Beschuldigung eine durchaus falsche, und Heinrich VIII., dieß selbst einsehend, restituirte daher diese zwei Prinzessinnen durch die Successionsakte vom Jahr 1544. Allein konnte man denn eine solche Akte nicht wieder umstoßen? Gewiß, das konnte man, sobald das Parlament beistimmte, und somit drang schließlich der Herzog von Northumberland in Eduard VI., seine beiden Schwestern zu Gunsten der Lady Jane von der Thronerbfolge auszuschließen. Der schwache König gab nach und am 21. Juni 1553 erschien das betreffende Instrument; allein statt das Parlament zu seiner Bestätigung einzuberufen, ließ man dasselbe blos von dreiunddreißig Lords nebst fünf Richtern unterschreiben, denn das Parlament wäre möglicherweise auf den allem Rechte Hohn sprechenden Akt nicht eingegangen. Auch ist noch zu bemerken, daß unter den Gründen, warum die Prinzessin Maria von der Thronfolge ausgeschlossen wurde, auch derjenige figurirte, es stehe zu befürchten, dieselbe möchte, wenn sie Königin würde, einen Nicht-Engländer heirathen und dann die Gesetze des Landes nebst der neuen Religion — Maria war aus Pietät gegen ihre Mutter Katholikin geblieben, obwohl ihr Vater Heinrich VIII. das Pabstthum in England gestürzt hatte — abändern."

„So war Alles aufs beste — natürlich aber ganz insgeheim — vorbereitet und der Herzog von Northumberland zweifelte nicht im geringsten daran, daß er nach dem Tode des Königs seine Söhnerin auf den Thron bringen werde. Allein wie nun Eduard VI. kurze Zeit nachher, am 6. Juli 1553, wirklich starb, zögerte er doch mit der Proklamirung der Lady Jane und hielt es sogar für nothwendig, den Tod Eduards drei Tage lang vor aller Welt zu verbergen. Und warum? Nun einfach deßwegen, um sich zuvor der Prinzessin Marie zu bemächtigen. Darum sandte er unmittelbar nach Eduards Tod einen Boten an die Prinzessin mit dem dringenden Ersuchen, sofort an den Hof nach London zu kommen. „Ihr Bruder, König Eduard, sei schwer erkrankt," hieß es in dem Schreiben des Herzogs, „und wolle sie durchaus

sprechen; wohl ohne Zweifel, um ihr Einiges auf den Fall seines Todes ans Herz zu legen.“ Der Reiter mit dem Briefe traf die Prinzessin in ihrem Schlosse Coppedhall in der Grafschaft Essex, wo sie seit dem Tode ihres Vaters in größter Zurückgezogenheit lebte, und natürlich brach sie augenblicklich auf, um zu ihrem sterbenden Bruder zu eilen, denn sie hatte keine Ahnung von seinem bereits erfolgten Tode. Da, wie sie nur noch eine halbe Tagreise von London entfernt war, sprengte ihr der Graf von Arundel, der inzwischen das Geheimniß ergründet hatte, entgegen und nun, wie sie die wahre Sachlage erfuhr, wandte sie schnellstens ihr Roß, gefolgt natürlich von allen ihren Begleitern. Sie ritt aber nicht nach Coppedhall zurück, sondern vielmehr nach Kenninghall in Norfolk, einer andern ihrer Besitzungen, wo sie sich für den ersten Moment sicherer aufgehoben wußte, denn einmal lag dieß Schloß eine gute Strecke von London entfernt und zum zweiten hatte es starke Mauern nebst tiefen Gräben, so daß es wohl eine kurze Belagerung aushalten konnte.“

„Die List also, mittelst der der Herzog von Northumberland sich der Prinzessin Marie hatte bemächtigen wollen, mißglückte; allein dadurch ließ sich der genannte hohe Herr nicht abschrecken, in seinem Vorhaben unbeirrt weiter zu gehen. Demgemäß führte er die Lady Jane, seine Söhnerin, welche übrigens nur unter Thränen einwilligte, am 9. Juli unter großer Begleitung die Themse herab in den Tower, den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Könige Englands vor ihrer Krönung, und ließ sie den Tag darauf, am 10. Juli, in London, sowie in der nächsten Umgebung zur Königin ausrufen. Auch huldigten ihr sofort, außer dem Staatsrath und dem Ministerium, alle in London anwesenden Pairs und schwuren kniefällig, mit Gut und Blut, mit Ehre und Leben für sie einstehen zu wollen. Die Bürger Londons aber, nebst dem Volke ringsum, verhielten sich meist ganz still und von jenem Jubel, der sonst eine Königskrönung zu begleiten pflegt, war nirgends eine Spur zu entdecken.“

„Indessen dieß in London vor sich ging, blieb die Prinzessin Marie keinen Augenblick lang unthätig. Vielmehr sandte sie sogleich, nachdem sie in Kenninghall angekommen war, Boten an alle Diejenigen, von denen sie glaubte, daß sie es treu mit ihr hielten, so insbesondere an Sir Eduard Hastings, und forderte sie auf, mit all der bewaffneten Macht, die sie in der Geschwindigkeit zusammenraffen könnten, zu ihr zu stoßen. Auch bot sie selbst ihre sämmtlichen Vasallen auf und stellte sie unter bewährte Führer. Kurz, sie traf alle Vorbereitungen, um ihr Recht mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, ohne jedoch dabei die friedlichen Mittel zu vernachlässigen, wie sie denn augenblicklich an die Lords des Staatsraths schrieb, sie sollten sie als die einzige rechtmäßige Erbin anerkennen. Die Herren Lords übrigens kamen, wie man sich wohl denken kann, diesem Verlangen nicht nach, sondern setzten ihr sofort auseinander,

daß sie, weil von einer ehebrecherischen Mutter abstammend, kein Erbrecht besitze, und forderten sie zugleich auf, der neuen Königin, Lady Jane, zu huldigen."

„Nun hätte man eigentlich glauben sollen, das englische Volk in seiner großen Mehrheit müßte gegen die Prinzessin Marie ihrer Religion wegen eingenommen gewesen sein, denn sie war, wie schon oben gesagt, eine strenge Katholikin geblieben, während das Volk selbst, und zwar nicht blos das gemeine Volk, sondern fast noch mehr der Adel und die bessere Bürgerschaft, nebst so ziemlich allen Gebildeten, sich vom Pabstthum ab zum Protestantismus gewandt hatte. Ja noch mehr, die Prinzessin Marie war nur erst vor wenigen Jahren, als die Regierung ihres damals noch unmündigen Bruders Eduard ihr die Ausübung des altkirchlichen Kultus verwehren wollte, so weit gegangen, den Schutz ihres Oheims, des Kaisers Karls V., anzurufen, und diese Anrufung einer auswärtigen Hülfe hatte natürlich äußerst böses Blut machen müssen. Allein in der jetzigen kritischen Situation dachte die englische Nation an all' das nicht. Vielmehr erwachte wie mit einem Schlage in jeglichem ächt brittischen Gemüthe, die hohen Pairs allein ausgenommen, der Rechtssinn und das allgemeine Urtheil einigte sich darin, daß die Erhebung der Lady Jane auf den Thron eine frevelhafte Usurpation sei. Darum welch ein Schauspiel bot sich jetzt der Welt dar? Die Regierung, der Finanzschatz, die Festungen, die Armee und die Flotte befanden sich in den Händen Derer, welche das Banner der Lady Jane hochhielten; die Prinzessin Marie dagegen stand dem Anschein nach allein und verlassen, eine Flüchtlingin auf ihrem Schloß Kenninghall. Da erhob Sir Eduard Hastings laut seine Stimme für sie und im Augenblick standen ihm viertausend Freiwillige zu Gebot. Nun bekamen auch die Furchtsameren Muth und so wurde es den Grafen Both und Sussex leicht, ebenfalls eine wohlbewaffnete Mannschaft zusammenzuziehen. Bald wimmelte die Umgegend von Kenninghall von Zuzüglern und wer zu alt war, Waffen zu tragen, brachte wenigstens Lebensmittel, Munition und Geld herbei. Kurz, eine allgemeine Begeisterung ergriff die Nation und schon am 15. Juli konnte Sir Eduard Hastings mit zwanzigtausend Mann gegen die Hauptstadt des Landes aufbrechen, während die Grafen Both und Sussex, sowie der ritterliche George Somerset mit der doppelten Anzahl von Streitern langsam nachrückten."

„Mit einer wahrhaft rapiden Geschwindigkeit verbreiteten sich die Nachrichten von dem, was in und um Kenninghall vorging, in ganz England und natürlich gerieth die Partei der Lady Jane darob in nicht geringen Alarm. Doch zweifelten die vornehmen Lords, welche zu dieser Partei gehörten, im Anfang nicht im geringsten daran, daß ihnen der Sieg leicht werden würde, und in einer großen Kriegsrathssitzung vom 12. Juli erhielt der Lord-Herzog

von Northumberland den Auftrag, die Prinzessin Marie gefangen in den Tower in London abzuliefern. Der Lord-Herzog war auch sogleich bereit dazu und wenn man in Erwägung zieht, daß er damas als der erste bewährte Kriegsheld Englands galt, so erschien die zuversichtliche Erwartung, er dürfe nur in die Kriegstrompete stoßen, um den Feind zum Fliehen zu bringen, als eine wohl berechtigte. Am 13. Juli schon musterte er in London die Artillerie und am 14. begann er seinen Marsch. Die Herren Lords aber, seine Conföderirten, eilten auf ihre Besitzungen, um schnellstens ihre Vasallen aufzubieten und dieselben in Newmarket mit dem Stock von Northumberlands Armee zu vereinigen. Merkwürdig jedoch, der Lord-Herzog kam in Cambridge an und nirgends sah er eine Spur von den erwarteten Contingenten. Er rückte weiter nach Newmarket, aber seine kleine Armee verminderte sich, statt sich zu vermehren. Was sollte das bedeuten? Der Grund lag einfach darin, daß die Vasallen der Lords sich weigerten, gegen die Prinzessin Marie, die rechtmäßige Königin von England, zu fechten, und daß in Folge dessen auch die Streiter, welche dem Lord-Herzog bisher treu geblieben waren, fahnenflüchtig zu werden begannen."

„Nun entstand unter den Herren Pairs eine allgemeine Panik und Einer nach dem Andern beeilte sich, der Prinzessin Marie seine Unterwerfung anzuzeigen. So als die Ersten der Herzog von Oxford, der Marquis von Winchester und der Lord Pembroke. So gleich darauf der berühmte Cranmer, Erzbischof von Canterbury, mit fünfzehn anderen Lords. So endlich der Staatsrath in London selbst, auf den Antrag des Lords Arundel, welcher von Anfang an auf der Prinzessin Seite gestanden hatte. Ja, am 19. Juli legte selbst der Herzog von Northumberland, nachdem er den Tag zuvor nach Cambridge zurückmarschirt war, die Waffen nieder und proklamirte auf offenem Marktplatze feierlichst die Prinzessin Marie zur Königin!"

„So endigte in unglaublich kurzer Zeit die Herrschaft der Lady Jane, „der Königin von zwölf Tagen," wie man sie von nun an gewöhnlich nannte, und unter dem unendlichsten Jubel von ganz England nahm die rechtmäßige Erbin Maria, die Tochter Heinrichs VIII., Besitz von dem Throne."

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatten bisher die edlen Herren, die im Hause des alten Wappenkönigs vom goldenen Vließe versammelt waren, dem Vortrag des Herrn von Brederode gelauscht, und als letzterer hier inne hielt, wagte es Keiner von ihnen, das allgemeine Stillschweigen zu unterbrechen. Dieses währte übrigens nur kurze Zeit, denn nachdem Herr von Brederode einen Augenblick in seinem Notizbuche geblättert, ergriff er sofort wieder das Wort, um in seiner Erzählung fortzufahren.

„Ich bin absichtlich," sagte er, „in meinem Bericht über die Thron-

besteigung der Königin Maria etwas weitläufig gewesen, um den Beweis zu liefern, daß es nicht eine Partei, sondern die ganze englische Nation war, welche ihr das königliche Scepter überreichte. Am allerwenigsten kann man behaupten, daß die Katholiken Englands ihr zum Sieg verholfen haben, denn die Nichtkatholiken, welche den Pabst bis zum Tode haßten, waren bei weitem in der Mehrzahl, und wenn sie sich um die protestantische Lady Jane schaarten, so mußte Lady Maria unbedingt unterliegen. Um so größere Ursache hatte letztere, dankbar zu sein, und wenn sie solchem Gefühl, wie es ihre natürliche Pflicht war, Rechnung trug, so durfte sie nie, so lang sie regierte, die Katholiken vor den Protestanten begünstigen. Noch weniger durfte sie, ohne sich einer Niederträchtigkeit schuldig zu machen, der Ausübung der protestantischen Religion Schwierigkeiten in den Weg legen, und nie, gar nie vollends durfte es ihr in den Sinn kommen, Akatholiken wegen ihres Ketzerthums zu verfolgen. So dachten die Engländer, welche die Prinzessin Maria auf den Thron hoben, in ihrer überwiegenden Mehrzahl, und auch die neue Königin dachte in der ersten Zeit ihres Königthums so, denn sie erklärte zu wiederholten Malen laut und offen, daß sie zwar für sich selbst eine gute Katholikin sein und bleiben werde, daß sie es aber Gott überlasse, die Irrenden, d. i. die Protestanten, auf den rechten Weg zu leiten. Mit andern Worten, sie machte sich dazu verbindlich, in religiösen Dingen nie unduldsam zu verfahren, und wenn sie dieses ihr feierliches Versprechen gehalten hätte, wie unendlich glücklich könnte nicht England jetzt sein! Sie hielt es aber nicht nur nicht, sondern wurde sogar eine so wüthende Verfolgerin des Protestantismus, daß man sie jetzt allgemein nur die „blutige Maria" nennt, weil sie schon Tausende für ihren Glauben bluten ließ."

„Wie kam nun die Königin Maria zu dieser eben so niederträchtigen als verbrecherischen Umwandlung ihrer Grundsätze? Etwa blos durch sich selbst, so wie man sagt, von ihrem eigenen Innern heraus, oder brachten dieß Andere von Außen her zu Stande? Ich glaube nachweisen zu können, daß die Hauptschuld an allen den Scheußlichkeiten, welche eben jetzt in England an der Tagesordnung sind, kein Anderer trägt, als nur allein Derjenige, welchem die Königin Maria nicht lange nach ihrer Krönung die Hand am Altare reichte, also der Prinz Philipp von Spanien, derselbe, welcher heute der Regent der Vereinigten Niederlande geworden ist. Ohne ihn und seinen Einfluß wäre es nie so weit gekommen, daß Maria des Tages vergaß, an welchem sie von ihren Unterthanen, den protestantischen wie den katholischen, in begeisterter Uebereinstimmung auf den Thron Heinrichs VIII. gehoben wurde; es wäre nie so weit gekommen, daß ein ursprünglich hochherziges Wesen sich zur Dirne des Papismus herabwürdigte!"

„Doch ehe ich nun daran gehe zu berichten, wie und wann Philipp von

Spanien der Gemahl der Königin Maria geworden sei, muß ich vorher constatiren, daß Maria gleich mit der Ergreifung der Zügel der Regierung einige Hinneigung zur Gewaltthätigkeit und selbst zum Blutdurst an den Tag legte. Es mochte dieß ein Erbstück ihres Vaters sein, aber jedenfalls war es ein sehr schlimmes, und Viele zogen schon aus der blutigen Bestrafung des Verraths des Lord-Herzogs von Northumberland eine keineswegs gute Vorbedeutung. Der Lord-Herzog nämlich wurde noch in derselben Stunde, da er die Waffen niederlegte, verhaftet und ebenso geschah gleich darauf mit den andern Hauptbetheiligten am besagten Verrathe. So insbesondere mit der Prätendentin Lady Jane und ihrem jungen Gatten; so mit deren Eltern, dem Herzog und der Herzogin von Suffolk; so endlich mit dem ältesten Sohne des Herzogs von Northumberland und den bedeutendsten Führern des northumberländischen Heeres. Auch sprachen die Gerichte über sämmtliche Gefangene wegen begangenen Hochverraths das Todesurtheil aus; allein vollzogen wurden diese Urtheile nur an dem Lord-Herzog von Northumberland, seinem ältesten Sohne und den vier Baronets Sir John Gates, Sir Henry Gates, Sir And. Dudley und Sir Thomas Palmer. Sie starben auf dem Blutgerüste am 22. August 1553, obwohl sie selbst kein Blut vergossen, ja nicht einmal einen blinden Schuß gethan hatten. Die Andern blieben entweder im Gefängnisse oder entließ man sie mit dem Gnadenbrief in der Tasche. Doch war diese Milde der Königin Maria eine nur scheinbare, denn schon wenige Monate nachher wurde der bekannte Aufstandsversuch des Thomas Wyatt, von dem ich gleich nachher sprechen werde, dazu benutzt, um auch über die Lady Jane und ihre Angehörigen das Racheschwert zu schwingen und sie sämmtlich dem Tode zu überliefern."

„Nachdem ich somit constatirt, daß die Königin Maria von Natur aus dem Blutvergießen nicht abgeneigt war, komme ich auf die zwei Fragen zurück, wie und aus welchen Gründen der Prinz Philipp von Spanien der Gemahl der besagten Königin geworden ist."

„Ich habe sie oft und viel gesehen, die blutige Maria, wie man sie jetzt nennt; aber nie war sie im Stande, einen angenehmen Eindruck auf mich zu machen, und wie es mir erging, so erging es wohl auch der übrigen Welt. Von Wuchs nämlich ist sie sehr klein; dazu dünn und mager, ein ganz unscheinbares Figürchen, und auf diesem Körperchen sitzt ein Kopf mit blassen, schlaffen Wangen, dem man das Alter von fast vierzig Jahren nur allzu gut ansieht. Nur die Augen haben Leben und eben so verräth auch ein Zug um die dünnen Lippen ein gewisses sinnliches Begehren, wie man's bei alten Jungfern oft findet. Von Anziehungskraft konnte also bei der Königin Maria nicht die Rede sein, trotzdem sie seit ihrer Tronbesteigung durch überladene Kleiderpracht und sonstigen überreichen Putz alles that, um sich Reize zu geben, die sie

nicht besaß. Allein dennoch meldeten sich der Bewerber um ihre Hand eine Menge, denn sie war ja eine Königin und brachte somit ihrem Gemahl eine Mitgift, die sich mit einer andern nicht vergleichen läßt. Da waren von Ausländern Numero eins der König von Ungarn; Numero zwei der König von Dänemark; Numero drei der Infant von Portugal; Numero vier der Prinz von Piemont, und endlich Numero fünf der Prinz Philipp von Spanien. Das Inland aber stellte ein ganzes Dutzend, lauter Lords und Lordssöhne vom höchsten Rang, und Maria durfte nur die Hand ausstrecken, so hing an jedem Finger ein neues Dutzend. Doch bald zeigte sich's, daß die Königin zwischen zwei Candidaten hin- und herschwankte, nämlich zwischen dem Prinzen von Spanien und zwischen dem Herzog von Devonshire, während die Uebrigen gar keine Hoffnung hatten."

„Was den letzteren, den Herzog von Devonshire anbelangt, so war sein Familienname eigentlich Courtney und einen andern Namen führte er auch nicht, als ihn die Königin kennen lernte. Denn wo lernte sie ihn kennen? Nirgends anders als im Tower zu London, den sie drei Tage nach ihrer Erhebung zur Königin besuchte. Dort nämlich, in diesem festesten aller Kastelle, saß der junge Courtney, von Heinrich VIII. zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wegen keines anderen Verbrechens, als daß er der Enkel der Gräfin von Salisbury und der Sohn des Marquis von Exeter war, welche beide der tyrannische Heinrich, um sie für ihre Anhänglichkeit an seine erste Gemahlin Katharina von Arragonien zu strafen, noch in der letzten Zeit seines Lebens hatte hinrichten lassen. Dort saß er, nach dem ursprünglichen Namen seiner Familie einfach Courtney geheißen, weil von Heinrich VIII. sein ganzes Erbe nebst allen daran geknüpften Titeln eingezogen worden war, viele Jahre lang und nie und nimmer sollte er das Tageslicht wieder erblicken. Ja noch mehr, nicht einmal eine ordentliche Unterhaltung gewährte man ihm und von einer standesgemäßen Erziehung, wie sie dem Abkömmling eines so edlen Hauses gebührte, war ohnehin keine Rede! So mußte der junge Courtney seine schönste Jugendzeit vom vierzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre — denn unter der Regierung des kindischen Eduard VI. blieb seine Behandlung ganz dieselbe — in harter Gefangenschaft schmachten, allein so wie die Königin Maria den Tower besuchte, so war es ihr Erstes, dem jungen Mann die Freiheit zu schenken. Hatte ja doch die enthauptete Gräfin von Salisbury, die Großmutter Courtney's, ihre, der Königin, erste Erziehung geleitet, während dessen Mutter, die Marquise von Exeter, ihre Spiele wie ihre Lehrstunden theilte! Also aus Dankbarkeit schon mußte sich die Königin des jungen Courtney annehmen; doch gleich beim ersten Anblick des kräftigen schönen Jünglings kam noch ein anderes Gefühl mit in's Spiel. Somit gab sie ihm schon den Tag darauf den Titel seines Vaters, des Marquis von Exeter,

zurück und nach Verfluß von noch nicht drei Wochen erhob sie ihn unter Entwicklung eines großen Pomps zum Herzog von Devonshire. Ueberdem schenkte sie ihm einen Palast in London und zeichnete ihn überhaupt bei jeder Gelegenheit so sichtlich aus, daß nach kurzem schon kein Mensch am Hofe daran zweifelte, sie werde ihn zu ihrem Gemahl erheben. Warum auch sollte sie dieß nicht thun, da sie ihm doch offenbar ihre volle Zuneigung geschenkt hatte?"

„Damals — es war dieß im August 1553 — sprach der Gesandte Karls V., der Staatsrath Simon Renard, zum ersten Mal mit ihr von dem Wunsche des Kaisers, sie möchte seinem einzigen Sohne die Hand reichen, um hiedurch, außer Frankreich, so zu sagen ganz Europa unter Einem Scepter zu vereinigen; allein der Gesandte erhielt nur eine kurze, wegwerfende Antwort, denn, natürlich, sie war in Courtney verliebt. Nach sechs Wochen jedoch hatte sich bereits die ganze Sachlage geändert und sie dachte nur noch an die Heirath mit dem Prinzen Philipp von Spanien. Wie machte sich nun dieß so schnell? Viele meinten, Courtney habe die Liebe der Königin durch sein anmaßendes Betragen selbst verscherzt und in der That mochte an dieser Ansicht etwas Wahres sein, denn der junge Mann kannte sich vor Hochmuth kaum mehr, als die Königin ihm so zu sagen auf Tritt und Schritt nachging. Ueberdem gab es in der nächsten Umgebung Maria's einige ältere wohlmeinende Männer, welche ihr vorstellten, wie wenig der junge Courtney wegen seiner großen Kenntnißlosigkeit und Mißerziehung dazu passe, den Thron mit ihr zu theilen, und auch diese Vorstellung mag das ihrige dazu beigetragen haben, die Gefühle Marias umzustimmen. Noch größeren Einfluß hierauf übte vielleicht der Staatsrath Renard aus, indem dieser nicht müde wurde, zu der Königin von den politischen Vortheilen zu reden, welche die Verbindung mit Philipp von Spanien für England haben würde, und überdieß den Ruhm und Glanz zu schildern, der aus solcher Ehe für Maria persönlich hervorgehen müßte. Allein wenn auch dieses letztere Moment so wie die beiden ersteren von großer Wirkung auf die Königin gewesen sein mögen, so waren sie doch ganz sicherlich nicht entscheidend. Vielmehr trug die Candidatur des Prinzen Philipp erst dann den vollständigen Sieg davon, als zu Anfang des Monats Oktober 1553 ein unmittelbarer Abgesandter des Pabstes Julius III., sein vertrauter Hausprälat Commendone, in tiefstem Incognito und natürlich als weltlicher Herr verkleidet mit einem eigenen Schreiben Seiner Heiligkeit an Maria in London anlangte. In diesem Schreiben nämlich machte der Pabst das Seelenheil der Königin, so wie auch das ihrer Unterthanen, davon abhängig, daß dieselbe dem spanischen Thronerben die Hand reiche, und nun, wenn der Oberhirte der Christenheit sich so aussprach, wie hätte da die gut katholische Maria noch länger unentschieden bleiben können? Wohl setzten jetzt der französische und der venetianische Gesandte alle Hebel in Bewe-

gung, um dieselbe wieder anderer Gesinnung zu machen; wohl sandte das Unterhaus des Parlaments eine eigene Abordnung an sie, um ihr vorzustellen, daß es das größte Unglück für sie und England wäre, wenn sie einem Ausländer ihre Hand reichte — sie blieb fest bei dem Entschlusse, den einzigen Sohn und Erben des großen Kaisers Karl, den ihr an Bigottismus gleichenden Philipp von Spanien, mit ihrer Hand zu beglücken."

„Jetzt ging's schnell und schon am Morgen des Neujahrstags landeten am Tower Wharf in London die Gesandten des Kaisers, welche officiell um die Hand der Königin für seinen Sohn werben sollten. Ihrerseits ernannte dann Maria eine Commission, bestehend aus dem Kanzler und Bischof Gardiner, dem Grafen von Arundel, dem Lord Paget und Andern, um mit der Gesandtschaft die Heirathsartikel festzusetzen, und die Herren gingen sofort an die Arbeit. Alles ward in wenigen Tagen fertig gebracht und natürlich glaubte man nun allgemein, daß die Hochzeit sogleich folgen werde. Allein siehe da, es erhob sich in diesem Momente ein Sturm über England, der beinahe das ganze Regiment umgeworfen hätte."

„Das erste Säuseln desselben machte sich in Exeter bemerkbar, wo eine große Volksversammlung den Beschluß faßte, es müsse die Landung des spanischen Prinzen, wenn nöthig, selbst mit Gewalt verhindert werden, denn der Prinz, wenn einmal in England angekommen, könne seiner Natur nach kein anderes Ziel verfolgen, als das der Unterdrückung der englischen Nation. Es lag eine Art Vorgefühl dessen, was wirklich kam, in diesem Beschluß und deßhalb stimmten ihm nicht nur die Einwohner von Exeter einhellig bei, sondern er fand auch begeisterten Wiederhall in dem übrigen England. Doch die Regierung, eben so schnell als energisch einschreitend, schickte in gehöriger Anzahl Truppen nach Exeter und ließ die Wortführer der Versammlung verhaften. Damit, glaubte man, werde jeder weiteren Volksbewegung der Nerv abgeschnitten sein; allein die Furcht vor den Folgen einer Heirath Marias mit Philipp, sowie der daraus entspringende Zorn war bereits zu tief gewurzelt, als daß es nicht zu noch schärferen Ausbrüchen hätte kommen sollen, und besonders machte sich diese Volksstimmung in Kent bemerkbar. Wohl sandte die Königin sofort den Lord Wheaton dorthin, um die Leute zu beruhigen; es half nichts, sondern plötzlich, so zu sagen über Nacht, brachte Sir Thomas Wyatt, ein angesehener Edelmann der Grafschaft, fünfzehnhundert Mann unter die Waffen und schlug am 22. Januar 1554 sein Lager bei dem alten Schloß Rochester auf. Die Königin, so verkündete er laut, hat ihr feierliches Versprechen, die Freiheit der Religion nicht anzutasten, damit gebrochen, daß sie im Begriff ist, einem päbstlichen Ausländer die Rechte eines Königs von England zu übertragen, und wir sind ihr deßhalb keinen Gehorsam mehr schuldig. Dieser Aufruf fand in ganz Kent ungeheuren

Beifall und von allen Seiten strömten dem Sir Thomas Freiwillige zu. Ueberdem gelang es ihm, sich eines Artillerieparks von sechzig Kanonen zu bemächtigen, von den Schiffen nämlich, welche im nahen Hafen von Sheerneß ausgerüstet wurden, um dem Prinzen von Spanien als Ehrengarde entgegenzufahren. Darum, als der Herzog von Norfolk, welchen die Königin Maria in aller Eile den Aufständischen entgegensandte, diese in den nächsten Tagen angriff, erlitt er nicht nur eine Niederlage, sondern es ging auch ein großer Theil seiner Truppen zu Wyatt über, und dieser marschirte nun mit seiner ganzen Macht, die jetzt bereits auf 15,000 Mann angeschwollen war, auf London zu. Alle Welt hielt in diesem Augenblicke die Sache der Königin für verloren, denn in London selbst gab es eine Menge von Solchen, welche mit Wyatt sympathisirten, und es konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß dieselben einen Aufstand erregen würden, sobald das Rebellenheer vor den Thoren der Stadt anlange. Allein nunmehr bewies Maria, daß ein guter Theil von ihres Vaters Energie in ihr wohne, und ohne sich lange zu besinnen eilte sie, begleitet von allen Lords und Ladies ihres Hofes auf die Guildhall, das große Rathhaus von London, wo sich so eben wegen der drohenden Gefahr die Vertreter der Stadt versammelt hatten. Ihr Erscheinen schon machte einen großen Eindruck; noch mehr ihre Rede, die sie an den Magistrat und die Bürgerschaft hielt. Berief sie sich doch auf die allgemeine Begeisterung, mit der man sie auf den Thron erhoben habe! Versprach sie doch, ihrem Volke eine Königin zu bleiben, in deren Herzen nichts als Liebe, Milde und Gerechtigkeit wohne! Kurz gesagt, ihre Worte zündeten und einstimmig schrie Magistrat wie Bürgerschaft, wir wollen für unsere Königin sterben. Auch ging man sofort mit Feuereifer an die Vertheidigung der Stadt und nach weniger als zwölf Stunden schon standen 25,000 Londoner Bürger unter den Waffen."

„Dieser Tag rettete der Königin Maria den Thron; dieser Tag aber war es auch, welcher die englische Nation dem blutigen Beil der papistischen Verfolgungswuth überlieferte. Erschreckt nämlich durch die Nachrichten, die er aus London erhielt, stand Wyatt auf seinem Siegesmarsch still und dieses sein Stillstehen entmuthigte den größten Theil seiner Anhänger so sehr, daß Tausende sich davon machten. Er zog sich also nach Kingston zurück; sofort jedoch eilte ihm der Graf von Pembroke mit einer starken Macht nach und schließlich blieb dem Sir Thomas nichts übrig, als sich mit den Wenigen, die bis zuletzt bei ihm aushielten, seinen Verfolgern zu ergeben, worauf sie alle in den Tower gebracht wurden. So nahm der großartige Aufstand, der ganz sicher zum Siege geführt hätte, wenn Wyatt gleich im Anfang auf London losgegangen wäre, nach wenigen vierzehn Tagen ein Ende; allein damit war die Sache nicht abgemacht, sondern die Königin Maria wollte jetzt ihre Rache haben. Nicht

zufrieden also damit, den Sir Thomas Wyatt und seine hervorragendsten Mitverschwörer hinrichten zu lassen, befahl sie, auch der Lady Jane, deren jungem Gemahl, dem Lord Guildford Dudley, deren Vater, dem Herzog von Suffolk nebst dessen Bruder und noch einigen weiteren Verwandten den Prozeß zu machen, denn die ganze Wyatt'sche Bewegung sei darauf abgesehen gewesen, die Lady Jane auf den Thron zurückzubringen. Wie aber endigte dieser Prozeß? Wie alle Welt voraussehen konnte, damit, daß Lady Jane und alle die Ihrigen im Hofe des Tower enthauptet wurden. Ja damit war es noch nicht einmal genug, sondern eine Menge von Andern, welche entweder an der Bewegung theilgenommen oder sich ihr doch wenigstens nicht entgegengestellt hatten, mußten ins Gefängniß wandern, wenn sie es nicht vorzogen, in der schnellsten Flucht nach dem Festlande Sicherheit zu suchen."

„Nunmehr stand der Hochzeit Marias mit Philipp von Spanien nichts mehr im Wege, denn es gab jetzt in England überhaupt Niemanden mehr, der dem Willen der Königin ernstlichen Widerstand hätte entgegensetzen können. Unwillen und Zorn über die Verbindung war genug vorhanden und ebenso eine instinktive Furcht vor den Tagen, die da kommen würden; aber durch die Beseitigung aller derjenigen, welche sich etwa an die Spitze eines neuen Aufstandes hätten stellen können, so wie endlich auch durch die Confiskation aller Waffen in den besonders aufgeregten Grafschaften, bekam die Königin die vollste Freiheit der Action. Trotzdem verzögerte sie ihre Vermählung noch mehrere Monate lang, indem Kaiser Karl V. seinen Sohn nicht der Gefahr aussetzen wollte, von exaltirten Engländern anderen Glaubens insultirt oder gar am Leben bedroht zu werden, und erst am 19. Juli 1554 landete Philipp mit großem Gefolge in Hampton-Court. Um so größer aber waren die Feierlichkeiten, welche nun von der Königin veranstaltet wurden, und am Hochzeitstag, dem 25. Juli, übertraf die Pracht Alles, was man bisher gesehen hatte."

Abermalen gönnte sich hier Heinrich von Brederode einige Ruhe, aber schon nach wenigen Minuten fühlte er sich so gestärkt, daß er in seinem Berichte fortfahren konnte. „Meine edlen Herren und Freunde," sprach er, „ich komme nun an den traurigsten Theil meines Berichtes und es flößt mir ein ordentliches Grausen ein, wenn ich an das denke, was ich seit jenem Vermählungstage Philipps von Spanien mit Maria von England mitansehen mußte. Frisch und fröhlich hätte sich die englische Nation entwickeln können, wenn Maria jedwedem ihrer Unterthanen die Freiheit des Glaubens gelassen haben würde; aber ihr Gemahl war ein bigotter Papist und die liebesüchtige, vierzigjährige Dame that Alles, was ihrem jungen Gemahl nur irgend gefallen konnte. Freilich Hinneigung zum Bigottismus besaß auch sie von Anfang an und deßhalb führte sie nicht nur sogleich nach ihrem Regierungsantritt den gewaltthätigen

Bischof Gardiner von Winchester, den die vorige Regierung abgesetzt und eingekerkert hatte, auf seinen Bischofssitz zurück, sondern sie ernannte ihn auch sofort zu ihrem Kanzler und ersten Minister. Allein davon, daß man es gewagt hätte, die Protestanten ihres Glaubens wegen zu verfolgen — davon war keine Rede, so lange Philipp sich nicht König von England nannte. Im Gegentheil man hütete sich, die Nichtkatholiken irgend zu beleidigen, und beide Glaubensbekenntnisse, das neueingeführte protestantische und das alte katholische, bestanden ungefährdet neben einander. Jetzt aber wurde auf einmal Alles anders, denn Philipp hatte geschworen, daß ganz England wieder so gut päbstlich werden sollte, als es je vor Heinrich VIII. gewesen war."

„Daß dem Pabste Alles daran liegen mußte, seine Auctorität in England wieder herzustellen, kann man sich denken und deßwegen hatte er längst in dem Cardinal Pole einen sogenannten Legatus a Latere, das ist einen außerordentlichen Gesandten und Generalbevollmächtigten bei der Königin Maria accreditirt. Allein bis tief in den Sommer 1554 hinein wagte es der Cardinal nicht in England zu erscheinen und zwar aus sehr triftigen Gründen. Als ein vornehmer Engländer von Geburt nämlich — er gehörte dem Hause York an — war er unter Heinrich VIII. bis zum Bischof von Winchester vorgerückt und lange Zeit galt er als der Günstling dieses Königs. Da trennte Heinrich VIII. sich und sein Land plötzlich von der römischen Kirche und nun war der Gegensatz zwischen ihm und dem Bischof Pole da. So scharf war aber dieser Gegensatz, daß Pole, welcher flüchtig geworden, für ewige Zeiten des Landes verwiesen und aller seiner Güter, so wie auch seiner Titel und Würden beraubt wurde. Nun ging der Flüchtling nach Rom, wo ihn der Pabst höchst ehrenvoll aufnahm und gab dort die heftigsten Schmähschriften gegen den König von England heraus. Noch mehr, er stachelte auch den Pabst zu einer so fürchterlichen Wuth gegen England auf, daß derselbe sowohl dessen Regenten als auch dessen Volk mit dem Bannfluch und Interdikt belegte und überhaupt Alles that, was nur ein Feind in der Tollwuth thun kann. Man kann sich daher denken, mit welchen Augen der inzwischen zum Cardinal vorgerückte Pole in England angesehen wurde, und sicherlich hätte man ihn, wenn er zu Heinrichs Zeiten die Insel betrat, daselbst wie einen vogelfreien Verbrecher behandelt. Kein Wunder also, wenn Pole es nicht wagte, nach England hinüberzuschiffen, so lange dort die von Heinrich VIII. herrührenden Gesetze in Kraft waren; allein jetzt nach der Besiegung des Wyatt'schen Aufstandes besaß die Königin Maria die Kraft, und nach der Heirath mit dem papistischen Philipp besaß sie den Willen, diese Gesetze abzuändern. Zum Beweis dessen setzte sie im Spätsammer 1554 alle Hebel in Bewegung, damit ein ihr durchaus ergebenes Parlament gewählt würde, und da alle widerstandsfähigen Elemente, so weit man sie nicht hingerichtet hatte,

entweder im Gefängnisse saßen oder ins Ausland geflohen waren, so gelang ihr dieß auch, obwohl allerdings nicht ohne Mühe und nur mit Hülfe großartiger Bestechung der Wähler. Zu gleicher Zeit restituirte sie fast sämmtliche frühere katholische Bischofssitze und gab zum Beispiel den zu London dem ultrapapistischen Bonner, den zu Durham aber dem eben so gesinnten Tonstall. Endlich, nachdem Alles gehörig vorbereitet, sandten zu Anfang des November 1554 Philipp und Maria gemeinschaftlich die Lords Paget und Hastings nach Gent, wo sich der Cardinal Pole, um von da aus die Bewegungen in England zu beobachten, aufhielt, und luden den hohen Prälaten feierlichst ein, nach England überzuschiffen, damit er allda den Papismus in all' seiner Glorie wiederherstelle."

„Das war der Anfang von dem gräßlichen Drama, das nun in Scene gesetzt wurde. Der Cardinal Pole nämlich machte, wie sich von selbst versteht, von der feierlichen Einladung Gebrauch und schiffte sich sofort noch im November in Begleitung der beiden außerordentlichen Gesandten und ihres ansehnlichen Gefolges nach England ein. In Dover, wo er ausstieg, erwartete ihn ein neuer außerordentlicher Gesandter, der Lord Shrewsbury, und überreichte ihm ein königliches Dekret, kraft welches die von Heinrich VIII. gegen Pole erlassenen strengen Befehle aufgehoben und ihm alle die früher entrissenen Würden und Besitzthümer wieder zurückgegeben wurden. Nun ging's vorwärts über Canterbury nach London, aber nicht in der Weise, wie man sonst zu reisen pflegt, sondern auf Befehl des Königspaares Philipp und Maria waren in allen bedeutenderen Ortschaften, durch welche der Cardinal mit seiner großen Begleitung kam, Ehrenpforten errichtet, und überdem begrüßten den hohen Prälaten verschiedene katholische Deputationen. Auch am Eingang in die gute Stadt London stand eine Ehrenpforte und neben derselben hatte sich der Kanzler Gardiner, Bischof von Winchester, mit einem großen Cortege postirt. Nicht minder hielt da eine ganze Reihe von königlichen Gallawägen und in den ersten derselben, den reichsten von allen, setzte sich der Cardinal mit dem Kanzler, um nach Whitehall, der königlichen Residenz in London, zu fahren; die anderen Wägen nebst den vielen Reitern folgten nach, so daß das Ganze eine Art von Siegeszug vorstellte, welcher natürlich fast die ganze Londoner Bevölkerung auf die Beine brachte. Schon dieß war gewiß der Ehre genug, aber dem Königspaar Philipp und Maria deuchte es doch noch zu wenig und so gingen sie denn, als sie den Zug herannahen sahen, dem Cardinal bis an den Fuß der Freitreppe ihres Palastes entgegen — eine Ehre, welche sie vielleicht kaum einem gekrönten Haupte erwiesen hätten. Dafür empfingen sie übrigens auch einen Dank von ganz außerordentlicher Art; nämlich der Cardinal überreichte ihnen, nachdem sie ihn in ihrer Mitte in den Audienzsaal geführt hatten, eine

Bulle Seiner Heiligkeit des regierenden Pabstes Julius III., kraft welcher der furchtbare Bannfluch, welchen sein Vorgänger über England geschleudert, vollständig aufgehoben und ihnen dagegen der apostolische Segen ertheilt wurde."

„Also glänzend war der Empfang, welchen man dem Cardinal Pole in England zu Theil werden ließ, und nun konnte natürlich über die Absichten des Königspaares kein Zweifel mehr obwalten. Auch brachte die Regierung sofort im Parlamente einen Gesetzesentwurf ein, nach welchem die Auctorität des Pabstes, sowie überhaupt die altkatholische Kirche in ganz England wiederhergestellt werden sollte, und der Cardinal Pole hielt, als das Parlament zur Berathung des Entwurfes schritt, eine feurige, über zwei Stunden lange Rede, in welcher er die Mitglieder jenes Körpers beschwor, ihre Seelen durch Rückkehr zum alten Glauben zu retten. Doch wagte er es in dieser Rede nicht, zur Ausrottung des Ketzerthums aufzufordern, sondern im Gegentheil schlug er milde Saiten an, wahrscheinlich um die Parlamentsmitglieder desto sicherer für den Regierungsantrag günstig zu stimmen. „Ich bin nicht gekommen, niederzureißen" — so schloß er seinen Vortrag — „sondern ich bin gekommen, um aufzubauen. Ja versöhnen will ich, und nicht verurtheilen; gewinnen will ich die englische Nation, aber ohne Zwangsmaßregeln und Gewalt." Eine solche Sprache mußte nothwendig einen günstigen Eindruck machen und die Folge war, daß das Parlament dem Gesetzesentwurf, obwohl allerdings nur unter heftigem Widerspruch Einzelner, seine Zustimmung ertheilte. Das Königspaar Philipp und Maria hatte also jetzt erreicht, was es erreichen wollte, und alsobald wurde jetzt eine Gesandtschaft nach Rom abgesandt, um dem Stellvertreter Christi das frohe Resultat zu verkünden."

„Doch ging man nun wirklich in solch' versöhnlicher Weise zu Werk, wie der Cardinal Pole so feierlich versprochen hatte? Großer Gott, die Papisten und versöhnlich! Ueberdem die Papisten und ihr Wort halten! Nein, Philipp von Spanien in Verbindung mit den Päbstlichen kannte nur ein einziges Ziel, das der Ausrottung des durch Heinrich VIII. eingeführten Protestantismus, und weil dieses Ziel durch sanfte Ueberredung nicht erreicht werden konnte, so blieb nichts übrig als Gewalt. Ja wohl nichts als Gewalt und zwar die roheste, grausamste, blutigste Gewalt! Freilich auf Einem Punkt bestand der Cardinal Pole mit seinen Verbündeten nicht, auf dem Punkte meine ich, daß alle Kirchengüter sofort restituirt werden müßten. Bekanntlich nämlich hob Heinrich VIII. mit der Einführung des Protestantismus die sämmtlichen Abteien und Klöster auf und erklärte deren große Besitzthümer theils für Krongüter, theils schenkte er sie den bei ihm am besten angeschriebenen Adeligen. Ebensowenig schonte er das Einkommen der Bischofssitze, welches bei vielen ein immenses genannt werden konnte, und wiederum wurden seine Günstlinge, sowie auch Hospitäler und

Schulen damit bedacht. Wenn nun der Cardinal Pole darauf bestanden wäre, daß alle diese Güter und Einkommenstheile der katholischen Kirche zurückzugeben seien, so hätten eine Menge von einflußreichen Familien den besten Theil ihrer Habe verloren und selbstverständlich würden sie sich dagegen mit aller Macht gewehrt haben. Ja es lag in der Natur der Sache, daß hieraus eine Revolution zu Gunsten des Protestantismus entstehen konnte, und so ließ man die Frage wegen der Kirchengüterrestitution nicht nur alsobald als unausführbar fallen, sondern das Königspaar publicirte sogar ein Decret, worinnen jenen adeligen Familien der Besitz alles Dessen, was sie dereinstens unter Heinrich VIII. erhalten, für ewige Zeiten garantirt wurde. Allein wenn auch der Cardinal Pole in diesem Punkte nachgab, so beharrte er um so strenger auf der Ausrottung der protestantischen Lehre und hierin stand ihm das Königspaar nebst dem Kanzler Gardiner und dem Bischof Bonner von London getreulich bei."

„Welch' eine Zeit begann nun für England! Vor Allem wurden die Behörden in allen Grafschaften angewiesen, die häretischen Bücher, die sich finden ließen, besonders die Bibeln in englischer Sprache, zu confisciren und auf einem allgemeinen Scheiterhaufen zu verbrennen. Dann erneuerte das Königspaar Philipp und Maria die furchtbaren Ketzer- und Hochverrathsgesetze, welche Heinrich VIII. im Anfang seiner Regierung — er wüthete damals mit Feuer und Schwert gegen alle Anhänger Luther's und Wicklef's, weßwegen ihm auch der Pabst Leo X. den Titel eines «Defonsor fidei» ertheilte — erlassen hatte, und der Kanzler Gardiner wußte schon dafür zu sorgen, daß diese Blutgesetze vollzogen wurden! Endlich errichtete man auf den Antrag König Philipps nach dem Muster der spanischen Inquisition eine aus zweiundzwanzig Personen bestehende Ketzercommission und an die Spitze derselben stellte man den wilden, brutalen Bischof Bonner von London, welcher sich um so glücklicher fühlte, je blutdürstiger und barbarischer er wüthen konnte."

„Wehe nun den Protestanten! In jede Stadt, in jedes Dorf kamen sofort Abgesandte der genannten Commission, um eine Liste der Nichtkatholiken aufzunehmen, und war dieß geschehen, so forderte man die Ketzer, wie man sie nannte, auf, in die alleinseligmachende Kirche zurückzukehren. Thaten sie dieß, das heißt gingen sie zur Messe und beichteten sie, so begnügte man sich hiebei, wenigstens beim gemeinen Volke und den Laien überhaupt, denn bei diesen bestand ja der Katholicismus von jeher fast nur aus einigen Aeußerlichkeiten und Ceremonien. Weigerten sie sich aber, ei natürlich, dann schritt man zu etwas schärferen Maßregeln, obwohl noch keineswegs zu den schärfsten. Mit andern Worten, man kerkerte die Widerspenstigen ein oder confiscirte man ihr Vermögen, um sie mürber zu machen, und bei sehr Vielen verfing dieses Mittel. Die Leute dachten, es sei vernünftiger, ein paar Ceremonien mitzumachen, als seine Güter

mit sammt seiner Freiheit einzubüßen, und so schickten sie sich denn in Gottesnamen in die Zeit, ohne jedoch innerlich irgendwie umgewandelt zu werden. Nicht Wenige jedoch, sich solcher Heuchelei schämend, erklärten furchtlos, in ihrem neuen Glauben leben und sterben zu wollen, und gegen diese kannten die Ketzerrichter selbstverständlich keine Gnade mehr. Ihrer Hunderte also warf man in finstere Kerker, in elende, eckelhafte, stinkende Löcher, wo es selbst die niedrigsten Thiere kaum auszuhalten vermocht hätten. Andere Hunderte belastete man mit den schwersten Ketten und schloß sie zugleich so an die Wand an, daß sie weder liegen noch sitzen konnten. Wieder andere Hunderte schlug man so mit Stöcken oder strich sie so lange mit Ruthen auf den bloßen Leib, bis sie, ganz mit Schwüren bedeckt, lebendigen Leibes faulten. Noch Mehrere hungerte man zu Tode, nachdem man ihnen die rechte Hand langsam über einem Lichte geschmort hatte, oder auch ließ man sie vor Durst verschmachten. Kurz, der Martern, die man gegen sie anwandte, war es eine Legion, und Alles zur Ehre Gottes, des Allliebenden und Allgütigen. Wenn man aber so barbarisch schon gegen das niedere Volk verfuhr, wie viel härter noch gegen die Höherstehenden und besonders gegen die Gottesgelehrten, das ist die protestantischen Bischöfe, Pfarrer und Universitätsprofessoren! Sie mußten erdulden, was man nur von Scheußlichkeiten ersinnen konnte, und wenn sie dennoch fortfuhren, den Rücktritt zur katholischen Kirche zu verweigern, dann errichtete man Scheiterhaufen, auf denen man sie, wie in Spanien bei den Auto-da-fés, lebendig zu Asche verbrannte."

So weit war Heinrich von Brederode gekommen, als die sämmtlichen Anwesenden einen lauten Schrei des Zornes ausstießen. Ja Einige rißen das Schwert aus der Scheide, als ob sie dreinschlagen wollten, und Andere murmelten die heftigsten Verwünschungen.

„Ist das nicht übertrieben, mein junger Freund Brederode?" sagte endlich der Prinz von Oranien. „Wir haben hier zu Lande wohl von grausamen religiösen Verfolgungen gehört, welche jetzt in England gang und gebe seien, allein was man uns von Verbrennungen erzählte, das hielten wir für Fabeln und Dichtungen."

„Fabeln und Dichtungen?" erwiederte Heinrich von Brederode, dessen Auge von Bitterkeit und Abscheu leuchtete. „Nun, ich habe mehreren dieser Fabeln und Dichtungen selbst beigewohnt und kann daher aus eigener persönlicher Erfahrung sprechen. Ueberdem muß ich noch hinzusetzen, daß man schwerlich außerhalb England eine Ahnung davon hat, wie über alle Begriffe scheußlich der Verbrennungsact selbst von Statten geht. Die erste Hinrichtung dieser Art fand am 5. Februar des laufenden Jahres in London statt und der Hingerichtete war Doctor Rogers, der erste Prediger an der St. Paulskirche in London. Doch weiß ich von diesem Auto-da-fé nur, was man mir später erzählte, und so will ich stillschwei-

gend darüber hinweggehen. Vier Tage später dagegen, am 9. Februar, ward der protestantische Bischof Hooper verbrannt und dieser furchtbaren Katastrophe wohnte ich von Anfang an bis zu Ende bei. Man hatte einen großen Holzstoß in runder Form mit einer Lücke in der Mitte errichtet und in dieser Lücke stand der Bischof mit einer Kette an einen mächtigen Eichenpfahl angekettet. Auf ein Zeichen setzte man das Holz ringsum in Brand; allein weil dasselbe aus lauter grünen, nassen Scheitern bestand, so hielt es schwer, eine wirkliche Flamme hervorzurufen, und so ward der Körper des unseligen Opfers papistischer Tollwuth mehr geröstet als verbrannt. Endlich brachten die Scharfrichter, auf der einen Seite wenigstens, trockenes Holz herbei; doch jetzt blies der Wind von der entgegengesetzten Seite und die Folge hievon war, daß wohl die Beine und untern Extremitäten Hooper's verkohlten, nicht aber seine Brust und sein Kopf. Er hatte also noch sein volles Bewußtsein, als das trockene Holz verzehrt war, und mit einer Stimme, die Jedermann durch Mark und Bein ging, schrie er: Um Gottes Barmherzigkeit willen, Leute, schüret das Feuer besser, daß ich endlich sterben kann! Zum dritten Mal brachte man nun Holz herbei, allein wieder viel zu wenig, als daß es einen schnellen tödtlichen Erfolg haben konnte. Vielmehr war und blieb es ein langsames Schmoren und selbst dann, als der eine Arm des Gemarterten verkohlt abfiel, behielt derselbe immer noch sein volles Bewußtsein. Endlich nach einem Leiden von vollen zwei Stunden neigte er das unkenntlich gewordene Haupt und der letzte Athemzug entfloh. Einen solchen Tod mußte der Bischof Hooper erleiden, allein noch weit gräßlicher war der Flammentod, welchen der Bischof Ridley am letzten 16. Oktober, also jetzt vor neun Tagen, in Oxford . . . . ."

„Halt, halt," rief hier der Graf von Egmont, den der Abscheu förmlich überwältigte; „erlassen Sie uns weitere Einzelnheiten über diese gräßlichen Morde und schildern Sie uns lieber die Folgen, welche daraus hervorgingen. Ich kann mir nämlich nicht denken, daß eine so kräftige Nation, wie die englische, eine solche wahnsinnige Barbarei in die Länge geduldig trägt."

„In die Länge vielleicht nicht," versetzte der Herr von Brederode, „allein bis zum heutigen Tage hat sich das englische Volk gegen seine blutigen Unterdrücker noch nicht erhoben. Wie konnte es auch nach dem Schrecken, den die Unterdrückung des Wyatt'schen Aufstandes verbreitete! Die besten Männer dort fühlen sich wie gelähmt und jedes neue Auto-da-fé vermehrt noch diese Lähmung. Ein Jeder fürchtet zunächst an die Reihe zu kommen und verbirgt daher seine wahre Gesinnung innerhalb seiner vier Wände. Selbst Thränen des Mitleids wagt man offen kaum mehr zu vergießen, weil man wohl weiß, daß überall spähende Denuncianten in Menge vorhanden sind; die Auswanderung dagegen nimmt mit jedem Tage eine riesenhaftere Ausdehnung an, denn wer es nur

irgend möglich machen kann, entflieht einem Lande, welches einem so furchtbar grausigen Schicksal verfallen ist, wiewohl natürlich die Regierung Alles thut, um eine derartige Flucht zur Unmöglichkeit zu machen."

„Geduldig also," sprach tiefnachdenklich der Prinz von Oranien, als der Erzähler hier innehielt; „geduldig nimmt das englische Volk sein gräßliches Schicksal hin?"

„Ja, geduldig," erwiederte Heinrich von Brederode, „und nur ein einziges Mal bemerkte ich neben der Geduld auch bitteren Hohn. Das war in Cambridge, als die Ketzerrichter zwei Männer, die längst verstorben und begraben sind, vor ihr furchtbares Tribunal citirten."

„Wie? Was?" schrie der junge Graf von Mannsfeld. „Sie citirten zwei Männer, die längst im Grabe lagen? Das wäre ja purer Wahnwitz!"

„Und doch," entgegnete Heinrich von Brederode, „verhält es sich genau so, wie ich sage. Unter den Männern nämlich, welche unter Eduard VI. das Reformationswerk förderten, nahmen Martin Bucer und Paul Phagius eine hervorragende Stelle ein und als sie anno 1551 fast gleichzeitig starben, wurden sie in der Hauptkirche von Cambridge unter großen Feierlichkeiten beigesetzt, denn eben auf der Universität von Cambridge hatten sie als Professoren große Erfolge gehabt. Der Gedanke hieran erfüllte die papistischen Zeloten mit Wuth und sie beschloßen, das Andenken dieser zwei Männer mit ewiger Schmach zu bewerfen. Somit ließen sie große Maueranschläge drucken, in welchen sie den Bucer und Phagius vor ihr Forum luden, damit sie sich wegen ihren ketzerischen Lehren verantworteten, und weil die Beiden natürlich nicht erschienen, so verurtheilten sie dieselben in feierlicher Sitzung zum Feuertode. Man bedenke, zwei Todte und Begrabene wurden zum Feuertode verurtheilt und zwar in allem Ernst und unter großer Ostentation. Das mußte wohl die Leute, welche bei der Fällung des Spruches anwesend waren, zum bittersten Hohnlachen aufreizen, denn man konnte nicht anders glauben, als in einem Narrenhause zu sitzen, da nie zuvor etwas Aehnliches erhört worden war. Das Hohngelächter aber, in welches sofort ganz Cambridge einstimmte, hinderte die jesuitischen Ketzerrichter durchaus nicht, in ihrer verruchten Farce fortzufahren, und sie sandten also eine Commission ab, um die Gebeine der beiden Todten aus ihren Gräbern hervor zu holen. Kaum war dieß geschehen, so errichtete man auf dem großen Marktplatze von Cambridge einen Holzstoß und auf diesem verbrannte man dann die irdischen Ueberreste jener zwei Gelehrten ganz in derselben Weise, wie sonst die lebendigen Bischöfe, Pfarrer und Doctoren. Sie waren nun doch ihres ehrlichen Grabes beraubt und überdem haftete von nun an der Schimpf des Ketzerthums an ihren Namen!"

„Das ist's, meine geehrten Herren und Freunde," schloß nunmehr Heinrich von Brederode seinen langen Bericht, „was ich in England erlebt habe, und

ich glaube nichts mehr hinzusetzen zu müssen. Wiederholen aber muß ich, daß all' diese Unterdrückungen, Grausamkeiten und Bluturtheile erst ihren Anfang nahmen, nachdem Philipp von Spanien der Gemahl der Königin Maria geworden war. Derselbe Philipp von Spanien, welcher heute durch die Abdankung Karls V. Regent der Vereinigten Niederlande geworden ist."

Alle schwiegen still und sahen mit düsteren Augen zu Boden. Bei Einem von ihnen jedoch verschwand der düstere Ausdruck sehr bald, um einem Blicke der Hoffnung Platz zu machen, und zwar war dieß der Fall bei dem Grafen Lamoral von Egmont. „Ich glaube," sprach er, „daß man den König Philipp verkennt. Er ist von Natur nicht grausam und wenn er also in England zu Blutbefehlen schritt, so war es seine bigotte Umgebung, die ihn dazu trieb."

„Sein bigottes Inneres trieb ihn," rief der Graf von Hoorn mit großer Entschiedenheit, „und ich wollte eine Million an einen Kaisergulden setzen, daß, ehe wir es uns versehen, der Versuch gemacht wird, die Ketzerverfolgung mit der Inquisition auch bei uns gerade wie in England einzuführen. Auch bei uns werden Scheiterhaufen errichtet und Bluturtheile in Masse erlassen werden."

„Er soll es wagen!" sprach der trotzige Philipp von Marnix, indem er mit der Faust an sein Schwert schlug, daß es scharf wiederklang. „Ja wohl, er soll es nur wagen, der würdige Gemahl der blutigen Maria; aber so wahr ein Gott über uns ist, beim ersten Blutbefehle, der Philipps Unterschrift trägt, kündige ich ihm die Unterthanenpflicht auf und hinter mir stehen noch Tausende, die ganz ebenso denken, wie ich."

„Hier meine Hand," schrie Graf Ludwig von Nassau, „ich bin auch dabei. Wir vertheidigen unsere Freiheiten mit dem Schwert in der Hand."

„Im Kampfe auf Leben und Tod," setzte der junge Graf von Mannsfeld begeistert hinzu, indem er dem Herrn von Brederode ebenfalls die Hand hinstreckte.

Plötzlich sahen Alle unwillkürlich auf den Prinzen Wilhelm von Oranien, denn er war nicht nur der Angesehenste und Vornehmste unter ihnen, sondern stillschweigend erkannten ihn die sämmtlichen niederländischen Patrioten als ihren obersten Führer an, ohne dessen Genehmigung kein wichtiger Beschluß gefaßt werden dürfte. Er aber, der Prinz, hielt die fragenden Blicke kühnlich aus und ließ sich zu einer bestimmten Antwort durchaus nicht bewegen. Dagegen erhob er sich sofort und gab zum Zeichen des Abschieds jedem der Anwesenden stumm seine Hand. Wohlgemerkt übrigens, der Erste, dem er die Hand drückte, war Philipp von Marnix, und nun wußten sie Alle, daß Wilhelm von Oranien ihre Gesinnungen theile.

Es war schon sehr spät und die Gesellschaft trennte sich daher sofort. Jeder aber nahm die Ueberzeugung mit nach Hause, daß den Niederlanden schwere

Zeiten bevorstünden, denn sie betrachteten den König Philipp von nun an nicht mehr anders denn als einen Menschen, in welchem die beiden schlimmsten Leidenschaften, die einen Herrscher beseelen können, bigotte Unduldsamkeit und despotischer Blutdurst, einen höllischen Verein geschlossen hätten.

Zweites Kapitel.

Philipp II. von Spanien und Se. Heiligkeit der Pabst in Rom.

Wir versetzen uns zuerst nach der lieblichen Vera de Placencia in der Provinz Estremadura in Spanien, wo hart an einem erfrischenden Gießbach in wunderschöner Umgebung das Hieronymitenkloster San Juste liegt, denn in diesem Kloster beschloß der große Kaiser Karl V., der vierzigjährige Oberherr der halben Welt, sein Leben.

Am 25. Okt. 1555 hatte Kaiser Karl seinem Sohne Philipp die Vereinigten Niederlande abgetreten und zwei Monate darauf, den 6. Januar 1556, erfolgte die Abtretung seiner übrigen Reiche. Alles, den ganzen ungeheuren Besitz in der alten und neuen Welt bekam Philipp, jetzt König Philipp II. von Spanien geheißen; nur das Kaiserreich Deutschland nebst den damit verbundenen östreichischen Erblanden gab Karl in die Hände seines Bruders Ferdinand, welchen die Deutschen schon anno 1531 zum römischen Könige erwählt hatten. Er selbst behielt sich nichts vor, als das kleine Leibgeding von 100,000 Gulden jährlich nebst einem stillen Ruhepunkt im Kloster San Juste, darinnen seine letzten Lebenstage, ferne von der Welt und ihren Stürmen, in aller Ruhe und Gottergebenheit hinzubringen.

Nachdem Karl V. auf besagte Weise Alles geordnet, reiste er über Gent nach Vliessingen, wo er sich nach Laredo im Golf von Biscaya einschiffte. Nach einer glücklichen Ueberfahrt setzte er, nur von ein paar Dienern begleitet, seine Reise nach Burgos fort und auch hier kam er ohne irgend einen Unfall an. Allein welcher Gegensatz zwischen dem Empfang, der ihm jetzt zu Theil wurde, und dem, als er vor zehn Jahren in diese Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Altcastilien einzog! Damals, vor zehn Jahren, war er im Besitz all' seiner ungeheuren Macht, sowie der damit verbundenen großartigen Reichthümer, und deßwegen jubelte ihm alle Welt mit Enthusiasmus — gleichviel ob derselbe aus dem Herzen kam oder nicht — entgegen. Jetzt hatte er sich zum einfachen Privatmann degradirt, der weder Würden, noch Titel, noch Gold mehr zu ver-

geben hatte, und so beeilte sich kein Mensch, ihm seine Huldigungen darzubringen. Das ging dem alten Herrn gar tief zu Herzen und wer kann wissen, ob er in diesem Augenblicke nicht seine Thronentsagung schwer bereute?

Doch wenige Wochen später kam er in St. Juste an und ha, wie strahlte nun sein Auge vor Genugthuung! Zwar allerdings war es nur eine sehr kleine Wohnung, die er sich da voriges Jahr hart an's Kloster hin, gleichsam als dessen Fortsetzung, hatte erbauen lassen, denn sie bestand nur aus sechs Zimmern von der Größe der Klosterzellen, allein an diese Wohnung stieß ein Garten, den das Paradies an Lieblichkeit nicht übertroffen haben kann, und hier duftete die Luft so erfrischend-balsamisch, daß selbst ein Todtkranker sich nach wenigen Tagen neugekräftigt fühlen mußte. Fort also mit dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht; fort mit allen Gedanken an die gottlose Welt! Karl V., der große Kaiser, dem die Schätze Indiens zu Füßen gelegen und der vierzig Jahre lang die Welt mit seinem Namen erfüllt — Karl V. lebte jetzt nur noch seinem Garten und der Unterhaltung mit den frommen Mönchen von St. Juste. Seine Möbel bestanden aus einem Tisch, einem Feldbett und ein paar Stühlen; für seine wenigen Bedürfnisse sorgten ein paar alte erprobte Diener; seinen Leibstall nebst seinen Equipagen hatte er auf ein einziges Maulthier reducirt. Wo war je etwas Aehnliches in der Welt vorgekommen?

Lange übrigens sollte der alte Herr sich dieser glückseligen Zurückgezogenheit nicht erfreuen dürfen; nur bis zum 21. September 1558. Aber kurz zuvor gab er der Welt ein Schauspiel, das fast noch mehr von sich reden machte, als vor wenigen Jahren seine Abdankung — ein Schauspiel, das in Scene zu setzen nur einem Karl V. möglich war. Im Februar 1558 nämlich starb Karls Schwester, die Königin Eleonore, und natürlich ließ der überlebende Bruder der Todten eine solenne Messe halten. Einen Monat später feierte Karl den Todestag seiner Mutter und diese verschiedenen Todesfeiern brachten ihn auf einen Gedanken der sonderbarsten Art; auf den Gedanken, sein eigenes Leichenbegängniß bei Lebenszeiten zu feiern. Ich scherze nicht, auf diesen Gedanken kam Karl V., und das war doch gewiß ein Einfall, den man leicht versucht werden dürfte, einen tollen zu nennen!

Schon seit längerer Zeit that Karl V. nichts mehr, worüber er nicht vorher seinen Beichtvater, den Bruder Juan Regla, einen Franziskanermönch, um Rath gefragt hätte, und natürlich wurde sofort Fray Juans Meinung auch über diesen speciellen Fall erforscht. Der Mönch meinte, eine derartige Leichenfeier sei allerdings etwas Neues, allein sie könnte doch möglicherweise zur Erbauung der Menschheit dienen und somit solle der Kaiser sich nicht abhalten lassen, seine Idee auszuführen. Demnach ging der hohe Herr ohne Verzug an die Vorbereitungen und endlich am 30. August 1558 konnte das Leichenfest —

das Leichenfest eines Lebendigen — abgehalten werden. In der Mitte der Klosterkirche erhob sich ein hoher Katafalk, umgeben von brennenden Pechfackeln und umringt von Tausenden von Zuschauern, welche das unerhörte Schauspiel herbeigezogen hatte. Die ganze Kirche war schwarz ausgeschlagen und die Fenster hatte man mit Trauertüchern verhängt. Jetzt erscholl eine dumpfe Musik und unter den Klängen einer Sterbehymne schritt ein langer Trauerconduct zur Kirche herein, voraus acht Mönche, welche eine offene Bahre trugen. In der Bahre aber lag Karl V., schneeweiß gekleidet wie ein Gestorbener, einen Todtenkranz zu seinen Häupten. Sofort setzten die Mönche die Bahre auf den Katafalk, während der Trauerconduct sich in der Runde aufstellte, und nun begann die Geistlichkeit mit dem Celebriren des Todtenamts. Langsam und feierlich ging die Celebrirung ihren Gang und in Andacht verloren sanken alle Anwesenden auf ihre Kniee nieder. Dann hörte man lautes Schluchzen und bald gab's Niemanden in der Kirche mehr, der nicht die bittersten Thränen vergoß. Der alte Kaiser aber lag in seiner Bahre und nichts, gar nichts entging ihm von Allem, was links und rechts von ihm geschah. Er wußte nun, wie es sein werde, wenn man ihn in Wirklichkeit in die Erde versenke, und dieses Wissens wegen hatte er das ganze Schauspiel veranstaltet.

Eigenthümlich übrigens, kaum war's mit der Todtenspielerei vorbei, so nahte sich der wirkliche Tod, denn noch am Abend desselben Tages, an welchem das eben geschilderte Schauspiel in Scene gesetzt wurde, erkrankte Karl V. am Fieber und dieses Fieber führte ihn schnell seinem Ende zu. Der hohe Herr fühlte auch sogleich, daß es für ihn keine Rettung mehr gebe, und darum befahl er, eilends den Erzbischof von Toledo, Don Barthelemy Carranza de Miranda, herbeizuholen, da er nur von ihm die heiligen Sterbsakramente empfangen wollte. Zu rechter Zeit noch kam der Erzbischof und während darauf die Mönche auf Karls Wunsch — er blieb bis an sein Ende beim vollen Bewußtsein — den Psalm De Profundis anstimmten, nahte langsam aber sicher der Tod. Schnell reichte der Erzbischof dem Sterbenden ein Crucifix und mit Inbrunst drückte derselbe es an sich. Dann rief der große Kaiser plötzlich mit lauter Stimme: «Ya voy, Sennor», und mit diesen Worten entfloh der letzte Athemzug. Es war der 21. September 1558, Morgens zwei Uhr, am Tage des heiligen Matthias.

Doch lassen wir die Todten und kehren wir zu den Lebendigen zurück! Im Sommer 1556, also ein halb Jahr, nachdem er beim Leben seines Vaters dessen großes Erbe angetreten, befand sich König Philipp II. in Antwerpen, denn noch hatte er nicht Zeit gefunden, nach Spanien zurückzukehren. Einem jeglichen großen Regenten liegen ja so unendlich viele Pflichten ob, und vollends beim Antritt seiner Regierung, wie furchtbar Vieles gibt es da nicht zu erledigen!

Weiß man doch aus uralter Erfahrung, daß kein König Alles in dem Zustand fortbestehen läßt, wie er es von seinem Vorgänger übernommen hat, sondern daß er vielmehr augenblicklich bald größere, bald kleinere Veränderungen vornimmt, so wie sie seinem Geschmack zusagen. Wie könnte dieses auch anders sein, da ja jeder Mensch ein anderes Temperament und folglich auch andere Liebhabereien besitzt? Dem Könige Philipp muß man es übrigens nachsagen, daß er in dieser Beziehung sich sehr gemäßigt zeigte, wie er denn insbesondere das Ministerium, welches seinen Vater berathen hatte, in allen seinen Gliedern beibehielt. Ja selbst die Statthaltereien der verschiedenen Provinzen seines großen Reiches ließ er so bestehen, wie sie während der letzten Regierungsjahre Karls V. bestanden hatten, und nur allein bei den Vereinigten Niederlanden traf er die Aenderung, daß er die bisherige Statthalterin Maria, Königin von Ungarn, seine Tante, durch den vielerfahrenen Soldaten und Staatsmann Emanuel Philibert Herzog von Savoyen ersetzte. In Beziehung auf die hohe Politik dagegen wich er in sofern von den Wegen seines Vaters ab, als er sofort laut seine Absicht verkündete, mit aller Welt Frieden halten zu wollen, und deßhalb auch gleich im Anfang seinen ersten Minister Anton von Granvella, Bischof von Arras — wir kennen ihn bereits aus dem ersten Kapitel — beauftragte, den Krieg mit Frankreich, den er von seinem Vater übernommen, um jeden Preis zu beendigen.

Den Krieg mit Frankreich, das ist den Kampf auf Leben und Tod um die Oberherrschaft in der Welt, welchen Karl V. mit Franz I. von Frankreich begonnen hatte und mit dem es jetzt, nach vierzig Jahren und nachdem viele Tausende deßhalb von beiden Seiten auf den Schlachtfeldern geblutet, noch immer gerade so stand, wie im Anfang! Ja wohl, noch immer war die Frage nicht entschieden, wer künftig die Suprematie in Europa führen sollte, ob die Krone Frankreich oder das Haus Habsburg; aber trotzdem ging das Streben Philipps II. dahin, Frieden mit Frankreich zu schließen, denn er hoffte das Ziel, zu welchem sein Vater, der Kaiser, mit Waffengewalt nicht hatte gelangen können, auf anderem Wege zu erreichen. Auch wurde in der That schon im Frühjahr 1556 ein Waffenstillstand zwischen den beiden Kronen unterzeichnet; allein zu einem definitiven Frieden wollte es nicht kommen, so viel Mühe sich auch deßhalb der Minister Granvella gab. Und warum kam es nicht dazu? Einfach deßwegen, weil der Pabst von Rom aus alle Hebel in Bewegung setzte, um zu verhindern, daß die bisherige Feindschaft sich nicht in eine Freundschaft verwandle. Vielmehr sollte der Krieg erneuert und der Habsburger Philipp II. gedemüthigt werden.

Wie, in der That, das wollte der Pabst? Ja wohl, das wollte er; aber nicht jener Pabst, Julius III. geheißen, welcher in Rom die Kanonen von der

Engelsburg donnern ließ, als er vernahm, daß der so überaus gutkatholisch erzogene Prinz Philipp von Spanien von der Königin Maria von England zu ihrem Gemahl erwählt worden sei. Nicht jener Julius III., der bei der ersten Nachricht von der Hinrichtung protestantischer Bischöfe und Prediger zu London durch alle Straßen seiner Residenz eine große Freudenprozession veranstaltete und dann mit lauter Stimme das «Te Deum laudamus» in der Peterskirche anstimmte. Nicht jener Pabst, der im Februar 1555 dem Könige Philipp ein höchsteigenhändig verfaßtes Beglückwünschungsschreiben sandte und ihn darin seinen liebsten und theuersten Sohn nannte. Nein, nicht jener Pabst Julius III. war es, welcher den König von Spanien demüthigen wollte, sondern sein Nachfolger, der Pabst Paul IV., ein geschworener Todfeind des ganzen Habsburgischen Hauses. Nachdem nämlich Julius III. am 23. März 1555 gestorben war, gaben ihm die Cardinäle sofort in Marcel II. einen Nachfolger; allein der neue Pabst lebte nur wenige Tage, nur bis zum 30. April 1555, und nun fiel die Wahl der Kirchenfürsten auf den Cardinal Johann Petrus Caraffa, den frühern Bischof von Chieti, der sich sofort Paul IV. nannte. Sie fiel auf ihn, trotzdem sich der kaiserliche Gesandte in Rom, Don Manriquez de Lára, alle Mühe gegeben hatte, den Cardinal Colonna, einen treuen Anhänger des habsburgischen Hauses, durchzusetzen, denn für den Neapolitaner Caraffa, einen unbedingten Anhänger Frankreichs, war der französische Gesandte thätig und ein großer Theil der Herren Cardinäle liebte das französische Gold, das der Gesandte mit vollen Händen ausstreute.

Seit dem Sommer 1555 also saß auf dem päbstlichen Thron ein Mann, der das Haus Habsburg so recht von Herzen haßte, und da dieser Kirchenfürst sich auch noch durch einen unendlichen Stolz, gepaart mit barbarischer Strenge, auszeichnete, so ließ sich zum Voraus erwarten, daß er es nicht verabsäumen würde, diesem Hasse auf irgend eine Weise Luft zu machen, natürlich bei günstiger Gelegenheit, denn so viel Klugheit besaß der heilige Vater schon, daß er seine Existenz nicht muthwillig auf's Spiel setzte, und eben deßwegen verhielt er sich auch so ziemlich ruhig, so lange Karl V. den Scepter mit starker Hand führte. Er fürchtete dessen Zorn und hatte auch alle Ursache dazu, da der Kaiser keinen Feind schonte, selbst wenn dieser zufällig den Namen des Stellvertreters Christi führte. Allein wurde das nicht ganz anders, als der große Kaiser seinen Kronen entsagte und den einen Theil derselben seinem Sohne Philipp, den andern Theil aber seinem Bruder Ferdinand überließ? Mein Gott, jetzt war die Macht, die bisher Karl V. in seiner starken Hand geeint hatte, eine getheilte, und sollte es nun nicht möglich sein, daß Frankreich mit seiner, des Pabstes, Hülfe dieselbe nach und nach, also eine nach der andern demüthigte? Gewiß, eine günstigere Gelegenheit konnte es nicht wohl geben

und den Anfang mußte man mit Philipp von Spanien machen, denn einmal besaß dieser Regent seiner Jugend wegen noch wenig oder keine Erfahrung, und zum Andern hatte er noch nie bewiesen, daß Klugheit, Entschlossenheit und Kraft in ihm wohne. Aber war es denn nicht eine Schlechtigkeit, wenn der Pabst den König von Frankreich gegen Philipp II. von Spanien hetzte und am Ende noch sogar selbst am Kampfe gegen denselben theilnahm? Gegen Philipp II., welchen seine beiden Lehrer und Erzieher, Don Jacobus von Zuniga, Staatsrath und nachheriger Gouverneur von Castilien, und Don Martinez Silico, Professor der Theologie an der Universität von Salamanca und nachheriger Erzbischof von Toledo, von Jugend auf so sehr in unterthänigstem Respect vor dem Stuhl Petri erzogen hatten, daß er fast noch papistischer dachte als der Pabst selbst? Gegen Philipp II., von dem der Beweis zu Handen lag, daß er bereit sei, seinen Scepter bis an den Griff in Blut zu tauchen, um das schändliche Gewürm der Ketzer auszurotten, und der also mit vollstem Rechte den Namen des „Allerkatholischsten" führte? Ja gewiß, eine Schlechtigkeit war's vom Oberhaupt der katholischen Kirche, gegen einen solchen Regenten zu Felde zu ziehen; allein die Leidenschaft ließ den Pabst Paul IV. nicht zur Besinnung kommen, und so ließ er denn seinem Hasse freien Lauf.

Nachdem wir nun den Leser in so weit aufgeklärt, bitten wir ihn, uns zum Könige Philipp II. zu folgen, welcher, wie wir wissen, zur Zeit in seiner guten Stadt Antwerpen residirte. Es ist Morgens 10 Uhr, da wir bei ihm eintreten, und der König sitzt in einem hohen Lehnstuhl vor einem mit Scripturen aller Art bedeckten Tisch. Diese Schriften, meist Briefe oder Berichte, hat er so eben durchgelesen und er lehnt jetzt in seinen Sessel zurück, wie um nachzudenken. Auf seiner hohen Stirne aber lagert sich ein so furchtbar finsterer Ernst, daß man darauf geschworen hätte, dieses Gesicht sei gar nicht fähig, zu lachen.

„Es ist schon zwei Minuten über die befohlene Zeit," sprach er jetzt kalt und streng für sich hin. „Dieß darf zum zweiten Male nicht vorkommen."

In diesem Augenblicke hörte man Tritte außen und gleich darauf öffnete sich die Thüre für die beiden obersten Rathgeber des Königs, ich meine für die Staatsminister Granvella und Alba. Den Ersteren kennt der Leser bereits; den Zweiten will ich ihm jetzt vorstellen. Mit seinem ganzen Namen hieß er Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, und sein damaliges Alter mochte achtundvierzig Jahre betragen. Er stand also eben jetzt in den kräftigsten Mannesjahren, und aus jeder seiner Bewegungen sprach Kraft und Mannhaftigkeit. Ueberdem sah man ihm den Krieger, oder vielmehr den berühmten General, der schon als Jüngling sich ausgezeichnet und dann später als Kommandeur Vortreffliches geleistet, auf den ersten Blick an, und wenn man ihn vollends sprechen hörte, so konnte man nicht darüber im Zweifel sein, daß er

gewohnt war, an der Spitze von Regimentern zu stehen. Dagegen darf ich auch nicht verschweigen, daß eine gewisse Härte in seinem Gesichte lag, eine strenge, fast eiserne Härte, gepaart mit kaltem Trotz, welche beiden Eigenschaften keineswegs auf ein sanftes und mildes Gemüth, wohl aber auf das gerade Gegentheil schließen ließen.

„Eure Majestät," begann der Bischof von Arras in gewohnter seiner Weise, „bitten wir über unsern Verzug um huldvolle Verzeihung. Die Schuld trägt ein neuer Kurier von Don Lara in Rom mit äußerst wichtigen Depeschen, die ich hiemit meinem allergnädigsten Herrn und König überreiche."

„Hat endlich Seine Heiligkeit unseren gerechten Vorstellungen Rechnung getragen?" fragte der Monarch mit großer Seelenruhe, indem er die so eben erhaltenen Papiere langsam entfaltete, als ob ihm an dem Inhalt auch nicht das Geringste liege. Und doch war er unendlich begierig, denselben zu erfahren, da ihn das Gebahren des nunmehrigen Pabstes fast zur Verzweiflung brachte!

„Das gerade Gegentheil, Majestät," erwiederte der Bischof Granvella, „Paul IV. hat zu den vielen früher begangenen Rechtsverletzungen eine neue hinzugefügt, welche mein allergnädigster Herr und König sich unmöglich gefallen lassen kann, weil sonst bei den Verbündeten und Schutzbefohlenen Spaniens das Vertrauen zu Eurer Majestät starkem Arm vollständig erschüttert werden müßte."

„Von welcher Rechtsverletzung sprechen Sie?" wollte der König wissen, und noch immer verrieth Nichts seine innere Erregung.

„Eure Majestät wissen," entgegnete der Minister, „wie aufopfernd treu das große und mächtige Haus Colonna stets zu den Habsburgischen Herrschern gestanden hat, und insbesondere ist dieß dem tapfern Marc Antonio Colonna, Herzog von Paliano, nachzurühmen. Gerade deßwegen warf Paul IV. seinen Haß auf Marc Antonio und citirte ihn nach Rom, um ihn in's Gefängniß zu werfen; der Herzog aber zog es natürlich vor, auf seinem festen Schloß Paliano zu bleiben. Daraufhin stellte der Pabst den Angehörigen desselben, seiner Gattin, seiner Mutter, seiner Schwester und überhaupt seiner ganzen Familie, die in Rom zurückgeblieben waren, eine Wache vor ihren Palast und hielt sie so gut wie gefangen. Ueberdem legte er Sequester auf alle ihre Güter und Besitzungen und erklärte laut, daß er das ganze Haus Colonna als ein rebellisches zu züchtigen wissen werde, trotzdem es Eure Majestät unter Höchstihren besondern Schutz genommen hätten, denn er, der Pabst, stehe hoch über allen Königen und ihrer Macht."

„Weiter, weiter," sprach Philipp II., als sein erster Minister hier eine kleine Pause machte, „das Alles ist mir längst bekannt."

„Um nun," fuhr der Minister fort, „diesem seinem tyrannischen Verfahren

eine Art von Rechtsgrund unterzuschieben, ließ der Pabst in der allerneuesten Zeit ausstreuen, es bestehe eine Conspiration gegen ihn, und die Seele dieser Verschwörung, welche auf nichts Anderes ausgehe, als ihn selbst mit seinem Lieblingsneffen Ascanio Caraffa zu vergiften, seien die Colonnas. Noch mehr, er ernannte eine Specialcommission, die Sache zu untersuchen, und ernannte zu Mitgliedern derselben nur solche Cardinäle, welche nach dem Rechte ebensowenig fragten, als er selbst. Jetzt wußte die Dame Johanna Colonna, die Mutter Marc Antonios, was ihr und den Ihrigen bevorstehe, und alsbald beschloß sie zu fliehen. Es war ein kühnes Unternehmen, aber es gelang doch, mit Hülfe nämlich der Donna Porcia Zambeccara, einer aufopfernden Freundin, denn diese nahm für sich und ihre Töchter Päsle nach Neapel und gab diese Pässe der Dame Johanna und ihrer Tochter und Söhnerin. Eines Morgens in aller Frühe also verließen die letztgenannten drei Damen, nachdem sie sich ganz wie die Donna Porcia und ihre Töchter gekleidet, durch ein Hinterpförtchen ihren Palast, und die dort aufgestellte Wache, ein Corporal mit fünf Mann, ließ sie ganz ruhig passiren, ohne Zweifel, weil sie dem Golde nicht hatte widerstehen können. In einer gewissen Straße erwartete die Damen ein vierspänniger Wagen nebst der nöthigen Dienerschaft, und nun fuhren sie, ihre Pässe vorzeigend, ganz unbehelligt durch's Thor, das nach Neapel führt."

Hier hielt der Minister abermalen inne und ließ seine Augen auf dem König ruhen; allein dieser veränderte keinen Gesichtszug und nur sein Auge wurde etwas belebter. „Sind die Damen entkommen?" fragte er dann mit der gewohnten Kälte.

„Ja, Majestät," versetzte der Minister. „Obwohl nämlich der Pabst, als man am späten Mittag entdeckte, die Vögel seien ausgeflogen, alsbald eine Schwadron Reiter aufsitzen ließ, den Flüchtlingen nachzujagen, so erwies sich diese Verfolgung doch vergeblich, weil die Damen einen Vorsprung von zwölf Stunden hatten. Ebensowenig half es den heiligen Vater etwas, daß er sofort in seiner Wuth den Korporal, welcher sich hatte bestechen lassen, um einen Kopf kürzer machen ließ, während die Donna Zambeccara mit ihren Töchtern in's Gefängniß wandern mußte. Endlich jedoch kam er doch auf ein Mittel, wie er seine Rache befriedigen könne, und dieses Mittel ist eben jene schwere Rechtsverletzung, von der ich im Eingang sagte, daß Eure Majestät sie unmöglich dulden könnte. Plötzlich nämlich erschien ein päbstliches Decret, welches die sämmtlichen Besitzungen der Colonnas zu confisciren befahl, weil diese sich durch die Flucht der drei Damen des Hochverraths schuldig gemacht hätten, und von diesen confiscirten Gütern schenkte der Pabst das Herzogthum Paliano seinem zweiten Neffen, dem Grafen von Montorio, während die übrigen Schlösser und Güter, besonders auch das Marquisat Calvi, dem ersten Neffen Ascanio Caraffa zu Theil wurden. Eine solche Gewaltthat ist unerhört und ...."

„Thaten," unterbrach ihn Philipp II. etwas heftig, denn nunmehr kochte offenbar der Zorn in ihm; „thaten Ihre Eminenzen, die Herren Cardinäle, hiegegen keine Einsprache?"

„Nicht alle," erwiederte der Minister, „aber mehrere. So insbesondere der Cardinal von Santa Fiore und der von San Jacob, der Oheim des Herrn Herzogs von Alba, welche beide dafür von Seiner Heiligkeit eingekerkert wurden."

„Eingekerkert?" rief Philipp II. und unwillkürlich ballte sich seine Faust. Doch im Augenblicke hatte er sich wieder bezwungen und die frühere Ruhe und Kälte lagerte auf seinem Gesichte. „Ich werde," sagte er dann, „Seiner Heiligkeit nochmals in einem eigenen Schreiben ernsthafte Vorstellungen machen, und hoffentlich werde ich dann Gehör finden."

„Vorstellungen?" warf sofort der Herzog von Alba ein, welcher sich jetzt zum ersten Mal in's Gespräch mischte. „Majestät werden entschuldigen, aber gegen Gewalt hilft nur Gewalt, und dieser tyrannische Priester, der sich vor Hochmuth . . . ."

„Mein Herr Herzog," unterbrach ihn Philipp II. mit großer Strenge, „vergessen Sie nie, daß Seine Heiligkeit der Pabst der Stellvertreter Gottes auf Erden ist, dem wir Alle die tiefste Verehrung und den unbedingtesten Gehorsam schulden."

„So lehrt unser heiliger Glauben," stimmte der Bischof von Arras bei. „Ein Anderes ist jedoch Seine Heiligkeit der Pabst als Stellvertreter Gottes auf Erden, und ein Anderes Seine Hoheit der Pabst als Regent von Rom und vom Kirchenstaate. Als Letzterer hat Paul IV. Gewaltthätigkeiten begangen, welche nothwendig rückgängig gemacht werden müssen, wenn die Ehre Eurer Majestät nicht nothleiden soll, und wenn derselbe nicht freiwillig hierauf eingeht, so wird nichts übrig bleiben, als ihn dazu zu zwingen. Ja," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich wiederhole es, ein anderer Weg wird nicht übrig bleiben, denn nicht zufrieden mit seinen bisherigen Sünden hat Paul IV. nun auch noch die weitere hinzugefügt, Eure Majestät persönlich auf's schändlichste zu beleidigen."

„Mich persönlich beleidigt hat er?" sprach Philipp II., dessen Augen größer und größer wurden. „Das ist nicht möglich, Granvella, und ich will also annehmen, ich habe falsch gehört."

„Es verhält sich genau so, wie ich sagte," antwortete der Bischof von Arras. „Eurer Majestät ist bekannt, daß schon vor vierzehn Tagen zwei außerordentliche Gesandte von Rom abgingen, um den beiden großen Beherrschern von Frankreich und Spanien zu dem von ihnen abgeschlossenen Waffenstillstand Glück zu wünschen. Der Eine war der Neffe des Pabstes, Ascanio

Caraffa, welchen Paul IV. für Heinrich II. bestimmte; der Andere, der Cardinal Motula, sollte Eure Majestät in Antwerpen aufsuchen. Gut nun, Ascanio Caraffa ist bereits in Paris angelangt, den Cardinal Motula dagegen ereilt in Mästricht eine päbstliche Staffete, welche ihm den Befehl brachte, sofort nach Rom zurückzukehren."

„Und warum?" fragte Philipp II., sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Der Grund," sprach der Minister in feierlichem Tone, „ist hier in diesem Manifeste enthalten."

Mit diesen Worten überreichte derselbe dem Könige ein großes Blatt, welches dieser sofort entfaltete und mit schnellen Blicken übersah. Je länger er aber las, um so düsterer wurde sein Gesicht und am Ende erhob er sich zu seiner ganzen Höhe. „Das, mir?" sprach er, und in dem Ton seiner Stimme drückte sich die tiefste Entrüstung aus. „Mir, dem treuesten Sohn der Kirche? Ich soll conspiriren gegen die Autorität des päbstlichen Stuhls? Ich soll den verruchten Plan gehabt haben, den Cardinal Motula sofort nach seiner Ankunft an meinem Hofe verhaften und in's Gefängniß werfen zu lassen, um denselben als Handhabe gegen den Pabst zu benützen? Bei Gott, das sind Verläumdungen der allerschlimmsten Sorte und wenn man diese ohne Scheu in öffentlichen Manifesten in die Welt hinausschleudert, so kann man keine andere Absicht haben, als meine Ehre und mein Ansehen bei der Menschheit zu vernichten. Aber, aber, der heilige Vater sollte bedenken, daß ich doch nur ein Sterblicher bin und daß ein Sterblicher nicht mehr ertragen kann als . . ."

Die übrigen Worte sprach er so leise, daß man sie nicht verstehen konnte, allein etwas Günstiges für den Pabst enthielten sie offenbar nicht, sondern im Gegentheil, Philipp II. war über solche maßlose Niederträchtigkeit sichtlich empört und es gehörte nun nicht mehr viel dazu, in ihm den Entschluß, den Beherrscher Roms zur Strafe zu ziehen, zum Durchbruch zu bringen.

„Mein allergnädigster Herr und König," ergriff nun wieder der Herzog von Alba das Wort, „so viel ist bewiesene Thatsache, der Pabst spielt ein falsches Spiel gegen Eure Majestät. Aus angeborenem Hasse drängt er zum offenen Kriege mit Spanien und die Welt will er glauben machen, als ob er gegen seinen Willen dazu gedrängt worden sei."

„Aber," wandte Philipp II. nachdenklich ein, „er war doch im Anfang seiner Regierung so voll Gefälligkeit gegen mich und ich durfte, um ein Beispiel anzuführen, nur den Wunsch äußern, meinen frühern Lehrer und Erzieher, Don Martinez Silico, zum Cardinal erhoben zu sehen, so war auch mein Wunsch schon erfüllt."

„Es geschah, um die Welt zu täuschen," erwiederte der Herzog. „Zugleich auch, um Eure Majestät in Ruhe und Sicherheit einzuwiegen. Allein nunmehr

sind seine Pläne durchschaut, denn warum sandte er seinen Neffen Caraffa zu König Heinrich II. nach Paris? Um denselben, wie ausposaunt wurde, wegen des abgeschlossenen Waffenstillstands zu beglückwünschen? Nein, sage ich, sondern um die Krone Frankreich zum Bundesgenossen im Kriege gegen Eure Majestät zu gewinnen."

„Wenn Sie mir das beweisen könnten, Herzog," sprach der König in noch düstererem Tone, „bei der Jungfrau Maria, ich würde . . . Aber nein, Sie haben bloße Vermuthungen und auf solche lasse ich mich nicht ein."

„Der Beweis," erklärte der Herzog von Alba, „ist bereits thatsächlich gegeben, denn Heinrich II. hat jetzt schon mit den Rüstungen begonnen. Hier lege ich Eurer Majestät die Abschrift des geheimen Befehls vor, welchen der Connetable von Frankreich, Anne de Montmorency, von seinem Monarchen empfangen hat."

Philipp II. nahm das Schriftstück zur Hand und las es mit großem Bedacht. „Woher haben Sie dieses geheime Actenstück?" fragte er dann den Herzog von Alba.

„Von meinem Oheim, dem Cardinal in Rom," entgegnete der Herzog. „Noch mehr, ich bin im Besitz des ganzen Kriegsplans, welchen der Pabst vor wenigen Tagen in einem geheimen Consistorium vor den ihm ergebenen Cardinälen entwickelt hat."

„Wohnte der Herr Cardinal von San Jocob dem genannten Consistorium bei?" wollte Seine Majestät weiter wissen.

„Nein," war die Antwort des Herzogs, „denn der Pabst lud nur seine Vertrautesten zu demselben ein; eine dieser Eminenzen aber theilte meinem Oheim jede Einzelnheit mit. Vor Allem hat der Pabst sich dahin ausgesprochen, daß mit dem Beginn der Feindseligkeiten die Eurer Majestät unterworfenen neapolitanischen Staaten zur Empörung aufzurufen seien, und der Pabst hofft, daß alle Neapolitaner sich wie Ein Mann erheben werden, um das verhaßte spanische Joch — das ist sein Ausdruck — abzuschütteln. Zum Zweiten glaubt der Pabst, das starke Venedig dadurch für sich zu gewinnen, daß er demselben den Köder hinwerfe, es in den Besitz der Insel Sicilien zu setzen. Zum Dritten will der Pabst den Herzog von Ferrara damit auf seine Seite bringen, daß er ihm verspricht, den Cardinal, des Herzogs Bruder, welcher derzeit aus Rom verbannt ist, zu restituiren. Zum Vierten endlich soll unter der Hand ein Aufruf an alle italienischen Patrioten verbreitet werden, in welchem gesagt ist, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, Italien von der Schmach zu befreien, die Jahrhunderte lang auf ihm haftete, von der Schmach, fremden Eroberern zum Tummelplatze zu dienen. Italien soll künftig einzig und allein den Italienern gehören und die Schutzherrschaft über das so gereinigte und geeinigte Vaterland will

Paul IV. als Beherrscher Roms, der Hauptstadt Italiens, übernehmen. Mit einem Worte, Paul IV. hat die Pläne des verstorbenen Pabstes Julius II. wieder aufgenommen, und durch den allgemeinen Brand, den er anfachen will, hofft er das durchzuführen, an was jener kriegerische Kirchenfürst vor einem halben Jahrhundert gescheitert ist."

Mit vollkommener Selbstbeherrschung lauschte Philipp II. den Worten seines berühmten Generals und Ministers, und nicht eine Miene verzog sich in seinem finstern Gesichte. Dann machte er mit gemessenem Schritt einige Gänge durch's Zimmer und endlich blieb er hart vor dem Herzog von Alba stehen. „Mein Herr Herzog," sprach er dann kalt und ruhig, aber in einem Tone, der einen festen Entschluß verkündete, „machen Sie sich reisefertig, in acht Tagen nach Neapel abzugehen. Ich ernenne Sie hiemit zum Statthalter meiner sicilianischen Reiche und zugleich übertrage ich Ihnen den Oberbefehl über meine sämmtlichen italienischen Truppen. Sie aber, Granvella, werden sofort meinem Statthalter in Mailand, dem Cardinal Madruccio, die Weisung zukommen lassen, sich allen den Maßnahmen anzuschließen, welche Seine Excellenz, der Herr Herzog von Alba, zu ergreifen für nöthig finden dürfte."

„Ich habe also," rief der Herzog von Alba, über dessen hartes Gesicht ein Strahl der Genugthuung flog, „ich habe Generalvollmacht von Eurer Majestät, in Italien so zu handeln, wie es die Umstände erheischen?"

„Sie werden," erwiederte Philipp II., „vorerst jedes Mittel versuchen, den Pabst auf friedlichen Wegen zu erhalten. Sollte derselbe aber in seinem blinden Zorn sich zu den Schritten hinreißen lassen, von denen er in seinem geheimen Consistorium sprach, so ist es Ihre Pflicht, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen."

So sprechend küßte er mit einem tiefen Seufzer das Kreuz, das ihm an einer Kette vom Halse herabhing, und dann gab er seinen Ministern einen Wink, sich zu entfernen.

Es hatte den König Philipp II. offenbar eine furchtbare Ueberwindung gekostet, seinem General und Minister Alba solch' weitgehende Instructionen und Vollmachten zu geben, und in der That war es auch eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß der erste Krieg, den Philipp führte, ein Krieg gegen den Pabst sein sollte. Er, Philipp II., und Krieg mit dem Pabst! Er, der den Bischof von Rom nie anders nannte, als den Stellvertreter Gottes auf Erden, den Nachfolger dessen, der am Kreuze gestorben! Er, der ihn sich nicht anders denken konnte, denn als das Oberhaupt der Christenheit, welchem zugleich die Schlüssel des Himmelreichs anvertraut seien! Er, der von seinen Lehrern von frühester Jugend an gewöhnt worden war, schon vor jedem gewöhnlichen Priester in Demuth den Hut zu ziehen, vor dem heiligen Stuhle aber vollends in tiefster

Ehrfurcht zu ersterben! Er, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf nichts Anderes ging, als der römisch-katholischen Kirche, das ist dem römischen Pabstthum, durch Ausrottung der Ketzer die frühere Allgewalt wieder zu verschaffen, und der damit in England schon einen prächtigen Anfang gemacht hatte! Mit einem Worte, Er, der Ultrapapist und Kriegführen gegen den Pabst! Es ging gegen die Natur, aber es konnte nicht anders sein, weil Paul IV. die Feindseligkeiten mit aller Gewalt provocirte!

Nur wenige Tage nachdem Philipp II. dem Herzog von Alba die Statthalterei von Neapel übertragen, ging der Letztere an seinen Bestimmungsort ab und keine drei Wochen später begann schon der Krieg. Zuvor übrigens, wie ich der Wahrheit gemäß berichten muß, verlegte sich der tapfere Feldhauptmann auf gütliche Wege und sandte namentlich den Grafen von St. Valentin nach Rom, um den Pabst auf andere Gesinnungen zu bringen. Allein es war vergebens, denn Paul IV. wollte einmal der Herrschaft der Spanier in Italien ein Ende machen und hatte deßhalb mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß zu Schutz und Trutz abgeschlossen. „Zu gleicher Zeit mit dem Vorrücken der päbstlichen Truppen" — so lautete der Vertrag — „sollten auch die Franzosen in den Niederlanden einfallen und überdem hatte der König von Frankreich dem Pabste eine starke Armee unter der Führung des berühmten Herzogs von Guise zu Hülfe zu senden; dagegen aber müsse nach gewonnenem Siege das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand dem Könige von Frankreich als päbstliches Lehen überliefert werden und es seien damit die beiden jüngern Söhne des Königs zu belehnen." Man sieht, das Fell des Bären war vertheilt worden, noch ehe man den Bären erlegt hatte, und so konnte der Pabst unmöglich mehr zurücktreten.

Der Krieg begann übrigens schon in den ersten Tagen des September 1556, denn nachdem der Herzog von Alba eine genaue Abschrift des zwischen Paul IV. und Heinrich II. abgeschlossenen Vertrags zu Händen bekommen hatte, fiel er ohne weiteres im Kirchenstaate ein, trotzdem er nur über etwa 10,000 Mann verfügen konnte. Auch wurden gleich seine ersten Unternehmungen mit Erfolg gekrönt und eine päbstliche Besitzung nach der andern ergab sich ihm nach kurzem Widerstande. Doch soll ich nun dem Leser den ganzen Kriegsverlauf in allen seinen Einzelnheiten schildern? Ich denke, dieß böte nur wenig Interesse und überdieß läge es ganz außerhalb des Bereichs der Zwecke, die ich verfolge. Genug also, der spanische Feldherr drang siegreich vor und nachdem er sogar das feste Ostia, obwohl es von Horatio della Sbirro auf's tapferste vertheidigt wurde, erobert hatte, schien Rom selbst vor ihm nicht mehr sicher zu sein. Demgemäß sandte Paul IV. seinen Neffen Caraffa, den er jetzt zugleich zum Cardinal beförderte, zu dem Herzog von Alba, um Friedensunterhandlungen

mit demselben anzuknüpfen. Nicht jedoch weil er die ehrliche Absicht gehabt hätte, Frieden zu schließen, sondern damit der Herzog in seinem Siegeszuge so lange hingehalten würde, bis der Herzog von Guise mit den französischen Truppen zur Hülfe herbeigeeilt wäre. Auch gelang dem päbstlichen Abgesandten seine Mission vollkommen, denn dem Herzoge von Alba war es, weil seine Truppen in den Sumpfniederungen der Tiber stark von Krankheiten heimgesucht wurden, darum zu thun, die Winterquartiere zu beziehen, und so kam denn ein vierzigtägiger Waffenstillstand zu Stande, während dessen der Herzog die von ihm eroberten Plätze, der Pabst aber durch den erfahrenen Camillo Orsini die Stadt Rom auf's Beste befestigen ließ.

Den ganzen December 1556 hindurch waren also die Feindseligkeiten eingestellt; in der Mitte des Januar 1557 aber wurden sie sofort wieder eröffnet. Dießmal jedoch nicht von dem Herzog von Alba, sondern von dem Herzog von Guise, welcher jetzt mit einer überlegenen französischen Armee auf dem Kampfplatz erschien und den Feldzug damit einleitete, daß er am 20. Januar 1557 die feste Stadt Valenza im Mailändischen erstürmte. Von da marschirte der französische Feldherr über Stradella in's Parmesanische und am 15. Februar stand er bereits in Reggio. Hier wurde großer Kriegsrath gehalten, was nun zunächst geschehen solle, und die Meinungen waren getheilt, ob Mailand, ob Siena und Florenz, oder ob Neapel zuerst angegriffen werden solle. Weil aber der Pabst durch den Cardinal Caraffa strengstens darauf bestand, daß vor Allem das Königreich Neapel erobert werden müsse, so adoptirte der Herzog von Guise, obwohl sehr gegen seinen Willen, diesen Plan und marschirte sofort über Bologna dem Neapolitanischen zu.

Doch der Herzog von Alba, ließ er das Alles ganz ruhig geschehen, ohne sich nur irgend zu widersetzen? Ich habe oben gesagt, daß der Herzog von Guise mit einer sehr überlegenen Armee in's Feld gerückt sei, und füge nun hinzu, daß ihre Stärke sich auf mehr als 24,000 Mann belief. Dazu kam dann noch das päbstliche Truppencorps von circa 10,000 Mann, das sich in Ancona und Ascoli mit der französischen Armee vereinigte, und überdem das Corps des Herzogs von Ferrara, der sich mit dem Pabste liirt hatte. Kurz die Feinde Spaniens strengten alle ihre Kräfte an, um den Feldzug auf eine für sie günstige Weise zu beendigen, und wenn nun auch den päbstlichen Soldaten kein großer kriegerischer Werth beizumessen sein mochte, so verfügte der Herzog von Guise deßwegen doch über eine Macht, welcher der Herzog von Alba mit seinen 10,000 Mann durchaus nicht gewachsen war. Letzterer sandte also schleunigst Botschaft an seinen Herrn und König, damit ihm dieser zu Schiff Verstärkungen zukommen lasse; einstweilen aber beschränkte er sich, wie man sich wohl denken kann, auf die Defensive, das heißt er legte starke Besatzungen in die festen Plätze

seiner Statthalterei und befahl dem Marquis von Pescaro, der die Truppen im Mailändischen kommandirte, ganz auf dieselbe Weise zu verfahren. Schon dadurch wurde die vereinigte päbstlich-französische Armee in ihrem Marsch auf Neapel vielfach aufgehalten; noch mehr aber dadurch, daß dem Herzog von Guise die ihm päbstlicherseits mit großer Ostentation versprochene Artillerie nicht geliefert wurde, und so kam nach und nach der August 1557 herbei, ohne daß große Resultate erreicht worden wären. Ja bis dahin hatte der Herzog von Alba noch nicht einen einzigen der wichtigeren Plätze verloren und da er inzwischen überdem Verstärkungen erhielt, so durfte er mit Sicherheit hoffen, auch die ferneren Angriffe der verbündeten Franzosen und Römer zurückschlagen zu können. Die Sache sollte sich aber bald noch günstiger für ihn gestalten.

Sobald im September 1556 der Krieg in Italien begann, setzten sich auch in Frankreich und den Niederlanden die Armeen in Bewegung und zu der niederländischen oder vielmehr niederländisch-spanischen — denn die Hauptmacht in derselben bildeten die aus Spanien herbeigezogenen Truppen — gesellte sich sofort überdem eine englische. Die Königin Maria von England nämlich hatte es nicht über's Herz bringen können, ihren Gemahl Philipp in diesem Kampfe im Stiche zu lassen, sondern bewog vielmehr ihr gefügiges Parlament, ihr die nöthigen Gelder zu verwilligen, und sandte darauf 8000 Mann über den Kanal hinüber. In Beziehung auf die Anzahl der Truppen war also Philipp II. gleich von Anfang an im Vortheil und eben so auch in Beziehung auf deren Kriegstüchtigkeit, da der Spanier damals — Dank den vielen Kriegen Karls V. — der erste Soldat der Welt war. Die Franzosen dagegen hatten die Begeisterung für sich, welche die Vaterlandsliebe immer erzeugt, und an Muth standen sie ohnehin hinter keiner Nation der Welt zurück. Im Uebrigen wurde im Herbst 1556 wenig mehr gethan, sondern die Truppen bezogen beiderseitig ihre Winterquartiere und suchten für den Feldzug von 1557 so viel Kräfte als möglich zu sammeln. So kam das Frühjahr 1557 herbei und nun hielt Philipp II. in Antwerpen einen großen Kriegsrath, in welchem der Sommerfeldzug festgesetzt werden sollte. Zu diesem Kriegsrath aber berief er auch den berühmten Don Ferrand von Gonzaga, Herzog von Mantua, aus Italien herbei, und dieser bewährte Held, der trotz seiner schweren Gichtleiden dennoch dem Rufe Folge leistete, gab bei demselben zum Heile der Spanier den Ausschlag. Fast sämmtliche Generale nämlich, darunter auch der von Philipp II. zum Oberfeldherrn ernannte Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, der Statthalter der Niederlande, stimmten dafür, daß man den Feldzug mit der Belagerung einer der beiden Grenzfestungen Guise oder Marienburg bei Namur beginnen sollte; er, Gonzaga, allein dagegen erklärte sich für die Belagerung von St. Quentin in der Grafschaft Vermandois, welche Festung damals für unüberwindlich galt.

„Guise und Marienburg," sagte er, „sind Festungen zweiten oder dritten Ranges und ihre Eroberung bringt uns weder Nutzen noch Ehre. Ueberdem liegen in ihnen, weil man ihre Schwäche kennt, starke Besatzungen und man hat sie mit Provision und Munition wohl versehen, so daß wir am Ende Monate brauchen, ehe wir uns ihrer bemächtigen können. St. Quentin dagegen ist der Schlüssel zur ganzen Picardie und wenn wir es bekommen, so ernten wir nicht nur unsterblichen Ruhm, sondern es liegt dann auch der Weg nach Paris offen vor uns da. Freilich darf es darauf Anspruch machen, eine Festung ersten Ranges zu sein, und schon seiner Lage wegen gilt es als uneinnehmbar; allein eben deßwegen wird man uns die Tollkühnheit, es anzugreifen, gar nicht zutrauen und somit ist es mehr als wahrscheinlich, daß man ihm nur eine kleine Besatzung läßt, um die Garnisonen der anderen Festungen, wie z. B. die des neu angelegten Rocroi, desto mehr stärken zu können." Solches und Aehnliches sprach der bewährte alte Kriegsheld und nach kurzem schon stimmte ihm der ganze Kriegsrath mit Begeisterung bei. Philipp II. aber, der in Gonzaga ein unbedingtes Vertrauen setzte — er selbst verstand, wie wir gleich sehen werden, nichts vom Kriegshandwerk — sanctionirte sofort den wichtigen Beschluß und gab seinem Oberfeldherrn Befehl, mit den Operationen zu beginnen.

Mit den Details dieser Operationen kann ich mich nun übrigens selbstverständlich nicht befassen und somit constatire ich blos, daß die Armee Philipps, als sie in's Feld zog, außer einer bedeutenden Artillerie aus 30,000 Mann Fußvolk und 12,000 Mann Cavallerie bestand. Die französische Armee zählte nur 18,000 Mann Fußvolk nebst 5000 Reitern und die letzteren waren nicht einmal die besten, weil der Herzog von Guise die Elite der Cavallerie mit sich nach Italien genommen hatte. Dagegen aber hatte Heinrich II. die sämmtlichen Grenzfestungen, besonders Rocroi, Marienburg und Guise, durch den Herzog von Nemours vortrefflich armiren lassen und überdem durfte er es als ein Voraus betrachten, daß alle seine Soldaten geborne Franzosen waren, während Philipps II. Krieger theils Spanien, theils Flandern, theils Deutschland, theils England ihr Vaterland nannten. Am 13. Juli 1557 breitete sich die spanische Armee in der Ebene vor Marienburg aus und nun zweifelte Heinrich II. mit seinen Generalen nicht mehr, daß diese Festung vom Feinde belagert werden würde. Allein einige Tage später zog sich Philibert von Savoyen auf Rocroi zu, sich anstellend, als ob er sich hier festsetzen wolle, und wieder etwas später wandte er sich gegen Guise, wo er gleich mit der Besatzung zu scharmützeln anfing. Jetzt haben wir's schwarz auf weiß, dachten die Franzosen, Guise ist das Ziel, das sich der Feind gesetzt hat, und in aller Eile zogen sie nun Verstärkungen aus den nächst gelegenen Plätzen, auch aus St. Quentin, um sie in die anscheinend gefährdete Festung zu werfen. Die paar kleinen Angriffe

jedoch, welche der Herzog von Savoyen auf Guise machte, waren nur darauf berechnet, die Franzosen hinter's Licht zu führen, und mitten in der Nacht vom 2. auf den 3. August brach er plötzlich in aller Stille mit seiner ganzen Armee auf, um sie gegen St. Quentin zu führen.

Erst den andern Morgen ward man im französischen Lager inne, was vorgegangen sei, und nun, welche Bestürzung! Zwar allerdings kommandirte in St. Quentin ein so tapferer Capitän, wie fast kein zweiter existirte, der Oberst Teligni, und überdem ward er noch von dem kühnen De-Breuil secundirt; allein die Stärke der ganzen Besatzung betrug nur 800 Mann, weil man es für rein undenkbar gehalten hatte, daß sich die Spanier an diese starke Festung wagen würden, und mit so wenig Leuten ließ sich ein Platz von so bedeutendem Umfang unmöglich halten. Da raffte sich Gastpard von Chatillon, Graf von Coligny und Admiral von Frankreich, zu einem verwegenen Streich auf, und nachdem er mit dem Oberanführer der französischen Armee, dem Connetable Anne de Montmorency, Rücksprache genommen hatte, flog er mit einigen Schwadronen der berittenen Gensdarmen der bedrohten Stadt zu, während ihm fünf Compagnien auserlesener Infanterie in Eilmärschen folgten. Es gelang ihm, St. Quentin noch in der Nacht auf den 4. August zu erreichen und nicht minder gelang es ihm, in die Festung hineinzukommen, weil der Herzog von Savoyen noch nicht Zeit gefunden hatte, dieselbe ganz zu umzingeln. Die fünf Compagnien Infanterie dagegen, die natürlich viel später an Ort und Stelle eintrafen, wurden, trotzdem sie der hochberühmte d'Andelot, der Bruder des Admirals, führte, auf blutige Weise zurückgeschlagen und es blieb ihnen, wenn sie nicht vernichtet werden wollten, nichts übrig, als sich wieder zur eigentlichen Armee zurückzuziehen. So sah sich die kleine Besatzung von St. Quentin durchaus wieder auf sich selbst angewiesen, und wie konnte sie nun hoffen, bei der ungeheuren Weitläufigkeit der Werke, zu deren Vertheidigung die wenigen Hunderte — die paar Schwadronen Gensdarmen, mit welchen sich der Admiral Coligny in die Festung geworfen hatte, wollten natürlich nichts besagen — unmöglich hinreichten, sich auch nur eine Woche lang halten zu können?

Man sieht, es blieb dem Könige von Frankreich nur die eine Wahl. Entweder mußte er die Festung aufgeben oder aber den Versuch wagen, sie zu entsetzen. Das Letztere schien Tollkühnheit, denn die Armee Philipps II. war fast doppelt so stark, als die französische. Allein die Festung verloren geben, eine Perle von Frankreich, auf welche Franz I., Heinrichs Vater, so ungeheure Summen verwendet, nein, das ging gegen die französische Ehre und somit befahl Heinrich II. dem Connetable, seinem Feldmarschall, den tollkühnen Kampf zu wagen. Ja er selbst war fest entschlossen, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, und nur die vereinten Vorstellungen seiner Generale, daß das Leben

des Königs von Frankreich allzu kostbar sei, um es einer solchen Gefahr auszusetzen, konnten ihn bewegen, sich nach dem nahen Compiegne zurückzuziehen. Doch was soll ich nun von der Schlacht selbst sagen, die am Morgen des 10. August ihren Anfang nahm? Der Connetable Anne von Montmorency hatte alle die Anordnungen getroffen, welche man von einem großen Feldherrn erwarten darf, und seine Offiziere und Soldaten schlugen sich mit einer Bravour, die selbst bei ihren Feinden Bewunderung erweckte; allein die Uebermacht der spanischen Armee war allzu groß und wie einmal die deutsch-spanische Infanterie in einem gewaltigen Stoß die französischen Linien durchbrochen hatte, da konnte kein Widerstand mehr etwas helfen. Trotzdem versuchten die Franzosen das Unmögliche; aber zu ihrem furchtbarsten Unglück, denn nun hieben die schweren flämischen Reiter ein und wer nicht unter ihren Streichen fiel, den traten ihre Rosse zusammen.

Nur vier Stunden lang währte die Schlacht, aber eine solch entscheidende war wohl noch nicht oft geschlagen worden. Mehr als 5000 Franzosen lagen todt oder verstümmelt, darunter über 600 Adelige zum Theil vom höchsten Stande, wie Jean d'Albret, der Bruder des Königs von Navarra. Noch weit höher belief sich die Zahl der Gefangenen, und von diesen dürften mit Namen anzuführen sein: der Herzog Anne de Montmorency, Connetable von Frankreich, dessen jüngster Sohn, der Baron von Montbrün, dann der Prinz de la Roche du Maine, der Herzog von Montpensier, der Herzog von Longueville, der Herzog de la Rochefoucault, der Marschall von St. André, der Graf von Villars, der Graf von Courson und endlich der Seigneur von Rochefort. Ueberdem fielen über fünfzig Fahnen, achtunddreißig Standarten, achtzehn Kanonen, dreihundert Pulverkarren und das sämmtliche Gepäck nebst einer Menge von Pferden in die Hände der Sieger. Kurz die Niederlage der Franzosen hätte nicht vollständiger sein können, während der Verlust der Spanier noch nicht einmal tausend Mann betrug.

Eine andere Frage ist aber nun, ob dieser Sieg so ausgebeutet wurde, wie er ausgebeutet werden konnte und sollte, und wenn der Leser erfährt, wie und mit was König Philipp II. sich während der Schlacht beschäftigte, so wird er sich die Antwort selbst geben können. Sobald nämlich die ersten Kanonen donnerten, zog sich Philipp II. in das Lager-Zelt zurück, das in ziemlicher Entfernung von St. Quentin für ihn errichtet worden war und um welches herum die königlichen Leibgarden Wache hielten. Dort fand er zwei Mönche vom Orden des heiligen Franziskus, welche ihn diese ganze Zeit über begleitet hatten, und mit ihnen warf er sich sofort vor dem Bilde der heiligen Jungfrau zum Gebet nieder. Auch ließ er nicht nach zu beten, so lange die Kanonen donnerten, und nicht ein einziges Mal kam ihm der Gedanke, sich an die Spitze derer

zu stellen, die für ihn und seinen Vortheil in den Tod gingen. Nein, nein, so mannhaft, oder wie er sich selbst ausdrückte, so sündhaft zu denken war nicht seine Sache, sondern er betete, so lange die Seinigen sich schlugen, und betete so lange fort, bis man sich vollständig überzeugt hatte, daß aller Widerstand des Feindes aufgehört habe. Dann erst verließ er sein Zelt, um den Siegesrapport in Empfang zu nehmen und zugleich seinen Generalen zu versichern, daß sie diesen Sieg einzig und allein der Jungfrau Maria zu verdanken hätten. Und dieser Mann, dieser betende Monarch befand sich im Kriegszustand mit dem Pabste!

Nach erfochtenem Sieg wollte der Herzog von Savoyen, der Oberbefehlshaber des Heeres, dieses in Eilmärschen nach Paris führen, um durch die Eroberung der ganz von Truppen entblößten Hauptstadt von Frankreich dem Krieg ein eben so schnelles als glückliches Ende zu machen. Auch wäre es, wenn man diesen Plan verfolgt hätte, ohne Zweifel gelungen, den König Heinrich II. in Compiegne gefangen zu nehmen, und schon deßhalb stimmten fast alle Generale dem Oberfeldherrn bei. Nur der König Philipp widersetzte sich, denn er erschrack förmlich vor der Kühnheit des Planes, und erklärend, daß es gegen den Willen Gottes sei, einen König von Gottes Gnaden gänzlich zu demüthigen, befahl er, das einzige Augenmerk auf die Eroberung von St. Quentin zu richten. Diese Belagerung wurde sofort auch gleich den andern Tag mit aller Kraft erneuert und schon am 27. August fiel die Festung im Sturm, wobei die ganze noch am Leben befindliche Garnison zusammen mit dem Admiral Coligny sich gefangen geben mußte. An besagtem Tage erschien Philipp II. auf Zureden des Herzogs von Savoyen in militärischer Uniform, damit man ihm die Ehre des Sieges zuschreiben konnte. Es war das erste und einzige Mal in seinem Leben.

Versetzen wir uns nun nach Rom. Dort hatte sich in der Mitte der dritten Woche des August der ganzen Einwohnerschaft eine furchtbare Aufregung bemächtigt, denn so eben verbreitete sich die sichere Nachricht, daß die gesammte päbstlich-französische Armee in aller Eile aus dem Neapolitanischen retirire, während ihr der Herzog von Alba mit seinen Schaaren auf dem Fuße folge. Daraufhin jagten sich Gerüchte über Gerüchte und jedes derselben vermehrte noch den Wirrwarr. Endlich am Abend dieses qualvollen Tages ritt der Herzog von Guise mit nur wenigem Gefolge in Rom ein und eilte gleich nach seiner Ankunft nach dem Vatican, der Residenz des Pabstes. Was sollte das zu bedeuten haben? O natürlich nichts anderes, als daß er vom Herzog von Alba total geschlagen worden sei, und nun erfaßte die Römer eine wahre Todesangst. Waren sie doch jetzt fest überzeugt, daß der spanische Oberfeldherr die ewige Stadt stürmen werde und daß derselben also zum zweiten Mal das furcht-

bare Schicksal bevorstehe, welches ihr im Mai 1527 der schreckliche Charles de Bourbon, Herzog von Bourbonnais und Connetable von Frankreich, bereitet hatte!

Doch überlassen wir die Römer ihren schlimmen Muthmaßungen und folgen wir dem Herzog von Guise nach dem Vatican. Von dort flogen gleich nach seiner Ankunft Boten über Boten in verschiedene Paläste der Stadt und bald sammelte sich um Seine Heiligkeit den Pabst eine kleine aber auserlesene Gesellschaft, nämlich außer dem genannten Herzog der General Peter Strozzi, der Befehlshaber der Truppen des Herzogs von Ferrara, dann der Gesandte der Republik Venedig, Signor Navigiero, weiter der Kommandant von Rom, Camillo Orsini, endlich der Cardinal Trivulcio, auf dessen Klugheit Paul IV. ein unbedingtes Zutrauen setzte. Es mußte also etwas sehr Wichtiges vorliegen, denn sonst hätte der Pabst diese Herren ganz sicherlich nicht zu sich berufen. Worin aber bestand diese wichtige Vorlage? Nun einfach darin, daß der Herzog von Guise den Hergang der Schlacht von St. Quentin erzählte, über welchen er vor wenigen Stunden durch einen Kurier einen genauen Bericht empfangen hatte.

„Eure Heiligkeit,“ schloß der Herzog seine Rede, „ersehen hieraus, wie furchtbar groß die Verluste waren, welche an diesem einen Tage Frankreich erlitt. So furchtbar groß, daß man die Folgen für jetzt noch gar nicht ermessen kann. Nur Eines steht fest, mein König und Herr ist in diesem Augenblicke von Allem entblößt, wessen er bedarf, um dem Feinde Widerstand zu leisten, denn er hat seine ganze Artillerie verloren und seine Offiziere und Soldaten, so weit sie noch am Leben sind, schmachten zum großen Theil in der Gefangenschaft.“

„Ein furchtbarer Schicksalsschlag!“ bemerkte Paul IV. „Aber warum war der König auch so tollkühn, einen doppelt überlegenen Feind anzugreifen?“

„Hätte er,“ erwiederte der Herzog von Guise mit Wärme, „hätte er sollen der ersten Festung seines Landes den Rücken kehren, ohne einen Schlag zu ihrer Rettung zu thun? Das wäre gegen die Natur meines hochherzigen und warmblütigen Herrn und Königs gewesen. Doch habe er nun Recht oder Unrecht gehabt, das Unglück ist einmal geschehen und die nächste Aufgabe kann daher keine andere sein, als dasselbe so schnell als möglich zu repariren. Mein königlicher Gebieter bedarf einer neuen Armee, dem Feinde die Spitze zu bieten, und somit hat er mir Befehl ertheilt, mit allen mir anvertrauten französischen Truppen in Eilmärschen nach Frankreich zurückzukehren.“

Der Pabst wurde plötzlich sehr blaß und trat um einen Schritt zurück. „Zurückberufen hat Sie Ihr König?“ rief er mit funkelnden Augen. „Mit allen Ihren Truppen zurückberufen? Also will er mich feiger Weise im Stiche lassen?“

„Dieß Wort paßt nicht auf meinen Herrn und König," erklärte der Herzog von Guise mit großem Nachdruck, „denn es lebt Niemand auf Erden, von dem Heinrich II. an Mannesmuth übertroffen würde. Allein die Noth Frankreichs ist allzu groß, als daß Eure Heiligkeit nicht die Nothwendigkeit meiner schnellsten Heimkehr einsehen würden."

„Gut," sprach Paul IV. zornig, „gehen Sie. Dann werde ich den Krieg allein fortführen."

„Dazu," entgegnete der Herzog, „möchte ich Eurer Heiligkeit nicht rathen. Vielmehr halte ich es für das Beste, wenn Sie unter so guten oder schlechten Bedingungen, als es eben geht, Ihren Frieden mit dem Könige von Spanien abschließen, und die anderen Herren hier dürften meine Ansicht theilen."

„Ha!" rief Paul IV. noch zorniger, „deßwegen haben Sie verlangt, daß ich diese Herren zu mir rufen lasse? Doch, wie? Sollten dieselben wirklich alle auf Ihrer Seite stehen? Mein Herr Peter Strozzi," wandte er sich plötzlich an diesen, „ich habe Sie bisher für einen tapferen Krieger gehalten, sind Sie auch dafür, daß ich demüthig um Frieden nachsuche?"

„Ja," erwiederte der General mit großem Freimuth, „denn wenn der Herzog von Guise mit seinen Truppen abzieht, so ist die Fortführung des Krieges für uns eine Sache der Unmöglichkeit."

„Und warum?" fragte der Pabst, die Lippen zusammenpressend. „Ich habe doch über 10,000 Mann unter den Waffen und der Herzog von Ferrara stellte seinerseits 4000 Mann. Diese Armee sollte doch stark genug sein, dem Herzog von Alba die Spitze zu bieten?"

„Nein," war die derbe Antwort Peter Strozzi's, „denn der Herzog von Alba kommandirt über tapfere und wohlgeschulte Krieger, welche sich längst auf dem Schlachtfeld erprobt haben; die Truppen aber, welche von den Nepoten Eurer Heiligkeit geworben wurden, sind meist liederliches Gesindel, das bei der ersten Salve davonrennt. Ueberdem fehlt es uns durchaus an tüchtigen Offizieren, und um der Sache die Krone aufzusetzen, wer soll denn nach dem Abgang des Herrn Herzogs den Oberbefehl über die Armee übernehmen? Etwa, wie früher, Herr Antonio Caraffa, der vom Kriegshandwerk gerade so viel versteht, als ich von den Propheten?"

Dem Pabst lag eine heftige Antwort auf der Zunge; aber er unterdrückte sie. „Mein Herr Strozzi," versetzte er darauf höhnisch, „wenn Antonio Caraffa nichts taugt, so mögen Sie selbst den Oberbefehl übernehmen."

„Peter Strozzi," erklärte der General kurzweg, „dankt für eine Ehre, welche ihm nothwendig Unehre bringen müßte."

„Nun," wandte sich jetzt der Pabst an Camillo Orsini, „so übernehmen Sie die Oberbefehlshaberstelle."

Der edle Römer wies jedoch diese Ehre ebenfalls mit Energie von sich und hiedurch gerieth Seine Heiligkeit in eine immer gereiztere Stimmung.

„Es scheint,“ sprach er in äußerst bitterem Tone, „man hat es förmlich darauf abgesehen, mir Widerwärtigkeiten zu bereiten.“

„Nein, heiliger Vater,“ ergriff nun der Cardinal Trivulcio das Wort, „aber darin sind alle Kriegskundigen einstimmig, daß wir nach dem Abzug der französischen Armee und ihres großen Führers nicht mehr im Stande sind, dem Herzog von Alba Widerstand zu leisten. Wenn wir daher nicht wollen, daß er siegreich in Rom einziehe, so dürfen wir keine Minute versäumen, um den Frieden mit Spanien herzustellen.“

Der Pabst sah den Cardinal mit einem langen Blicke an und in dem Blick lag ein unendlicher Vorwurf. „Auch Sie, Trivulcio,“ sagte er dann, „auch Sie stimmen dafür, daß ich mich vor dem spanischen Monarchen demüthige? Liegt Ihnen die Ehre des heiligen Stuhls so wenig am Herzen?“

„Erlauben mir Eure Heiligkeit ein paar Worte?“ fiel hier der venetianische Gesandte ein. „Wenn es dem heiligen Stuhl genehm wäre, so würde der Senat von Venedig gerne den Frieden vermitteln, und dann dürfte Eure Heiligkeit darauf rechnen, daß die Friedensbedingungen durchaus ehrenhaft ausfielen.“

„Vollkommen einverstanden,“ nickte der Cardinal Trivulcio. „Um aber den König Philipp II. noch geneigter zu machen, dem heiligen Vater entgegenzukommen, möchte ich mir die Erlaubniß ausbitten, sofort einen geheimen Brief an den hochwürdigsten Bischof von Arras durch einen Expressen abgehen lassen zu dürfen.“

„Einen geheimen Brief an Granvella?“ fragte Paul IV., den die Wendung, welche jetzt die Unterredung nahm, wieder besser stimmte. „Ich verstehe Sie nicht, Trivulcio.“

„König Philipp II.,“ meinte der Cardinal mit einem eigenthümlich verschmitzten Lächeln, „wurde mir von allen Seiten als ein Mann geschildert, der den Satzungen unserer heiligen Religion im tiefinnersten Herzen ergeben sei. Darum müßte es das größte Entsetzen in ihm erregen, wenn er einmal Gefahr liefe, aus dem Verband dieser Kirche ausgeschlossen und für sich selbst wie für sein Land mit dem großen Interdicte belegt zu werden.“

„Ha!“ fuhr Paul IV. auf, und seine Wangen färbte plötzlich eine hohe Röthe. „Jetzt glaube ich Sie zu verstehen. Aber weiter, weiter!“

„Nun,“ lächelte der Cardinal noch verschmitzter, „ich gedenke dem Herrn Bischof von Arras in aller Eile durch einen eigenen Kurier unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit das furchtbare Geheimniß mitzutheilen, daß Eure Heiligkeit beschlossen hätten, wenn dem Krieg in Italien nicht sofort ein Ende

gemacht werde, über den König Philipp das Anathema, über seine verschiedenen Länder aber das Interdict auszusprechen, und da der kluge Bischof weiß, welchen unseligen Eindruck eine solche Schreckensbotschaft auf den König, seinen Herrn, ausüben würde, so bin ich fest überzeugt, er verabsäumt Nichts, um den frommen Philipp zur Nachgiebigkeit zu bewegen."

„Ha!" rief Paul IV. nochmals und dabei leuchteten seine Augen wie Kohlen. „Ich glaube jetzt selbst, daß es Zeit ist, Frieden zu schließen, und ich nehme daher Ihre Vermittlung an, Signore Navigiero. Nur wünschte ich, daß der Herr Cardinal Trivulcio zu den Verhandlungen beigezogen werde, denn seiner Klugheit entgeht nichts, was zum Frommen des heiligen Stuhles reichen kann. Herr Herzog von Guise," wandte er sich dann an diesen, „ich sehe ein, daß Seine Majestät, unser theurer Sohn von Frankreich, durch die Umstände gezwungen ist, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, und ich entbinde ihn deßhalb des Vertrags, den er mit mir eingegangen. Trotzdem aber wird unsere Freundschaft fortbestehen und auch Sie bitte ich, mir die Ihrige zu bewahren."

Mit diesen Worten reichte er dem Herzog von Guise die Hand und dieser küßte sie ehrerbietigst. Gleich darauf verabschiedete sich der Herzog und noch in der Nacht ritt er seiner Armee nach, welche bereits in Eilmärschen nach der französischen Grenze marschirte.

Einige wenige Tage nach dem Abmarsch der Franzosen war der Herzog von Alba bis hart vor die Mauern Roms gerückt und bereits hielt er alle Straßen besetzt, durch welche man in die Stadt gelangen konnte. Seine Absicht ging nämlich dahin, ihr alle Lebensmittel so wie überhaupt alle Zufuhr abzufangen und dadurch die Römer, wenn sie halb verhungert seien, zu zwingen, daß sie gegen die päbstliche Gewalt revoltirten. Revoltirten sie aber einmal, nun dann wollte er stürmen und ha, wie freute er sich darauf, den übermüthigen Pabst bis in den Staub zu demüthigen!

Auf diese Art schwand eine Woche dahin, da erhielt er eines Morgens durch einen Spion die Nachricht, daß der größte Theil der Römer, nunmehr auf's Aeußerste getrieben, entschlossen sei, in der kommenden Nacht einen Aufstand zu wagen, und daß dieser Aufstand sich hauptsächlich gegen die Porta Cavalleggieri, welche die Straße nach Civitavecchia hin begrenzt, wenden werde. „Man wolle die Wache dorten verjagen, um endlich einmal wieder Lebensmittel einführen zu können, und wenn daher der Herzog von außen her das Thor forcire, so müsse ihm der Eintritt in die Stadt leicht werden." Solches und Anderes berichtete dem Herzog von Alba der Spion und da diese Nachrichten im Laufe des Tages noch durch andere ähnlich lautende bestätigt wurden, so traf der spanische Heerführer in aller Stille die nöthigen Anordnungen, um die besagte Pforte zu stürmen. Den ganzen Tag über fanden

Truppenbewegungen statt und bis zum Spätabend gönnte sich der Herzog keine Minute lang Ruhe. Aber wie freudig that er nicht Alles, da er nun endlich hoffen durfte, bis zum Morgen der Herr von Rom zu sein!

Doch horch, was war das? Wie der Herzog sich eben beim Beginne der Nacht zu Pferde setzen wollte, um zu den Vorposten zu reiten, sprengte ein mit Koth und Staub bedeckter Kurier herbei und überreichte ihm ein eigenes Schreiben seines obersten Kriegsherrn, des Königs Philipp II. von Spanien. Das Schreiben war aus dem Lager von St. Quentin datirt und enthielt die nachfolgenden Worte: „In demselben Jahre, in welchem ich das Licht der Welt erblickte, erstürmte Karl von Bourbon die Stadt Rom und das Elend, welches dadurch über das Oberhaupt der Christenheit gebracht wurde, überstieg alle Grenzen. Soll ich nun ein Vierteljahrhundert später, nachdem ich das Scepter meines Vaters erhalten habe, zugeben, daß dasselbe Elend sich nochmals über Rom und seinen Beherrscher ergieße? Ich bin stolz darauf, von jeher ein gehorsamer Sohn der Kirche gewesen zu sein, und nie werde ich vergessen, welche tiefe Unterthänigkeit und Ehrfurcht ein jeder guter Christ dem heiligen Stuhle schuldet. Darum befehle ich Ihnen, Angesichts dieses alle Feindseligkeiten gegen Rom einzustellen und den heiligen Vater sogleich von diesem meinem Befehl zu benachrichtigen. Weitere Weisungen über die Grundlage des definitiven Friedens, der unmittelbar auf diesen Waffenstillstand folgen soll, werde ich Ihnen in den nächsten Tagen zukommen lassen.“

Also lautete der Brief Philipps II., des Königs von Spanien, und sprachlos stand der Herzog von Alba, nachdem er denselben gelesen hatte. Dann schlug er sich mit der Faust vor die Stirne und ein furchtbarer Fluch trat ihm auf die Lippen. Doch gelang es ihm, denselben zu unterdrücken und schnell wandte er sich um, seinem Zelte zu, um alle seine früheren Befehle rückgängig zu machen. Schließlich sandte er einen Parlamentär mit einer Friedensfahne nach der Stadt Rom, und dieser Parlamentär überbrachte dem Pabst einen Brief, über dessen Inhalt derselbe laut aufjubelte.

„Habe ich es nicht gesagt,“ lächelte nun der Cardinal Trivulcio, der sich eben bei Paul IV. befand, „wir werden annehmbare Friedensbedingungen bekommen?“

„Annehmbare?“ rief Paul IV. „Nein, damit werden wir uns nicht begnügen, sondern an uns ist es, den Frieden zu dictiren. Doch vor Allem lassen Sie schnell durch öffentliche Ausrufer bekannt machen, daß, weil der Krieg zu Ende, schon morgen mit Tagesanbruch alle Thore geöffnet werden würden. Auf diese Art wird die von Ihnen befürchtete Revolution schon im Keime erstickt und wenn sich dennoch einige wenige Einzelne erlauben sollten zu tumultuiren, so kann sie Camilla Orsini mit Leichtigkeit zu Paaren treiben.“

Es kam genau so, wie der Pabst voraussagte, und drei Wochen später, am 14. September, ward der definitive Frieden abgeschlossen. Er enthielt nur sechs Artikel von nachfolgendem Inhalt: „Erstens: Seine Heiligkeit der Pabst nimmt Seine Majestät den König von Spanien wieder in seine volle Huld auf, als wäre er nie ein ungehorsamer Sohn gewesen, und es sendet deßwegen Seine Majestät einen außerordentlichen Ambassadeur nach Rom, damit dieser Act so solenn als möglich vor sich gehen könne. Zweitens: Seine Heiligkeit der Pabst entsagt dem Bündniß, welches er mit dem Könige von Frankreich eingegangen, und bleibt für die Zukunft zwischen Spanien und Frankreich vollkommen neutral ohne irgend eine offene oder geheime Begünstigung nach dieser oder jener Seite. Drittens: Seine Majestät der König gibt dem heiligen Stuhle alle die Plätze, Städte oder Festungen zurück, welche im Laufe dieses Kriegs den Spaniern in die Hände fielen, und ersetzt den Schaden, der durch die Eroberung angerichtet wurde, nach einem billigen Ausgleich. Viertens: Unter die Gegenstände dieser Restitution gehört auch die Artillerie, welche von den Spaniern während des Kriegs den Päbstlichen abgenommen wurde. Fünftens: Seine Heiligkeit der Pabst und Seine Majestät der König von Spanien bewilligen allen Denjenigen, welche sich in den letzten Monaten compromittirt haben, einen Generalpardon und setzen sie in alle ihre Ehren, Aemter, Würden, Güter und Rechte wieder ein, denen sie in Folge des Krieges beraubt worden sind. Mit Ausnahme jedoch des Marc Antonio Colonna und seiner Angehörigen, welche in diese allgemeine Amnestie nicht eingeschlossen sein sollen, so lange bis Seine Heiligkeit der Pabst aus eigenem Antrieb und aus eigener Machtvollkommenheit beschließt, auch ihnen Pardon zukommen zu lassen. Sechstens: Mit dem Herzogthum Paliano, das dem Hause Colonna confiscirt wurde, ist Herr Bernhardin Carboni, der Sohn einer Cousine des Pabstes, zu belehnen, und zwar mit der Bedingung, daß derselbe dem Pabste so gut als dem Könige von Spanien den Eid der Treue zu leisten hat. Auch soll in die Festung Paliano eine neutrale Besatzung von 800 Mann gelegt werden, welche der Pabst und der König auf ihre Rechnung zu gleichen Theilen unterhalten."

So lautete das Friedensdocument, welches am 14. Sept. 1557 zwischen dem Cardinal Caraffa und dem Herzog von Alba im Namen ihrer Souveräne endgültig abgeschlossen wurde, und nun frage ich, bedeckte dasselbe nicht den König von Spanien mit unauslöschlicher Schande? Dem Pabste wurde darinnen Alles verwilligt, was er nur irgend verwilligt haben wollte, gerade wie wenn er der Sieger und nicht der Besiegte gewesen wäre. Ja Philipp II. erniedrigte sich sogar so sehr, daß er dem Pabste die Colonnas preisgab, welche sich doch rein dem Interesse des Hauses Habsburg aufgeopfert hatten! Darum ertönte auch in ganz Europa, als man den Inhalt dieses Friedensschlusses erfuhr, ein

Schrei des tiefsten Unwillens und es gab keinen einzigen Gebildeten, der nicht den König von Spanien deßhalb verdammt hätte. Als weltlicher Regent des Kirchenstaats hatte der Pabst den Krieg begonnen und deßhalb war er auch von seinem Gegner rein als weltlicher Regent zu behandeln. Philipp II. aber bequemte sich demüthig zu einem demüthigenden Frieden, weil der Pabst, nachdem das Kriegsglück gegen ihn entschieden, jetzt plötzlich als Oberhaupt der Christenheit, als Stellvertreter Gottes auf Erden gegen ihn auftrat und dem ultrakatholischgläubigen Könige mit dem Anathema und Interdict drohte.

Der Triumph des Pabstthums war also ein vollständiger und von dieser Zeit an datirt sich das Rückwärtsschreiten der spanischen Monarchie. „Das Pabstthum und die Kirche gehen Allem voran," von diesem Ein und Alles ging Philipp II. aus und daher kam die tyrannische Macht, welche der Clerus in allen seinen Staaten ausüben durfte. Daher dann als directe Folge die Tödtung alles geistigen Aufschwungs und der Abfluß alles Reichthums in den Magen jener unersättlichen schwarzen Blutigel, welche man gewöhnlich Mönche und Pfaffen nennt. Freilich den Ruhm erntete Philipp II., daß er fortan allüberall in der Welt als die „Säule der katholischen Kirche" gepriesen wurde; aber er konnte diesen Preis nicht erringen ohne die Mitgabe des heiligen Kriegs gegen alle Andersdenkenden, d. i. ohne den Ketzer- und Akatholikenmord im Großen und ohne die furchtbaren Folgen dieses Mords.

Doch ich komme wieder auf den Pabst und den Friedensschluß zurück, um noch ein paar Worte hinzuzufügen. Paul IV. mochte wohl fühlen, daß er durch die Demüthigung Philipps II. den Stolz der Spanier auf's Bitterste verletzt habe, und so suchte er, um sich diese Nation nicht zu entfremden, das Geschehene auf andere Weise wieder gut zu machen. Demgemäß lud er den Herzog von Alba zu einem Besuche in Rom ein und empfing ihn da am 19. Sept. mit einem Pompe, wie er ihn einem Kaiser gegenüber nicht großartiger hätte entwickeln können. Auch räumte er ihm ein Logis im Vatican selbst ein und gab ihm ein öffentliches Gastmahl, welchem er selbst persönlich im päbstlichen Ornat präsidirte. Kurz er ehrte ihn auf alle nur erdenkliche Weise, allein wurde dadurch die Schmach getilgt, welche sich der König von Spanien einem Brandmal gleich aufgedrückt hatte?

Drittes Kapitel.

Die Menschenverbrennungsfesttage in Spanien.

Wie Philipp II. mit dem Pabste Frieden machte, davon habe ich im vorigen Kapitel erzählt. Er bewilligte demselben, was dieser nur irgend von ihm verlangte, denn der Beherrscher Roms war ja in seinen Augen der Stellvertreter Gottes auf Erden, welchem ungehorsam zu sein als eine Todsünde angesehen werden mußte! Nicht lange hernach, im Oktober 1558, wurden auch mit Frankreich Unterhandlungen angeknüpft, um dem langen Kriege endlich ein Ende zu machen, und fünf Monate später, am 3. April 1559, kam richtig zu Chateau-Cambrésis der von den Völkern so viel ersehnte Frieden zwischen den Königen Heinrich II. und Philipp II. zu Stande. Ueber die Bedingungen desselben will ich die Leser nicht weiter unterhalten, allein zwei Hauptpunkte darf ich nicht unerwähnt lassen. Der eine ging dahin, daß der Herzog von Savoyen, der bisherige Statthalter der Vereinigten Niederlande, mit der Hand der Prinzessin Margarethe, der Schwester des Königs von Frankreich, beglückt und daß ihm zugleich alle seine von Frankreich bisher occupirt gewesenen Staaten zurückgegeben werden sollten. Der zweite handelte ebenfalls von einer Heirath, und zwar von einer noch vornehmeren, nämlich von der zwischen Philipp II. von Spanien und der Prinzessin Elisabeth, der ältesten Tochter des Königs von Frankreich — eine Heirath, welche damals unendlich viel von sich reden machte.

Ja wohl, unendlich viel und mit größtem Rechte. Am 15. Okt. 1558 hatte man, wie ich bereits andeutete, die Friedensconferenzen in Chateau-Cambrésis eröffnet und eine der ersten Festsetzungen der Herren Gesandten war die, daß Don Carlos, der älteste — und einzige — Sohn des Königs Philipp II. und also der Thronerbe von Spanien und aller damit verbundenen Reiche, mit Heinrichs II. von Frankreich ältester Tochter Elisabeth vermählt werden solle. Natürlich übrigens nicht sogleich, sondern erst in ein paar Jahren, da Beide, der Prinz wie die Prinzessin — Don Carlos hatte am 9. Juli 1545 und die Prinzessin Elisabeth am 22. April 1546 das Licht der Welt

erblickt — damals sozusagen noch in die Kinderstube gehörten. Da begab es sich, daß am 17. November, also nur vier Wochen nach Eröffnung der Friedensunterhandlungen, die Königin Maria von England, „die blutige", wie man sie gewöhnlich nannte, schnell wegstarb, und mit diesem hochwichtigen Ereigniß änderte sich auf einmal die ganze Sachlage. Mein Gott, dieser Tod befreite nicht blos England von einer fluchwürdigen Tyrannin, sondern er verwandelte auch den König Philipp in einen Wittwer, und dieser Wittwer war eine zu hoch gestellte Person, als daß man nicht sogleich an seine Wiederverheirathung hätte denken sollen. Noch mehr, der Wittwer selbst dachte auch schon in der ersten Stunde daran, und kaum waren daher die sterblichen Ueberreste der Maria Tudor, seiner Gemahlin, die ihm so liebesiech angehangen, in der prächtigen Westminsterabtei beigesetzt, so sandte er den Herzog von Feria als außerordentlichen Gesandten nach England mit dem Auftrag, um die Hand Elisabethens, der Stiefschwester und Nachfolgerin Marias, zu werben. Philipp II. hätte so überaus gerne seine bisherige Gewalt über England beibehalten und überdem mußte die Hand der Königin Elisabeth auch in anderer Beziehung, selbst in persönlicher — sie zählte erst fünfundzwanzig Jahre und gehörte unter die schöneren Damen ihres Reiches — eine in hohem Grade begehrliche Acquisition genannt werden. Leider aber hegte Elisabeth durchaus nicht die gleichen Gesinnungen, wie Philipp II. von Spanien, sondern im Gegentheil sie, als gute Protestantin, die sie stets im Herzen geblieben war, haßte ihn schon seiner papistischen Gesinnungen wegen; noch mehr wegen des Elends, das er über England gebracht, und somit erhielt der Herzog von Feria ohne weiteres eine abschlägliche Antwort. Hier abgewiesen, dachte nun Philipp II. an die Prinzessin Maria von Portugal, eine Cousine seiner ersten Gemahlin, und in zweiter Linie an die Herzogin-Wittwe Christine von Lothringen, eine Tochter des Königs Christian VII. von Dänemark; allein bei jeder der Beiden hatte er etwas auszusetzen. Da gaben die Gesandten der Friedensconferenz seinem Ideengang eine andere Richtung, indem sie ihn auf die designirte Braut seines Sohnes Don Carlos hinwiesen und ha! wie schnell stimmte er nicht ein, als ihm dieser Rath gegeben wurde! In ihr — in Elisabeth von Valois fand er Alles vereinigt, was er sich nur irgend wünschen konnte: Jugend (freilich eine fast zu große, denn Elisabeth zählte im April 1559 erst dreizehn Jahre), Schönheit, Geist, Ansehen und Reichthum. Ueberdem gehörte die junge Dame einer gut katholischen Familie an und, was nicht minder großen Werth hatte, ihre Vereinigung mit Philipp II. konnte nicht wohl anders denn als ein Act der Versöhnung Frankreichs mit Spanien angesehen werden. Verschwinden mußte dann das bittere Andenken an die Schlachten von Pavia und St. Quentin, wenn der König von Spanien der Königstochter von Frankreich die Hand reichte,

und die beiden großen Nationen konnten wieder friedfertig neben einander wohnen! Von solchen Gedanken ging man aus, als man im Frieden von Chateau-Cambrésis die Bedingung festsetzte, daß Philipp II. und Elisabeth von Valois, die dreizehnjährige Tochter Heinrichs II., ein Paar werden sollten, und keinem Einzigen der vornehmen Herren, welche jenen Handel abschlossen, fiel es ein, auch nur mit einer Sylbe der Rechte zu gedenken, welche Don Carlos, der Thronerbe von Spanien, sich bereits auf die Hand Elisabeths erworben hatte. Philipp II. wollte es so, und Philipp II. war der unumschränkte Herr und Gebieter, welcher außer dem eigenen Willen in allen seinen Landen keinen andern duldete! Doch genug nun von dieser Heirath, auf welche uns das nächste Kapitel naturgemäß wieder führen wird, und fahren wir in unserer Geschichte fort.

Schon lange sehnte sich Philipp II. nach Spanien zurück und, nachdem der Frieden von Chateau-Cambrésis abgeschlossen war, zögerte er nicht länger, dieser seiner Sehnsucht Rechnung zu tragen. Wie hätte es ihm auch nur eine Stunde lang wohl sein können in den Niederlanden, wo die Menschen so ungemein frei dachten und sich aussprachen! Wo die Bürger der großen Städte, wie Brügge, Gent, Antwerpen, Brüssel und Lüttich, in einer Weise auf ihre Privilegien pochten, wie wenn der König, ihr Herr, kein Recht hätte, in dieselben einzugreifen, während Philipp II. von der Ueberzeugung beseelt war, daß Gott ihm die unbeschränkteste Gewalt über alle seine Unterthanen verliehen habe. Ueberdem roch es nicht allenthalben in den Vereinigten Staaten von Brabant und Burgund, besonders aber in Holland, Seeland, Flandern und Gröningen, nach ketzerischen Ideen, ja sogar nach factischen Bekennern des Lutheranismus und Calvinismus? Und Philipp II. hielt doch so starr fest am römisch-päbstlichen Glauben, daß er sich von Gott für berufen hielt, jeden Andersdenkenden ohne weiteres von der Erde zu vertilgen! Endlich war es nicht eine grenzenlose Frechheit und Anmaßung, daß die Niederländer nicht in stummer Anbetung vor ihm niederknieten, als vor Einem, der mit dem gewöhnlichen Menschenthum eigentlich nichts gemein habe, sondern daß sie sich vielmehr über seine starre Abgeschlossenheit, als wäre er eine unnahbare Majestät, mit bitterem Hohn vernehmen ließen und es sogar unverholen aussprachen, ihr Regent dürfe nie die Manieren eines asiatischen Despoten annehmen? Gewiß also, in einem solchen Lande und in solcher Umgebung konnte es einem Philipp II. unmöglich wohl sein und wer wird es also nicht natürlich finden, daß er sich nach Spanien zurücksehnte? Nach jenem Lande, wo er das Licht der Welt erblickt und wo man ihn so erzogen hatte, daß er sich dort allein heimisch fühlen konnte! Nach jenem Lande, dessen Sprache er allein sprach und dessen Sitten und Gewohnheiten ihm allein zusagten, weßwegen er auch nach seiner Rückkehr dahin nie mehr einen Schritt über dessen Grenze that!

Es gab aber noch einen andern Grund, warum er seine schnelle Uebersiedlung nach Spanien für nothwendig hielt, und dieser bestand darin, daß neuester Zeit das Ketzerthum sogar dorten Eingang gefunden hatte. Schon im Jahr 1520 waren Schriften Luthers, in Antwerpen übersetzt und gedruckt, in ziemlicher Menge nach Spanien eingeschmuggelt worden und dieselben hatten solchen Anklang gefunden, daß das Jahr darauf Pabst Leo X. sich veranlaßt sah, dem Connetable von Castilien den Befehl zuzuschicken, gegen die sich mehrende Zahl der Anhänger des deutschen Erzketzers mit größter Strenge zu verfahren. Noch mehr Erbitterung erregte bei den Mönchen Spaniens der Heißhunger, mit welchem die gebildeten Stände, darunter auch verschiedene Geistliche, die Schriften des Erasmus verschlangen, und es mußte sich zum Beispiel der Kanzler der Hochschule zu Alcala-de-Henares, Pedro de Lerma, nach Paris flüchten, weil er sich als Anhänger jenes berühmten Mannes, wenn nicht gar Luthers selbst verdächtig gemacht hatte. Später, im Sommer 1530, wohnten viele vornehme Spanier in Augsburg dem Acte der Uebergabe der Augsburgischen Confession bei und dieser Act, besonders das Auftreten Luthers dabei, machte einen solch' erschütternden Eindruck auf sie, daß bei den meisten von ihnen der alte Glaube wankend wurde. Natürlich konnte dieser Gesinnungswechsel auch auf ihre Verwandten nicht ohne Einfluß bleiben und noch mehr Wirkung hatte es, als die in den Niederlanden ins Spanische übersetzte Bibel sich trotz der Wachsamkeit der Behörden in vielen Exemplaren in Spanien verbreitete. Kurz, es kam im Verlaufe der Zeit so weit, daß sich in einzelnen spanischen Städten, besonders in Sevilla und Valladolid, ganz in der Stille und verstohlen kleine protestantische Gemeinden bildeten, mit eigener Seelsorge und eigenem Gottesdienst; ja daß sogar in verschiedenen Klöstern, wie z. B. im Hyeronimiten-Kloster San Isidoro bei Sevilla, die neue Lehre Eingang fand und daß also die Gefahr da war, es könnte das schreckliche Gift das ganze Land anstecken. Solches aber sollte Philipp II. dulden? Er, für den es außer den positiven Satzungen Roms keine Wahrheit gab? Er, der den Aufstand der deutschen Stände gegen seinen Vater Karl V. nur allein der Lehre Luthers zuschrieb, und dem also Protestantismus und Revolution vollkommen gleichbedeutende Begriffe waren? Nein, wahrhaftig, wenn es so aussah in Spanien, so mußten energische Maßregeln ergriffen werden, um die Ketzerei daselbst zu vertilgen, und deßhalb schickte er nicht nur sofort, im Frühjahr 1559, seiner Schwester Juana, der Statthalterin von Spanien während seiner Abwesenheit, den strictesten Befehl zu, gegen die Ketzer mit Gewalt einzuschreiten, sondern er faßte auch zugleich den festen Entschluß, schnellstens selbst nach seinem Heimathlande zurückzukehren, um daselbst als Geißel Gottes zu fungiren.

Ehe er übrigens abreisen konnte, mußte der Statthaltereiposten über die

Vereinigten Niederlande neu besetzt werden, denn der Herzog Philibert von Savoyen war natürlich von dieser Stelle zurückgetreten, nachdem er im Frieden von Chateau-Cambrésis seine Erbstaaten wieder erhalten hatte. Philipp II. schwankte einige Zeit zwischen Christine, der verwittweten Herzogin von Lothringen, seiner Muhme, und Margarethe, der Herzogin von Parma, seiner Halbschwester, einer natürlichen Tochter seines Vaters, des Kaisers Karl V. Für die erstere sprach ihr männlicher Geist und ihre reiche Lebenserfahrung; allein so wie der mißtrauische König — alle Despoten sind von Natur mißtrauisch — erfuhr, daß sie den Niederländern und besonders dem Prinzen von Oranien als Statthalterin willkommen sei, nahm er von ihr Umgang und beschloß, seiner Halbschwester den wichtigen Posten zu übertragen. Großen Einfluß auf diese seine Entschließung hatte noch überdem der Umstand, daß sie von ihrem Gewissensrath und Lehrer, dem berühmten Ignatius v. Loyola, dem Stifter des Jesuitenordens, in einem derben Mönchsglauben erzogen worden war, und so schickte denn Philipp II. augenblicklich einen Kurier nach Italien, um die Schwester schnellstens herbeizurufen. Kaum aber war die Herzogin angekommen, so versammelte er am 7. August 1559 die niederländischen Generalstaaten, um ihnen die neue Statthalterin vorzustellen, und begab sich dann nach Vliessingen, wo schon lange eine Flotte für ihn parat lag. Dort schiffte er sich mit seinem ganzen spanischen Gefolge am 25. August ein, und schon am 8. September landete er in Laredo, unweit von der Stadt Santander im großen Golfe von Biscaya. Jetzt endlich hatte er wieder spanischen Boden unter seinen Füßen und, dem Himmel sei Dank, jetzt konnte er nach so langer Zeit seinem wahren Naturell den Lauf lassen. Worin aber bestand dieses wahre Naturell? Wir werden es sogleich sehen, wenn wir dem Könige nach Valladolid vorauseilen, wohin zunächst das Ziel seiner Reise ging.

Valladolid, die Hauptstadt von Leon, war früher die Residenz der Könige von Spanien gewesen, bis Karl V. dieselbe nach Madrid verlegte, und deren Einwohnerzahl betrug in der Zeit, von der wir sprechen, über 100,000 Seelen. Auch gab es daselbst einen großartigen Königlichen Palast und nicht minder zeichnete sich die Stadt durch verschiedene domartige Gotteshäuser aus. Ueberdem — doch wir haben keine Zeit, um nach all' diesen Herrlichkeiten zu sehen, sondern wir schließen uns vielmehr der unendlichen Volksmenge an, welche sich jetzt eben am 8. September, also am selben Tage, an welchem Philipp II. in Laredo landete, durch die Straßen von Valladolid wälzt. Was ist's nun aber, was diese unendliche Volksmenge in Bewegung setzt? Wir eilen mit den Andern auf den großen, schönen, von vierhundert Bildsäulen und Pilastern umgebenen öffentlichen Platz, das Campo grande von Valladolid, und kaum haben wir uns hier aufgestellt, so erblicken wir einen ganz eigenthümlichen Aufzug, der

sich von entgegengesetzter Seite her dem Campo grande nähert. Den Vortrab desselben bilden ein Dutzend oder mehr Musikanten, alle wohl beritten und mit Pauken und Trompeten ein furchtbares Geräusch machend. Dann folgte ebenfalls hoch zu Roß der Alguacil Mayor, das ist der hohe Beamte des Tribunals der Inquisition, welchem die Vollstreckung der Urtheile dieses Tribunals oblag, und ihm zur Rechten ritt sein Secretär, der ein offenes Schriftstück in der Hand hielt. Zu seiner Linken aber hatte er einen fast riesigen Bannerträger, nämlich den Träger der Fahne der Inquisition, welche, von rothem Damast, auf der einen Seite ein bloßes Schwert in einem Lorbeerkranz, auf der andern ein grünes Kreuz, umgeben von einem schwarzen Schleier, darstellte. Daraufhin kamen wohl fünfzig Edelleute, alle in hoher Galla und die herrlichsten Pferde reitend, und endlich schloß den Zug eine ganze Schwadron von bewaffneten Dienern der Inquisition, welche man gewöhnlich Familiares nennt. Mitten auf dem Campo grande angekommen, gab der Alguacil Mayor der Musik ein Zeichen und auf dieses hin verstummte sie plötzlich nach einer starken Fanfare. Darauf erhob sich der Secretär des Alguacils in seinen Steigbügeln und das Papier, das er in der Hand hielt, entfaltend, las er dasselbe mit tönender Stimme vor. „Kund und zu wissen“ — so lautete seine Ansprache — „sei hiemit Jedermann, daß zu Ehren unserer hochheiligen Religion und um die demnächstige Hierherkunft Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Herrn zu verherrlichen, heute über einen Monat, das ist am 8. Oktober dieses Jahrs, ein großes Glaubensfest hier abgehalten wird, und ich fordere alle die, so freiwillig dabei Dienste übernehmen wollen, auf, sich in den nächsten Tagen im Palaste des heiligen Tribunals zu melden.“ Lautlos hörte die Menge, welche auf das Campo grande geströmt war, der öffentlichen Ankündigung zu; so wie aber der Secretär geendigt hatte, brach sie in ein donnerndes Vivatgeschrei aus und setzte dasselbe wohl eine gute Viertelstunde lang fort. Der Alguacil Mayor dagegen mit seiner ganzen Escorte ritt sofort weiter, denn ihm lag ob, dieselbe Verkündigung auf allen andern öffentlichen Plätzen so wie in den Hauptstraßen der Stadt zu wiederholen.

Also ein Fest stand in Aussicht und wie es schien, ein recht fröhliches, da es ja zur Verherrlichung der Ankunft Philipps II. gefeiert werden sollte. Allein war es in Wahrheit ein fröhliches? Mein Gott, unter diesem Glaubensfeste oder „Auto-da-Fé“ verstand man die öffentliche Verurtheilung und Verbrennung von Solchen, welche, der Ketzerei angeklagt, vielleicht schon seit Jahren in den Kerkern der Inquisition geschmachtet hatten. Man verstand darunter ein Blutgericht, wie es barbarischer nicht hätte erfunden werden können und wie es auch nur in Spanien, dem fanatisch-mönchischen Spanien, möglich war! Doch der Leser wird begierig sein, das Nähere dieses schrecklichen Festes zu erfahren,

und so will ich ihn denn mit den Einzelnheiten bekannt machen, obwohl sie bei Manchem Schauder erregen werden.

Zuerst wurden gegen dreihundert Holzhändler und Zimmerleute im Palaste der Inquisition eingeschworen, das heißt in Amt und Pflicht genommen. Die Ersteren, weil sie das Holz zu den Scheiterhaufen, so wie zu der großen Schaubühne zu liefern hatten; die Andern, weil ihnen oblag, die Schaubühne selbst zu errichten. Ja wohl die Schaubühne, denn das Ganze war nichts Anderes als ein Theater, nachgebildet den großen Schaustücken, zu deren Aufführung die Römer ihre großen Amphitheater erbauten. Also eine Schaubühne errichtete man auf dem Campo grande und zwar eine recht großartige und umfangreiche mit verschiedenen Sitzreihen über einander. Die Mittelloge derselben wurde für den König und seinen Hof vorbehalten und war mit Erkern flankirt. An diese Loge reihte sich rechts eine andere an, welche ein nicht minder stattliches Ansehen hatte, und auf ihr sollten die Mitglieder des heiligen Tribunals, den Großinquisitor an der Spitze, Platz nehmen. Die übrigen Logen waren für das Publikum bestimmt, natürlich aber nicht für das gemeine, sondern für das hochadelige und besonders auch für die Damenwelt, welche sich natürlich das Schauspiel unmöglich entgehen lassen konnte. Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch beifügen, daß auch dem Bürgerstande hinlänglich Gelegenheit gegeben war, dem Auto-da-fé beizuwohnen, denn einmal nahmen die Logen nur die Hälfte des großen Circus ein, so daß also viele Tausende „Stehplätze“ bekamen, und zum Andern konnte man von den Häusern aus, welche die vier Seiten des Campo grande begrenzten, ganz bequem den ganzen Platz übersehen. Mit der Errichtung der Schaubühne übrigens war bei weitem noch nicht Alles gethan, sondern die Herstellung der Arena in der Mitte für die Gefangenen kostete natürlich nicht minder viel Zeit und überdieß mußte ebenfalls innerhalb des Circus eine Kanzel mit einem reichen Altar vor derselben errichtet werden. Ja sogar für Restaurationslokale hatte man Sorge zu tragen — man fand Platz für sie unter der großen Schaubühne —, denn weil das Auto-da-fé voraussichtlich einen ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Anspruch nahm, so wären ja die Zuschauer verschmachtet, wenn sie sich keine Erfrischungen hätten verschaffen können.

Kurz also, es gab unendlich viel zu thun, um das „Glaubensfest“ möglich zu machen, und in der letzten Zeit arbeitete man sogar die Nächte durch. Dafür wurde man aber auch mit Allem bis zum 7. Oktober in der Früh fertig und ha! wie jubelten jetzt die Einwohner von Valladolid nebst den vielen Tausenden von Fremden, die schon längst von Nah und Fern herbeigeströmt waren! Jetzt konnte ihnen das erwartete Schauspiel unmöglich mehr entgehen und nicht um eine Million hätte Mancher dasselbe hergegeben. Ja selbst schon der Vorabend

übte auf die große Menge eine ungeheure Attractionskraft aus, denn es ward da eine Art Vorspiel ausgeführt, welches das Auto-da-fé selbst einleitete.

Präcis nämlich um 12 Uhr Mittags am 7. Okt. sah man wieder den Alguacil Mayor begleitet von seinem Secretär und einem Dutzend bewaffneter Familiaren durch die Straßen von Valladolid reiten und ihm voraus ließ eine Bande von Musikanten ihre wilden Weisen hören. Sobald der Alguacil an einem offenen Platz ankam, ließ er halten und sofort verkündete der ihn begleitende Secretär mit lauter Stimme folgenden Doppelbefehl: „Einmal, daß es strengstens verboten sei, am morgenden Tag in einer der Straßen zu reiten oder zu fahren, durch welche sich die Glaubensprocession bewege; zum Andern, daß über Jeden die Strafe der großen Excommunication verfügt werden würde, der es sich beikommen lasse, von heute Nacht zwölf Uhr an bis morgen Nacht zwölf Uhr irgend eine Waffe, sei's zum Angriff oder zur Vertheidigung, sei's offen oder verstohlen, bei sich zu tragen." Dieses Herumziehen des Alguacils Mayor in allen Straßen der Stadt nahm mehrere Stunden in Anspruch, aber dennoch wurde eine beträchtliche Volksmenge nicht müde, ihn überallhin zu begleiten und jedes Mal erscholl ein Hurrah, wenn der vorsichtige Befehl — man wollte damit jeden Versuch, einen Ketzer zu befreien, schon im Keime ersticken — wieder vorgelesen wurde. Weit großartiger übrigens noch schwoll die Menge am Abend dieses Tages an, als die große Kreuzprocession ihren Anfang nahm, denn diese Procession war nichts Anderes, als ein Ausrücken der Gesammtgeistlichkeit von Valladolid, um das Symbol der heiligen Inquisition, ein großes grünes Kreuz, das mit einem durchsichtigen schwarzen Schleier umwickelt war, auf dem Altare der Arena hart vor der Kanzel aufzupflanzen. Ihren Anfang nahm dieselbe vor dem Palaste der Inquisition und eröffnet wurde sie von den sogenannten Glaubenssoldaten, das ist von jenen dreihundert Holzhändlern und Zimmerleuten, welche die Schaubühne hergerichtet hatten. Dann kam die große königliche Kapelle, welche den Trauermarsch «Vexilla regis prodeunt» executirte, und auf sie folgte der Alguacil Mayor, umgeben von einer Menge von anderen höheren Beamten. Nunmehr reihte sich die Geistlichkeit mit den sämmtlichen Congregationen im großen Ornate an und jeder der geistlichen Herren trug eine mächtige brennende Wachskerze. Als die Hintersten marschirten die Mönche vom Dominikanerorden, von denen einer das grüne Kreuz trug, und den Schluß des ganzen Aufzugs bildete ein Corps von Familiaren, das ist von Bediensteten des Inquisitionstribunals, alle vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet. In solcher Ordnung bewegte sich die Procession durch die Hauptstraßen der Stadt bis nach dem Campo grande und hier ward das Kreuz in feierlichster Weise auf dem Altare aufgepflanzt, nachdem man vorher zwölf mächtige weiße Wachsfackeln auf demselben angezündet hatte. Diese Ceremonie

dehnte sich bis tief in die Nacht hinein aus; so wie sie aber ihr Ende erreicht hatte, zogen alle Theilnehmenden mit der Musik wieder ab, mit Ausnahme jedoch der Dominikaner, welche zurückblieben, um das Kreuz die ganze Nacht hindurch zu bewachen und zugleich Matutinos und Messen abzusingen.

So verging der Vorabend zum Glaubensfeste und man sieht, daß schon dieser Vorabend eine ungeheure Aufregung hervorbringen mußte. Allein das Hauptfest selbst, das nun folgte — welche Wirkungen hatte nicht erst dieses! Es fand, wie gesagt, statt am 8. Oktober 1559, einem Sonntag, und der Sonntag war absichtlich gewählt worden, weil da kein Mensch seinen Geschäften nachging. Man wollte der Feierlichkeit so große Dimensionen als möglich geben, und diesen Erfolg erreichte man auch richtig, denn es belief sich, wie glaubhafte Augenzeugen berichten, die Anzahl der Zuschauer, Einheimische und Fremde zusammengerechnet, auf mindestens dreimalhunderttausend Köpfe. Gewiß eine ganz ungeheuerliche Versammlung, wie wohl nicht leicht je eine zweite zusammenkam! Ja eine so ungeheuerliche, daß viele Tausende, weil sie in den Häusern Valladolids keinen Platz fanden, die Nacht vom 7. auf den 8. Oktober auf dem freien Felde zubringen mußten, während eben so viele Tausende entweder in den Straßen auf- und abzogen, oder auch, noch in der Dunkelheit, die Stehplätze auf dem Campo grande occupirten, von denen ich weiter oben gesprochen habe.

Endlich brach der lang ersehnte Tag an; aber schon lange, ehe die ersten Sonnenstrahlen die Erde erleuchteten, strömte die Menschenmenge in unabsehbaren Reihen herbei. Die Einen, Männer, Weiber und Kinder bunt durcheinander gemischt, zogen vor den Palast der Inquisition, um sich den Anfang des großen Glaubenszugs nicht entgehen zu lassen. Wieder Andere, vielleicht an die Hunderttausend, stellten sich an den Straßen auf, durch welche der Zug sich zu bewegen hatte, oder auch füllten sie die Häuser, welche an diesen Straßen standen. Die Hauptmasse drängte nach dem Campo grande und um sechs Uhr Morgens war dort kein Plätzchen mehr zu gewinnen, natürlich die Sitze auf der großen Schaubühne abgerechnet, welche für die Vornehmen, sowie für die Geistlichkeit reservirt worden waren.

Um sieben Uhr sollte der große Glaubenszug beginnen und mit dem Schlag dieser Stunde erschien Philipp II. mit seinem ganzen Hofe. Er war schon vierzehn Tage zuvor in Valladolid angekommen und hatte dort den großen Königlichen Palast bezogen. Noch aber war es bis jetzt nur Wenigen gelungen, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und darum, wie er nun inmitten eines glänzenden Gefolges und escortirt von seiner Garde auf dem Campo grande einritt, begrüßte ihn ein Vivatgebrüll, das gar kein Ende nehmen wollte. An den Stufen der Mittelloge angelangt, stieg er vom Rosse, um sich auf seinen

Thronsessel zu begeben, und ihm auf dem Fuße folgten die vornehmen Herren und Damen, während die Garde sich unten aufstellte. Und wer waren diese Herren und Damen? Ich kann sie nicht alle nennen, weil ich sonst ganze Seiten mit ihren Namen füllen müßte; allein einige Wenige muß ich dem Leser doch vorführen, damit er sich überzeuge, wie sehr das Schauspiel selbst die Gebildetsten anzog. Es sind dieß folgende: Nummer eins: Don Carlos, der einzige Sohn des Königs, geboren den 8. Juli 1545, also damals etwas über vierzehn Jahre alt; Nummer zwei: die Prinzessin Juana, die Schwester Philipps II. und bisherige Regentin von Spanien; Nummer drei: der Prinz von Parma, Alexander Farnese, der Sohn der neuen Statthalterin der Niederlande, ungefähr im gleichen Alter mit Don Carlos; Nummer vier: der französische Gesandte Sebastian von Aubespine, Bischof von Limoges; Nummer fünf, sechs und sieben: der Erzbischof von Toledo nebst den Bischöfen von Palencia und Zamora; Nummer acht und neun: der Connetable und der Admiral von Castilien; Nummer zehn und elf: die Herzoge von Naxera und von Arcos; Nummer zwölf: der Marques von Denia, nachheriger Herzog von Lerma; Nummer dreizehn: der Marques von Astorga; Nummer vierzehn: der Graf von Uregna, nachheriger Herzog von Ossuna; Nummer fünfzehn: der Graf von Benevente; Nummer sechzehn: der Graf von Buendia, der Großmeister des Ritterordens von Montesa; Nummer siebzehn: Don Peter Ludwig von Borgia, der Bruder des nachher heilig gesprochenen Franz von Borgia, Herzogs von Gandia; Nummer achtzehn: die Herzogin von Medina-Cöli; Nummer neunzehn und zwanzig endlich die Gräfinnen von Uruenna und von Ribadia nebst noch einer ganzen Schaar von anderen vornehmen Damen. Man sieht also, daß der Hof einen sehr glänzenden Anblick gewährte, indem alle die angeführten und nicht angeführten Granden mit ihren Damen in ihren festlichsten Gewändern prangten, und so wurde natürlich die versammelte ungeheure Menschenmenge nicht müde, voller Neugierde die Mittelloge der großen Schaubühne zu mustern.

Allzu viel Zeit übrigens blieb ihnen nicht dazu, denn noch war es nicht halb acht Uhr, so verkündigte ein dumpfes Geräusch, das die Luft erzittern machte, den nahenden Zug und gleich darauf sah man ihn in seiner ganzen Großartigkeit heranschreiten. Eröffnet wurde derselbe von den dreihundert Glaubenssoldaten, gerade wie bei der Kreuzprocession vom Tage zuvor. Dann kam die Musik, das Miserere blasend, und nach ihr der Alguacil Mayor mit seinen Officianten. Die dritte Abtheilung bildeten die gefangenen Ketzer, denen heute ihr Recht widerfahren sollte, und ihnen voraus, so wie hinter ihnen drein schritten mehrere Hunderte von Familiaren oder Gerichtsdienern, welchen ihre Bewachung anvertraut war. Alle Gefangenen trugen das Ketzer-Armensünderkleid, nämlich einmal das „Sanbenito“, das ist ein Scapulier von häßlich-

gelbem Tuche, das aber nur bis an die Kniee ging und mit Teufeln ganz übermalt war; zweitens die „Coroza", eine runde, pyramidenförmige, oben ganz spitz auslaufende Mütze aus Pappendeckel nach Art der Tyrolerhüte, nur ohne Rand und wohl viermal so hoch, so wie ebenfalls mit Teufeln, Flammen und Kreuzen ganz übermalt; drittens einen rothen Strick von Ginster um den Hals und zum Theil sogar einen starken Knebel im Munde, damit ihnen das Sprechen unmöglich werde; viertens endlich in der linken Hand eine gelbe Wachskerze und unangezündet, welches beides als eine große Schmach galt. So schritten die armen Gefangenen einher und neben jedem gingen zwei Dominikanermönche, welche ihnen beständig zusprachen. Den Schluß bildeten dann die Inquisitoren des Provincialtribunals nebst den Secretären des Tribunals von Valladolid und noch einer ganzen Menge von Commissarien. Das war der Aufzug, der sich langsam und feierlich am Morgen des 8. Okt. 1559 durch die Straßen von Valladolid nach dem dortigen Campo grande fortbewegte! Allein — kam denn sonst nichts weiter? Mein Gott, dieser Aufzug bildete nur den „Ketzerzug' und alle an demselben Betheiligten mußten zu Fuße gehen. Nun aber der Ketzerzug sein Ende erreicht hatte, kam der „Triumphzug", der Triumphzug der Inquisition nämlich, und dieser Zug, der durchaus hoch zu Rosse erschien, entwickelte eine Pracht, wie man sie bei dem großartigsten Krönungszug vergeblich gesucht haben würde.

Voraus ritten die Sheriffs der Stadt Valladolid, geführt von ihren obersten Offizieren und alle in höchster Festtagsgalla. An sie schloß sich an ein langer Zug von Familiaren, die Rosse mit prächtigen Schabracken geschmückt und sie selbst in voller Inquisitionsuniform, schwarz und weiß mit einem goldenen Kreuze auf der linken Brust. Darauf folgte eine große Anzahl von Officianten der Kirche, Notare, Commissäre, Qualificatoren und was dergleichen mehr ist, alle ebenfalls in höchster Galla, aber als Männer des Friedens auf schwarzbehangenen Mauleseln. Die vierte Abtheilung, den Rath und die Bürgerschaft von Valladolid, wohl an die dreitausend Männer, zum größten Theil auf prächtigen Pferden, führte der Maire oder Oberbürgermeister selbst, ein stolzer Herr mit ordengeschmückter Brust. Der fünften Abtheilung voran ritt eine wild aufgeschirrte Reitermusik, welche eben so wilde Weisen blies; die ganze Abtheilung aber bestand eigentlich nur aus einem einzigen Mann, nämlich aus dem Bannerträger der Inquisition und seiner Leibwache. Und wer war nun der Bannerträger? Kein Anderer als der Herzog von Medina-Cöli, dessen Vater schon dieß Vorrecht als eine hohe Ehre für sein Haus vom Cardinal und Generalinquisitor Francisko Ximenez de Cisneros erworben und zugleich das Banner gestiftet hatte, das nun der Sohn trug. Und wirklich ein prächtiges Banner war es, vom schwersten rothen Damast und auf beiden Seiten mit

den Insignien der Inquisition geschmückt, wie ich sie oben beschrieben, zugleich aber auch mit Gold und Edelsteinen fast überladen. Wenn übrigens das Banner von Pracht strotzte, so noch mehr der Träger desselben, der reiche und mächtige Herzog von Medina-Cöli, und man schätzte den Werth seiner Kleidung nebst der Ausrüstung seines Rosses auf mehr als hunderttausend Dukaten. Uebrigens nicht blos er strotzte von Pracht und Reichthum, sondern eben so auch seine Leibwache, denn diese bildeten lauter Söhne von Granden ersten Ranges, welche sich, etwa fünzig an der Zahl, freiwillig zu diesem Dienste gemeldet hatten. Die sechste Abtheilung wurde vom heiligen Gericht selbst gebildet, das ist von den hohen und höchsten Mitgliedern der Inquisition, und es war dabei die Anordnung getroffen, daß je einem Mitglied des hohen Raths der Inquisition ein Mitglied des Geheimenraths des Königs oder sonst ein hochgestellter Weltlicher zur Seite ritt. Endlich als siebente und letzte Abtheilung erschien im erzbischöflichen Purpurornat und Mantelet auf einem wunderbar stolzen Rosse mit Purpurschabracke, so wie mit vielen Bändern und Franzen behangen, der Großinquisitor Don Ferdinand Valdés, Erzbischof von Sevilla, gefolgt von zwölf Livréebedienten und umgeben von fünfzig Lanciers, welche seine Leibwache bildeten. Diese Lanciers, die kräftigsten Männergestalten und sämmtlich kostbar beritten, trugen die inquisitorische Auszeichnung, weiße und schwarze Federn auf den Hüten, so wie Wämmser und Beinkleider von schwarzer Seide mit Silbergallonen und Tressen, und wurden vom Marquis von Pobar, einem von den ergebensten Rittern der Inquisition und zugleich einem der reichsten Granden Spaniens, kommandirt. Also herrlich und hehr gestaltete sich der große Triumphzug der heiligen Inquisition und es ist daher gewiß nicht zu verwundern, daß die sämmtlichen Zuschauer von Staunen und Ehrerbietung, zum Theil auch von Furcht und Schrecken außer sich geriethen.

Es kostete natürlich längere Zeit, bis all' die vielen geistlichen und weltlichen Herren ihre Plätze auf der Schaubühne — der des Großinquisitors bildete einen wahrhaften Thron, erhabener sogar als der des Königs — eingenommen hatten, so wie auch bis die gefangenen Ketzer auf der Arena placirt waren. Endlich aber kam man damit doch zu Stande und nun bestieg Don Juan Manuel, Bischof von Zamora, die Kanzel, von der ich oben gesprochen habe, um die Glaubenspredigt zu halten. Selbstverständlich war sie nichts Anderes, als einerseits eine Verherrlichung des rein katholischen Glaubens und andererseits eine Verdammung aller Nichtkatholiken, wobei sich der hochwürdigste Herr der stärksten Ausdrücke bediente. Ich will mich jedoch bei der Predigt nicht länger aufhalten, sondern constatire einfach, daß sie über eine Stunde dauerte und von der ganzen Versammlung, trotzdem dieselbe in die Hunderttausende ging, mit lautloser Stille angehört wurde. Kaum übrigens hatte der

Bischof von Zamora geendigt und seinen früheren Platz neben dem Erzbischof von Toledo wieder eingenommen, so erhob sich der Großinquisitor Don Ferdinand Valdés in seiner ganzen Größe und rief, sich gegen Philipp II. von Spanien wendend, diesem mit lauter Stimme zu: «Domine adjuva nos», zu deutsch: „Herr, gewähre uns Deinen Beistand." Daraufhin stand der König auf und zog sein Schwert, damit andeutend, daß er bereit sei, solches zu thun. „Die Verordnungen der Apostel," sprach nun der Großinquisitor mit gewaltiger Stimme weiter, während der König mit gezogenem Schwerte stehen blieb; „die Verordnungen der Apostel und die heiligen canonischen Satzungen schreiben vor, daß die Fürsten und Könige schwören, den heiligen katholischen Glauben und die christliche Religion zu schützen. Will es demgemäß Eure Majestät auf das heilige Kreuz beschwören, dem heiligen Inquisitionsgericht und seinen Bediensteten den nöthigen Beistand zu verleihen gegen die Ketzer und Apostaten, gegen die, welche sie unterstützen und begünstigen, und gegen Jeden, der mittelbar oder unmittelbar diesem Gerichte in Ausübung seines Amtes Hindernisse bereitet? Wollen Sie weiter schwören, alle Unterthanen, Einwohner oder Eingeborene Ihrer Königreiche zu zwingen, den zur Vertheidigung des heiligen katholischen Glaubens gegen Ketzer erlassenen und veröffentlichten Verordnungen und apostolischen Satzungen zu gehorchen?" Eine lautlose Stille herrschte, als der Großinquisitor so sprach und die Augen der ganzen Versammlung ruhten auf dem Könige. Dieser aber, ohne einen Augenblick zu zaudern, schwang sein Schwert und rief: „Ich schwöre es!" Noch nie hatte vorher ein König von Spanien einem Priester einen solchen Eid geleistet und Karl V., Philipps Vater, würde sicherlich eine derartige priesterliche Anmaßung mit Indignation von sich gewiesen haben. Philipp II. dagegen that mit Freuden, was der Großinquisitor von ihm verlangte, und beurkundete damit vor aller Welt seine demüthige Unterordnung unter das Banner der Inquisition.

Nachdem man nun übrigens so weit war, gestattete der Großinquisitor eine kleine Pause, damit der Hof sowohl als die sämmtlichen übrigen Anwesenden Gelegenheit hätten, eine Erfrischung zu sich zu nehmen, denn die Sonne brannte sehr heiß und durch das lange Warten von Morgens früh bis jetzt in dem furchtbaren Gedränge war Mancher einer Ohnmacht nahe gebracht. Alle Welt stärkte sich also; nur die gefangenen Ketzer erhielten natürlich Nichts, da Niemand Mitleid mit ihnen fühlte und noch weniger solches zeigen durfte, um sich nicht ebenfalls verdächtig zu machen. Doch die halbe Stunde, während welcher man pausirte, ging schnell vorbei und nun gab der Großinquisitor Befehl, die Delinquenten im Kreise herumzuführen. Zuerst sollten sie die große Mittelloge, auf welcher der König und der Hof saß, passiren und dann den übrigen Theil des großen Zirkels, damit sie Jedermann einzeln betrachten und

ihre Gesichtszüge seinem Gedächtnisse einprägen könne. War sofort diese „Ausstellung“ zu Ende, so ging es an das Vorlesen der Verbrechen, die ein jeder einzelne Inquisit begangen, sowie insbesondere an die Bekanntmachung des gefällten Urtheils, und schließlich endlich sollten die zum Tode Verurtheilten den anwesenden weltlichen Behörden übergeben werden, damit diese das Todesurtheil augenblicklich an ihnen vollzögen, während die Minderstrafbaren und Reuigen in die Gefängnisse zurückgeführt wurden, ihre Strafen dort abzusitzen. Das war das lange Programm, welches heute noch vollzogen werden mußte, allein würde es nicht den Leser ermüden, wenn wir demselben Schritt für Schritt folgten? Ich denke, es dürfte des Interesses mehr darbieten, das Auge den Gefangenen zuzuwenden und uns ein wenig mit ihren Personen, sowie auch mit ihrem Schicksale zu beschäftigen.

Vor Allem muß ich bemerken, daß nicht alle Delinquenten „in Person“ anwesend waren, sondern verschiedene derselben — eilf an der Zahl — nur «in effigie», das ist „im Bildniß“. Drei nämlich hatten sich, ehe man sich ihrer bemächtigen konnte, ins Ausland geflüchtet und somit wurde ihr Bildniß auf einen großen Pappendeckel gemalt, um es bei dem Auto-da-fé zum Scheiterhaufen tragen zu lassen. Auch vergaß man nicht, ihre Namen auf den Pappendeckel zu schreiben und denselben mit einer Menge von Teufelsfratzen und Höllenflammen zu verzieren. Weitere acht waren, nachdem man sie eingekerkert, im Gefängniß ihren Qualen erlegen und mit diesen machte man es ganz ebenso, wie mit den drei ersten. Auch machte man sofort bekannt, daß ihr Vermögen der heiligen Inquisition verfallen sei, und schließlich belegte man ihre Kinder und Kindeskinder mit dem großen Bannfluche, damit sie nie mehr zu Ehren kommen könnten.

Der lebendig anwesenden Ketzer und Delinquenten waren es im Ganzen neun- und zwanzig, und dreizehn von ihnen wurden als der Ketzerei überwiesen zum Tode verurtheilt. Doch machte man zwischen diesen Dreizehn einen Unterschied und zwar einen sehr großen, denn nur drei von ihnen erlitten den eigentlichen Feuertod in den Flammen, das heißt sie wurden bei lebendigem Leibe so lange geschmort, bis sie todt waren; die andern zehn dagegen erdrosselte man vorher, ehe man sie den Flammen überantwortete, und ihr Tod war also ein bei weitem leichterer. Warum aber dieß? Nun einfach deßwegen, weil diese Zehn, durch die gräßliche Angst vor den Qualen des Geschmortwerdens fassungslos geworden, ihre bisherige „Ketzerei“ abschworen und mittelst der Beichte in den alleinseligmachenden Glauben zurücktraten. Nach menschlichen Begriffen hätte man sie nach abgeschworener Ketzerei „als gereinigt“ entlassen sollen, allein Gott bewahre — sie waren einmal der Ketzerei verfallen gewesen und folglich mußten sie auch sterben, wenn schon auf minder grausame Weise. Zu etwas

Mehrerem konnte sich die heilige Inquisition nicht verstehen. Doch ich habe versprochen, dem Leser über die Personen der Delinquenten einige Nachrichten zu geben, und führe sie also — wenigstens die bedeutenderen derselben — der Reihe nach vor.

Der erste und vornehmste von allen war Don Carlos de Seso, ein hochstehender Edelmann von uraltem Geschlecht aus Verona in Italien, welcher unter Karl V. mit Auszeichnung gedient hatte. Nachdem er sich übrigens mit Donna Isabella von Castilla, einer sehr begüterten spanischen Dame, welche den König Don Pedro, den Grausamen, ihren Urahn nannte, vermählt, bezog er sein Schloßgut Villamadiana bei Logronno in Spanien und ergab sich da ernsten religiösen Studien. Diese führten ihn, in Anbetracht daß ihm verschiedene ketzerische Bücher nebst der Bibelübersetzung zu Gebot standen, zum Lutheranismus und zu Anfang des Jahres 1558 von der Inquisition gefänglich eingezogen, verleugnete er seine neu gewonnene Ueberzeugung nicht einen Augenblick lang. Natürlich setzten ihm nun die Inquisitoren auf's heftigste zu, seine „Irrthümer" zu widerrufen, und noch die ganze Nacht vom 7. auf den 8. Okt. 1559 hindurch bestürmten sie ihn mit ihren Vorstellungen, indem sie ihn sogar die Erhaltung des Lebens hoffen ließen. Allein vergebens. Er blieb dabei, die „Wahrheit" gefunden zu haben und somit ward er als ein Unbußfertiger den Flammen lebendig überliefert. Vorher jedoch ereignete sich Etwas, was der Aufzeichnung nicht unwerth sein dürfte. Als er nämlich mit den andern Schicksalsgenossen im Kreise herumgeführt wurde — ich erinnere an die „Ausstellung" —, gelang es ihm, den Knebel zu entfernen, den man ihm in den Mund gesteckt hatte und vor der Mittelloge angekommen, rief er sofort dem Könige Philipp mit lauter Stimme zu: „Wie können Sie, der erste Edelmann des Staats, es gestatten, daß man mich, einen ebenfalls Edeln, der Schande des Flammentodes überantworte?" Alsbald wandte sich Philipp II. gegen ihn und antwortete in strengem Tone: „Wenn mein eigener Sohn sich desselben Verbrechens schuldig gemacht hätte, wie Sie, so würde ich selbst das Holz herbeitragen, ihn zu verbrennen." Gewiß ein furchtbares Wort, welches hinlänglich Zeugniß gab, auf welch' hohen Grad der päbstlich-römische Fanatismus in Philipp II. sich gesteigert hatte.

Denselben schrecklichen Tod, wie Seso, erlitt auch der Bruder Domingo de Rojas, ein jüngerer Sohn des Marques von Poza, welcher mit 14 Jahren schon in den Dominikanerorden trat und also den sämmtlichen Inquisitoren, da sie ebenfalls dem Dominikanerorden angehörten, gar wohl bekannt war. Um so höher stieg ihre Wuth, als sie hörten, daß er mit Seso, Carranza und andern des Lutheranismus Verdächtigen nähern Umgang pflege, und schon auf die erste Denunciation hin erfolgte der Verhaftsbefehl. Bruder Domingo jedoch

erhielt Wind hievon und machte sich in guter Verkleidung auf den Weg nach Flandern. Schon hatte er Calahorra erreicht, ohne daß er erkannt worden wäre; da wollte es das Verhängniß, daß er sich durch seine Tonsur verdächtig machte und bald kam man hinter das ganze Geheimniß. Sofort brachte man ihn in die Kerker der Inquisition zu Valladolid und nun hielt er es für seiner unwürdig zu leugnen, daß er gerade so denke, wie Seso, Carranza, Cazalla und Andere. Ebenso wenig, trotz der Mißhandlung durch die Folter, ließ er sich zu einem Widerruf bewegen und noch weniger konnte er dazu gebracht werden, Personen zu denunciren, gegen welche die Inquisition gerne eine Handhabe erhalten hätte. Sein Urtheil lautete also auf den Flammentod und mit dem Knebel im Munde ward er am 8. Okt. 1559 auf die Arena des Campo grande zu Valladolid hinausgeführt. Da ereignete sich auch bei ihm etwas Denkwürdiges. Wie man ihm nämlich beim Anzünden des Scheiterhaufens, damit er nicht zu schnell durch Ersticken von seinem Leiden erlöst werde, den Knebel herausnahm, rief er mit lauter Stimme: „Ich sterbe für die Vertheidigung des wahren evangelischen Glaubens; ihr aber habt den falschen," und diese Worte machten einen solch' widerwärtigen Eindruck auf Philipp II., daß er alsbald befahl, den Tod des Mannes zu beschleunigen.

Der Dritte, welcher lebendig geschmort wurde, ein noch junger Mann von dreißig Jahren, mit Namen Johann Sanchez, hatte bei dem Priester Peter de Cazalla — wir kommen gleich auf ihn zu sprechen — in Diensten gestanden und war von diesem in den Protestantismus eingeweiht worden. So wie aber Cazalla im April 1558 verhaftet wurde, entfloh Sanchez eiligst aus Valladolid und es gelang ihm richtig, zur See nach Flandern zu entkommen, wo er unter dem Namen Johann de Vibar zu Turlingen seinen Aufenthalt nahm. Da verrieth ein Brief, den er Ende Mai 1558 nach Hause schrieb, seinen Aufenthaltsort, und alsbald requirirte ihn der Großinquisitor von Philipp II., der sich damals, wie wir wissen, noch in den Niederlanden aufhielt. Natürlich entsprach der fromme Monarch diesem Ansinnen augenblicklich und ließ den Flüchtling, trotzdem dieß ganz gegen die Gesetze der Niederlande ging — die Mittelsperson machte der Hofrichter Don Franz de Castilla — sofort nach Valladolid zurücktransportiren. Nun war das Schicksal des Armen besiegelt und das Todesurtheil ließ nicht lange auf sich warten. Dagegen glaubten die Inquisitoren ihn mit Leichtigkeit dazu bringen zu können, daß er wenigstens noch vorher widerrufe, allein wie Sanchez sah, daß Seso und Rojas selbst dann noch standhaft blieben, als sie schon von den Flammen umzingelt wurden, da schrie er den Henkern zu, sie sollten die Flammen nur tüchtig schüren, und während des ganzen Verbrennungsactes entfuhr ihm auch nicht ein einziger Laut der Klage.

So benahmen sich die drei, welche damals lebendig geschmort wurden;

keineswegs aber wohnte den zehn andern zum Tode Verurtheilten, fünf Männern und fünf Frauen, die gleiche Standhaftigkeit inne, denn die Angst vor den eben so langen als furchtbaren Schmerzen des Feuertodes machte sie zu Allem willfähig, was man von ihnen verlangte. So insbesondere Peter de Sotelo, Franz d'Almanza und Franz Blanco, welche noch im Gefängnisse widerriefen und beichteten, zum Theil in der falschen Voraussetzung, daß sie zu ewigem Gefängniß begnadigt werden würden. Etwas Anderes war dieß bei Peter de Cazalla, Pfarrer zu Pedrosa bei Zamora, und bei Dominik Sanchez, Prediger zu Villamediana bei Logrouno, dem Besitzthum des Don Carlos de Seso. Nachdem nämlich Beide eingestanden, daß sie nicht blos selbst die evangelische Lehre angenommen, sondern dieselbe auch offen gepredigt hätten, wußten sie, was ihnen bevorstand und somit waffneten sie sich mit Muth, um selbst vor dem Aergsten nicht zurückzubeben. Auch hielten sie in der That die Folter mit großer Standhaftigkeit aus und kein Zureden konnte sie bewegen, in der Beichte ihre Irrthümer zu widerrufen. Wie man sie jedoch am 8. Oktober auf den Scheiterhaufen brachte und an den Pfahl band; wie sie dann vollends bei Seso und Rojas die Flammen auflodern sahen, da brach ihnen das Herz und sie verlangten einen Beichtiger. Ihr Wunsch ward ihnen sofort gewährt und sogar mit unendlicher Freude gewährt, denn es war den Inquisitoren ein Greuel, wenn ein Ketzer unbußfertig starb, dieweil er durch sein Martyrium nur zu leicht Andere anstecken konnte. Ihr Widerruf brachte ihnen aber keinen andern Vortheil, als daß man sie vorher erdrosselte, ehe man ihre Körper in die Flammen warf.

Ganz dasselbe Schicksal — zuerst erdrosselt und dann verbrannt zu werden — ward auch den fünf zum Tode verurtheilten Frauen zu Theil, welche merkwürdigerweise alle fünf dem Stande der Nonnen, drei dem Orden der Clarissinnen und zwei dem der Cisterzienserinnen, angehörten. Die erste Clarissin hieß Donna Euphrosyne Riob, die zweite Donna Margarethe de St. Etienne, die dritte Donna Maria de Miranda, und alle drei waren von sehr guter Familie. Man kann sich also denken, daß man sich vielfach für sie verwandte, allein es half Alles nichts, dieweil der Beweis des Ketzerthums vorlag. Mehr Schwierigkeiten fand die Verurtheilung der beiden Cisterzienserinnen aus dem Kloster Belen in Valladolid, Donna Marina de Guevara und Donna Katharina de Reinoso, denn die letztere hatte den Don Hieronymus de Reinoso, Baron von Antilla de Campos, einen wirklichen Granden, zum Vater, und den Don Franz de Reinoso, den Bischof von Cordova, zum Bruder; die erstere aber war mit dem Grafen von Ognate, dem Marques von Poza, dem Don Gabriel de Guevara, Weihbischof von Cuenza, sowie endlich gar mit Don Ferdinand Valdés, dem Großinquisitor selbst, verwandt und unter solchen Umständen mußte man doch

einige Rücksicht nehmen. Auch nahmen die Herren Inquisitoren Rücksicht und lange Zeit kamen sie zu keinem definitiven Urtheil. Endlich aber, weil beide Nonnen sich nicht reuig genug zeigten, noch mehr, weil eine allzu offene Parteilichkeit großes Aergerniß bereitet hätte, hauptsächlich endlich, weil der Blutdurst der Inquisition selbst Bruder und Schwester nicht verschonte, entschied sich doch die Mehrzahl der Richter dafür, daß an beiden Nonnen das Todesurtheil zu vollziehen sei, und so geschah es denn am 8. Okt. 1559.

Die übrigen sechzehn Delinquenten, theils Frauen, theils Männer, entgingen der Todesstrafe, aber freigelassen wurden sie deßwegen doch nicht, obwohl ihr Vergehen sich, zum Theil wenigstens, auf Null reducirte. So konnte zum Beispiel der Donna Isabella de Castilla, der Gemahlin des verbrannten Don Carlos de Seso, und ihrer Nichte, der Donna Katharina de Castilla, nichts Schlimmeres nachgewiesen werden, als daß beide mehrmals zugegen gewesen waren, wenn Seso sich mit einigen gelehrten Freunden über religiöse Dinge besprach, ohne daß sie sich aber irgendwie in's Gespräch gemengt oder gar die ketzerischen Lehren selbst angenommen hätten. Dessenungeachtet lautete die Sentenz der Inquisition auf ewige Gefangenschaft in den Kerkern der Inquisition, sowie zugleich — dieß wurde gar nie vergessen — auf Confiscation des gesammten Vermögens. Ganz denselben Spruch fällte die Inquisition über noch drei weitere Damen, Donna Franziska de Zuguiga-Reinoso, Donna Philippina de Heredia und Donna Katharina d'Alcaraz; über die erstere aus dem Grunde, weil sie die Schwester der hingerichteten Donna Katharina de Reinoso sei und man sich also wohl denken könne, daß sie verschiedenes Ketzerische aus dem Munde der Schwester gehört habe; über die beiden Andern deßwegen, weil man sie als Freundinnen der genannten Katharina de Reinoso kannte, und weil noch weiter das schreckliche Verbrechen auf ihnen lastete, daß ihre sehr reichen Großmütter die Töchter eines getauften Juden gewesen waren. Fast noch geringfügiger erschienen die Vergehen, welche man neun andern Weibern und Männern zur Last legte, allein sie mußten deßwegen doch beim Auto-da-fé die Schmach des Sanbenito und der Coroza durchmachen und kamen dann auf Lebenszeit in's Gefängniß. Bei Zweien dagegen — zwei Männern — wurde, weil das ihnen zur Last gelegte Verbrechen nicht Ketzerei betraf, ein ganz anderer Spruch gefällt und der Curiosität wegen muß ich also diese beiden Fälle noch kurz berühren.

Es begab sich nämlich im Sommer 1559, daß ein gewisser Peter d'Aquilar, von Tordesillas gebürtig, ein notorisch leichtsinniger Bursche, der alle möglichen dummen Streiche machte, in einem Dorfe Namens Campos in der Kleidung eines Familiaren mit dem Stab der Inquisition in der Hand erschien und erklärte, in einem gewissen Hause im Namen des heiligen Officiums nach

verbotenen Büchern Nachforschung anstellen zu müssen. Er that dieß, um die Leute, welche in jenem Hause wohnten, zu schrecken, und man ließ ihn ohne weiteres gewähren, weil man ihn wirklich für einen Gerichtsdiener der Inquisition hielt. Schaden übrigens wurde durch die Haussuchung keiner hervorgebracht, denn der Pseudo-Familiar fand Nichts, was er hätte confisciren können, und wenn er auch etwas gefunden hätte, so würde es ganz sicherlich zu keiner Denunciation gekommen sein. Der tolldreiste Mensch wollte ja nur schrecken und an den unschuldigen Hausbewohnern, auf die er aus irgend einem Grunde nicht gut zu sprechen war, sein Müthchen kühlen! Nun kam aber selbstverständlich die ganze Geschichte fast unmittelbar nachher der heiligen Inquisition, die überall hre Späher hatte, zu Ohren, und da, wie wir wissen, der Peter d'Aquilar gar kein Inquisitionsbediensteter war, so geriethen die Herren Inquisitoren in einen furchtbaren Zorn. Wie konnte ein Laie so frech sein, sich für einen Familiaren auszugeben! Beim Himmel, ein solcher Betrug mußte exemplarisch gestraft werden, und wenn auch zehnmal nichts dahinter war, als eine Jugendtollheit, oder wenn man lieber will, eine Buberei! Sogleich also wurde der Unglückselige eingezogen und nicht blos dazu verurtheilt, in der Schmachkleidung des Sanbenito und der Coroza das Auto-da-fé mitzumachen, sondern er erhielt auch 400 Peitschenhiebe, 200 zu Valladolid und 200 zu Zamora, und dann schickte man ihn, nachdem man sein ganzes Vermögen eingezogen hatte, auf Lebenszeit auf die Galeeren. Also furchtbar hart strafte die Inquisition den tollen Einfall des Peter d'Aquilar, einige Stunden lang die Familiaren-Uniform zu tragen. Weit leichter dagegen kam Anton Sanchez aus Salamanca weg, obwohl er eine wirklich niederträchtige, ja eine im vollen Sinn des Wortes todeswürdige Handlung begangen hatte. In Salamanca nämlich lebte ein reicher Handelsmann mit Namen Pedro Algerotti, welcher in dritter Progenies von Juden abstammte, und von diesem wollte Sanchez einmal Geld borgen; allein er wurde, weil der Handelsmann kein Zutrauen zu ihm hatte, rundweg, obwohl höflichst abgewiesen. Darüber ergrimmte der Mensch höchlich und beschloß sich zu rächen. Doch ließ er eine geraume Zeit vorübergehen, ehe er einen Schritt n dieser Beziehung that, wahrscheinlich weil sich ihm keine geschickte Gelegenheit darbot. Da wurde nach Jahr und Tag dem Pedro Algerotti ein Söhnlein geboren, das derselbe zu rechter Zeit und ganz in aller Ordnung taufen ließ; doch siehe da, plötzlich sah er sich vor das heilige Officium berufen, und man eröffnete ihm sofort, daß er angeklagt sei, das kleine Kind nach der Taufe nachträglich noch beschnitten zu haben, dieweil er ein heimlicher Jude sei. Natürlich erklärte Algerotti die Anklage für falsch und wollte wissen, wer dieselbe angestellt habe; allein man verweigerte ihm nicht nur den Namen des Denuncianten, sondern steckte ihn auch ohne weiteres in's Gefängniß. Nun jubelt

Anton Sanchez, denn von diesem ging natürlich die Anklage aus, und er hatte auch wirklich Grund zu jubeln, da man fast gar kein Beispiel kannte, daß Einer, der sich bereits in den Klauen der Inquisition befand, je wieder freigelassen worden wäre. Allein dießmal kams doch anders. Die Zeugen nämlich, welche die Inquisitoren verhörten, sagten sämmtlich zu Gunsten des Pedro Algerotti aus, und überdieß fand man an dem kleinen Knäblein nach genauester Untersuchung auch nicht die geringste Spur, daß irgend ein Act, der dem Beschneidungsact gleicht, je an ihm vorgenommen worden wäre. Noch mehr, der elende Denunciant vergaß sich einmal beim Weine so weit, daß er laut verkündigte, der reiche Pedro Algerotti werde demnächst zum Scheiterhaufen verurtheilt werden, und so solle allen denen geschehen, welche aus jüdischem Geize einem guten Christen in der Noth nicht beistehen wollten. Kurz, es wurde ganz unleugbar bewiesen, daß die Anklage eine falsche sei, und die Inquisition sah sich deßhalb nicht nur genöthigt, den gefangenen Handelsmann freizugeben, sondern auch den rachesüchtigen Denuncianten zur Rechenschaft zu ziehen. Doch worin bestand nun seine Strafe? Wenn es dem Pedro Algerotti nicht gelungen wäre, seine Unschuld zu beweisen', so hätte er müssen ohne Gnade den Tod des Verbrennens erleiden und überdem würde ihm sein ganzes Vermögen confiscirt worden sein. Wenn also die Inquisition gerecht handeln wollte, so mußte sie dem falschen Ankläger ganz dieselbe Strafe dictiren; allein weit gefehlt, Anton Sanchez ward nur zu 200 Peitschenhieben verurtheilt und hernach auf fünf Jahre nach den Galeeren geschickt. Das war Alles, und warum war das Alles? Einfach deßwegen, weil man durch eine größere Strenge die Leute vom Denunciren abgehalten hätte, und vom Denunciren lebte die Inquisition.

Doch genug nun von dem Auto-da-fé, das am 8. Oktober 1559 dem Könige Philipp II. zu Ehren in Valladolid gefeiert wurde und nicht weniger als vierzehn Stunden in Anspruch nahm. Genug hievon, allein unwillkürlich tritt uns jetzt die Frage auf die Lippen, ob denn die Auto-da-fés, diese gräßlichen Menschenverbrennungsfesttage, schon längst in Spanien eingebürgert gewesen, oder erst unter Philipp II. ins Leben gerufen worden seien, und diese Frage wollen wir sofort beantworten.

Daß die Auto-da-fés mit der Inquisition in der nächsten Verbindung stehen, ja gleichsam mit derselben verwachsen sind, dieß geht schon aus dem Bisherigen hervor, und somit haben wir zuerst darnach zu sehen, wie die Inquisition entstand. Die ersten Anfänge dieses Instituts oder Tribunals sind darin zu suchen, daß man diejenigen, welche nicht mit der allgemeinen Kirchenlehre übereinstimmten, aus der Kirchengemeinschaft ausschloß. Hiezu hatte man das vollkommenste Recht, denn es wird sich keine Gesellschaft, sie mag heißen, wie sie will, durch einen Einzelnen oder auch durch einige Wenige, welche nicht mit ihren Grundsätzen und

Statuten übereinstimmen, in ihrer Existenz bedrohen lassen. Bald aber ging man weiter und schloß die Nichtübereinstimmenden nicht blos aus der Gemeinde aus (Excommunication), sondern man erklärte ohne weiteres, daß die Häretiker und Apostaten — das Wort „Ketzer" entstand erst viel später aus dem Worte „Katharer", was eine akatholische Secte bedeutet, welche im Mittelalter in Frankreich und Italien auftauchte — deßwegen ausgeschlossen werden, weil sie im Unrecht und also zu verdammen seien. Das war der erste Schritt auf der schiefen Bahn, die in's Verderben führt, denn wie kann die Mehrheit einer Gesellschaft, eben weil sie die Mehrheit ist, die Behauptung aufstellen, sie allein habe das Privilegium der Wahrheit, alle Andersdenkenden aber gehören zum Plunder, über den man mit Verachtung hinwegsehen müsse? Schon hundertmal ist im gewöhnlichen Leben das gerade Gegentheil der Fall gewesen und die christliche Gesellschaft konnte keine Ausnahme machen. War man aber nun einmal so weit, daß man die Apostaten als „Falschgläubige" bezeichnete und der „Verachtung" preisgab, so hatte man nicht mehr weit bis zu ihrer „Ehrloserklärung", das ist bis zu „ihrer Ausstoßung auch aus der bürgerlichen Gesellschaft", und hiezu halfen die meisten Regenten von den ersten christlichen Kaisern an, um ihre Glaubenstreue zu constatiren, von Herzen gerne mit. So ging's ziemlich schnell auf der schiefen Bahn abwärts, und schon sehr frühe, noch im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt, fing man an die Apostaten zu „verfolgen". Ja nicht genug an der „Verfolgung", sondern man verhängte auch schwere „Strafen" über dieselben, und selbst die „Todesstrafe" wurde über besonders Gravirte — z. B. die Manichäer — ausgesprochen. Kurz ein Unrecht erzeugte das andere, und im eilften Jahrhundert, nachdem die Päbste als „Nachfolger Christi" sich das unumschränkte Supremat über die christliche Kirche verschafft hatten, war man bereits so weit gekommen, daß die großartigsten Kreuzzüge gegen die Sectirer in die Scene gesetzt werden konnten. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die obengenannten „Katharer", das ist die „Reinen", mit anderen Worten diejenigen, welche behaupteten, im Gegensatz gegen den römisch-katholischen Cultus das reine Christenthum zu besitzen, so wie an die Waldenser, die Albigenser und die vielen Anderen, die ihrer Zeit, besonders im 12. und 13. Jahrhundert, zu vielen Tausenden mit dem Schwerte vertilgt wurden.

Doch trotz dieser in's Grandiose gehenden Ketzermorde war es bald ersichtlich, daß die Apostasie im Stillen fortwuchere, und daß man also noch andere Mittel und Wege ergreifen müsse, um die ganze christliche Menschheit wieder unter den allein rechtgläubigen römischen Hut zu bringen. Man mußte die Ketzerei „in ihren ersten Anfängen" aufstöbern, um sie gründlich zu vernichten, und zu diesem Zwecke sandte schon Pabst Innozenz III. im Anfang des 13. Jahrhunderts die Cisterziensermönche Rainer, Guido, Peter von Castelnau und Raoul

nach dem südlichen Frankreich, damit sie die Bischöfe in der Aufspürung und Bestrafung der Häretiker unterstützten. Es war aber noch immer nicht genug, denn offenbar hatte sich das Ketzerthum bereits in's Blut der Menschheit eingefressen; da gründete der große Dominikus de Guzman, ein geborener Spanier — er nannte Calarvejo in Altcastilien seine Vaterstadt — anno 1215 zu Toulouse den nach ihm benannten Dominikanerorden, und er gründete ihn deßhalb, damit die Mitglieder des Ordens ihr ganzes Leben der Ausrottung der Ketzerei widmeten. Hauptmittel hiezu sollte übrigens nicht sowohl die „Verfolgung", als vielmehr das „Predigen" sein und deßwegen heißt der Orden auch noch heute der „Prediger-Orden". Der große Dominikus hatte also ursprünglich die löbliche Absicht, die vom allgemeinen Glauben Abgefallenen „von Innen heraus" zu bekehren und ihnen „durch Belehrung" die Ueberzeugung beizubringen, daß sie durch ihren Abfall sich dem wahren Christenthum entfremdet hätten. Ebendeßwegen rief er auch noch einen zweiten, den ersten ergänzenden Orden in's Leben, den der Dominikanerinnen, denn er wußte gar wohl, daß der Einfluß der Weiber in vielen Fällen größer ist, als der der Männer. Allein merkwürdig, selbst der große Dominikus überzeugte sich schon nach wenigen Jahren, daß mit der Seelsorge und Predigt allein, ohne die Unterstützung der Gewalt, sehr wenig ausgerichtet werden könne, und somit schuf er im letzten Jahre seines Lebens, anno 1221 noch einen „dritten" Orden, den der „Miliz Christi", welchen man wegen seines Ursprungs gewöhnlich den Orden der „Tertiarier" (Tertius, zu deutsch der Dritte) nannte und dessen Mitglieder sich, ohne daß sie ein eigentliches Klostergelübde abzulegen hätten, verpflichteten, die Ketzer mit dem Schwerte zu bekämpfen.

Auf diese Art führten sich die Dominikaner als denjenigen Orden ein, der es sich zur Lebensaufgabe machte, das Ketzerthum auf alle Weise zu bekämpfen, und die Päbste begünstigten daher die Ausbreitung desselben auf alle Weise. Uebrigens nicht blos die Päbste, sondern auch die weltlichen Regenten, wie denn z. B. der Kaiser Friedrich II. am 22. Februar von Padua aus folgende Verordnung erließ: „Männiglich sei zu wissen, daß wir in unsern besondern Schutz genommen haben die Religiosen des Predigerordens, die zur Vertheidigung des Glaubens gegen die Ketzer in unsere Staaten geschickt worden, so wie Alle, die ihnen zur Aburtheilung der Schuldigen behülflich sind, sie mögen nun in einer Stadt unseres Reichs sich förmlich niederlassen, oder sich von einer in die andere begeben, und wir befehlen, daß alle unsere Unterthanen ihnen Hülfe und Beistand leisten. Deßwegen wollen wir, daß sie überall wohlwollend aufgenommen, und vor den Nachstellungen von Seiten der Ketzer gegen ihre Person geschützt werden sollen; und ferner wollen wir, daß alle Hülfe, die sie nöthig haben, ihnen durch unsere Unterthanen geleistet werde, welche die Ketzer in ihren Wohnungen

verhaften und in sichern Gefängnissen behalten sollen, bis dieselben, nachdem ihnen durch das geistliche, das ist bischöfliche Gericht der Proceß gemacht worden, die verdiente Strafe leiden." Also verordnete Friedrich II., der berühmte Hohenstaufenkaiser, und man ersieht aus diesem Rescripte, welch' außerordentliche Wichtigkeit dem Dominikanerorden schon damals beigelegt wurde. Nicht minder aber ersieht man auch daraus, daß jener Orden zu selbiger Zeit noch kein Recht hatte, die Ketzereien als „Gerichtshof" zu untersuchen und daraufhin die nöthige Strafe zu verhängen, sondern daß vielmehr dieses Recht den Bischöfen in Verbindung mit der weltlichen Gewalt zustand. Ja nicht einmal das Recht, die Häretiker oder die der Häresie Verdächtigen zu „verhaften", stand den Predigermönchen zu, sondern ihre Aufgabe ging nur dahin, die Ketzereien aufzustöbern und die aufgestöberten Ketzer den betreffenden geistlichen und weltlichen Behörden zu denunciren.

Dieß wurde jedoch schon nach einem Jahrzehnt, unter Pabst Gregor IX., anders. Weil sich nämlich die Predigermönche in der Aufstöberung der Ketzereien und in der Ausforschung der Verdächtigen — man nannte dieses Geschäft das „Inquiriren" und diejenigen, welche demselben oblagen, „Inquisitoren", ganz analog dem von den römischen Kaisern schon eingeführten „Inquisitionsproceß" — so überaus nützlich erwiesen, übertrug ihnen der besagte Pabst anno 1232 auch „die Gerichtsbarkeit über die Ketzer", ganz unabhängig von der Gewalt der Bischöfe, und von nun an durften also die Dominikaner die von ihnen selbst Denuncirten auch zugleich verhaften, verhören und aburtheilen. Das war ein ungeheurer Fortschritt für sie in Beziehung auf ihre Machtstellung und sie beeilten sich natürlich, in allen Ländern, in denen man den päbstlichen Befehlen gehorchte, ihre Gerichtshöfe — von nun an Inquisitionsgerichte geheißen — zu errichten. So besonders in Deutschland und Oestreich, in Aragonien und andern spanischen Landen, in Mailand und dem Kirchenstaate, im südlichen Frankreich, und wo sonst die Ketzerei hauptsächlich zu Hause war. Zwar allerdings widersetzten sich da und dort die Bischöfe und Erzbischöfe dem Auftreten der Dominikaner, weil diese sich ihre, der Bischöfe, Befugnisse anmaßten, allein im großen Ganzen genommen, fügten sie sich doch, besonders da die genannten Mönche so klug waren, in den meisten Fällen ihre Beihülfe in Anspruch zu nehmen, und so konnten denn die neuen Inquisitionstribunale nach Belieben schalten und walten. Und wie schalteten und walteten sie! Mein Gott, wie die Glaubenstyrannei zu schalten und zu walten pflegt, so daß fast mehr Unschuldige als Schuldige von ihnen verurtheilt wurden. Zur Steuer der Wahrheit muß ich übrigens beisetzen, daß die Urtheile, selbst in den gravirendsten Fällen, nur selten auf Tod lauteten, sondern daß sich die Herren Inquisitoren meist mit längerer oder kürzerer Gefangensetzung der Apostaten, sowie mit der Confiscation eines Theils ihres Vermögens begnügten.

Dennoch fingen die Völker schon bald über solche Tyrannei zu murren an und vom Murren gingen sie da und dort zum Revolutioniren über. Ja selbst unter den Regenten gab es Widerstrebende und ich nenne in dieser Beziehung vor allen den französischen König Philipp den Schönen. Umgekehrt freilich nahmen sich die Päbste ihrer lieben Predigermönche an, und drohten jedem Land und jedem Fürsten mit Excommunication, Anathema und Interdict, wo man der Inquisition noch fernere Hindernisse in den Wege lege; allein nun kam die Zeit des großen päbstlichen Schismas von 1378 bis 1417, während dessen drei Päbste zu gleicher Zeit existirten und sich gegenseitig in den tiefsten Pfuhl der Hölle verfluchten — diese Zeit kam und vernichtete den Respect, den man früher vor den päbstlichen Bannbullen gehabt hatte. In Folge dessen konnten auch die Päbste die Inquisition nicht mehr halten, sondern dieselbe schrumpfte vielmehr so zusammen, daß sie factisch eigentlich gar nicht mehr existirte. So besonders in Deutschland, Frankreich und Italien, und in allen diesen Ländern scheiterte auch später jedweder Versuch, sie wieder zum früheren Leben zu erwecken. Sie wäre also sicherlich ganz untergegangen und mit ihr auch die Ketzerverfolgung, wenigstens die blutdürstige, wenn nur ein einziges Land nicht gewesen wäre, ich meine das Land jenseits der Pyrenäen, Spanien.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts fungirten die Dominikaner in Spanien, soweit es damals sich zum Christenthum bekannte, ebenfalls als nichts Anderes, denn als die „Ausspürer" der Ketzerei, wie sie Pabst Gregor IX. selbst in einem Breve an Don Esparrago, den Erzbischof von Tarragona, vom 26. Mai 1232 bezeichnete, und erst etwas später erfährt man von ihm, daß sie in Aragonien als Ketzerrichter mit eigenen Inquisitionstribunalen fungirten. Unterm 27. Januar 1267 bestätigte der Pabst Clemens IV. dem „Provinzial der Dominikaner von Spanien" -- der General der Dominikaner hatte seinen Sitz in Rom — die von seinen Vorgängern ertheilten Befugnisse, Inquisitoren zu ernennen, sowie Inquisitionstribunale zu errichten, und nicht lange hernach erließ Jakob II., König von Aragonien, eine Verordnung, die alle Behörden und Gerichtshöfe seines Landes anwies, den päbstlichen Inquisitoren vom Dominikanerorden all' den Beistand zu leisten, dessen sie zur Ausübung ihrer Funktionen bedürften. Die Wirksamkeit der Inquisitoren richtete sich übrigens mehr auf Gotteslästerer, Zauberer, Teufelsbeschwörer und ähnliche Verbrecher, als auf wirkliche Häretiker und zwar einfach deßwegen, weil es gar keine oder doch nur sehr wenige Häretiker und Ketzer gab. Waren doch die verschiedenen Secten der Katharer, Waldenser und Albigenser und wie sie sonst hießen, nicht einmal versuchsweise über das Pyrenäengebirge hinübergedrungen, während umgekehrt die vielen Hunderttausende von Maurischen Muhammedanern, welche sich die christlichen Herrscher von Aragon nach und nach durch's Schwert unterworfen hatten, sich vertragsmäßig freier Reli-

gionsübung erfreuten und also von der Inquisition nicht angegriffen werden durften. Die Strafen der Herren Inquisitoren fielen daher gewöhnlich sehr leicht aus und in den meisten Fällen begnügten sie sich mit Kirchenbußen, zeitweisem Gefängnisse und Vermögensconfiscationen in größerem oder kleinerem Umfang. Jedenfalls aber wurden die Angeklagten, wenn sie Reue bezeugten, wieder in den Schooß der heiligen Kirche aufgenommen, und sie unterschieden sich nachher von den Strenggläubigen, die nie in ihrem Glauben gewankt hatten, durch nichts mehr, als durch ein gelbes Kreuz, das sie auf der Brust tragen mußten.

Mit einem Mal, am Schlusse des 15. Jahrhunderts, als Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien durch ihre Heirath fast ganz Spanien unter Einen Hut gebracht hatten, kam eine Wandelung in diese Verhältnisse, und zwar eine Wandelung, welche im vollsten Gegensatz gegen die Anschauungen im übrigen Europa stand. Seit der Eroberung Spaniens durch die Araber und Mauren zu Anfang des 8. Jahrhunderts siedelten sich in diesem Lande sehr viele Juden an. Sie kamen theils mit den Mauren aus Afrika herüber, theils waren sie aus dem übrigen Europa ausgewandert, wo sie keinen Augenblick ihres Lebens und Eigenthums sicher sein konnten. In Spanien dagegen erfreuten sie sich unter dem Kalifat der vollkommensten persönlichen Freiheit, denn der Muhammedanismus hat sich von jeher duldsam erwiesen, und ihr unendlicher Fleiß mußte ihnen also hier bald eine ausgezeichnete Existenz sichern. So kam es auch in der That, und bald hatten sie sich des ganzen Handels von Spanien bemächtigt. Doch ich würde ihnen großes Unrecht thun, wenn ich sagte, daß sie blos darauf ausgewesen seien, Reichthümer auf Reichthümer zu häufen und die übrige Menschheit zu ihrer Schuldnerin zu machen. Im Gegentheil, auf den Schulen von Cordova, Toledo und Granada wetteiferten jüdische Gelehrte mit maurischen, besonders in der Arzneikunde, in der Mathematik und Astronomie, und selbst im Staatsdienst zeichneten sich Viele von ihnen aus. Ja selbst später, im 14. Jahrhundert, als das Kalifat bereits zertrümmert war und die Christenkönige von Aragonien und Castilien ein Stück Maurenthum nach dem andern eroberten, blieben die Juden in dieser Stellung und die Könige Alfons XI., Peter I. und Heinrich II. von Castilien, sowie Peter IV. und Johann I. von Aragonien ließen ihnen ihren vollsten Schutz angedeihen. Umgekehrt jedoch konnte es nicht fehlen, daß der Reichthum, welchen sich sehr Viele von ihnen erworben hatten, unter den Christen die größte Mißgunst, sowie den größten Haß erzeugte. Der Christ war vermöge seiner religiösen Erziehung von jeher gewöhnt, den Juden als unter sich stehend zu betrachten — gerade wie das neue Testament über dem alten stand — und es mußte ihm also in der Seele zuwider sein, wenn eine solch' untergeordnete Persönlichkeit sich höher hinaufschwang, als es ihm selbst möglich war. Dazu kam noch die Schuld, die nicht Wenige der Israeliten

auf sich luden, daß sie von ihren christlichen Schuldnern nur zu oft einen in der That übermäßigen Zins nahmen. Endlich, um das Maß voll zu machen, entstand, wie in Brandenburg, Ungarn, Bayern und am Rhein, so auch in den Landschaften Spaniens, soweit sie dem Christenthum angehörten, plötzlich die unheimliche, von fanatischem Priestermund sorgfältig genährte Sage, die Juden hätten mit der geweihten Hostie den empörendsten Unfug getrieben; ja sie hätten gar Christenkinder an's Kreuz geschlagen und was dergleichen Wahnsinn mehr ist. Hiedurch wurde der ohnehin schon bestehende Haß bald zur Wuth angefacht und anno 1391, sowie in den unmittelbar darauf folgenden Jahren entstanden in verschiedenen Städten, wie Sevilla, Cordova, Toledo, Valencia und Mallorka, blutige Aufläufe gegen sie. Viele Tausende wurden beraubt, beschimpft und vertrieben, eben so viele Tausende ermordet, denn der Fanatismus auf der einen Seite und auf der andern das Verlangen, sich auf leichte Weise seiner Gläubiger zu entledigen, trieb das Volk zu unerhörten Grausamkeiten. Was blieb da den armen Verfolgten anders übrig, als sich dadurch zu retten, daß sie in die Kirchen der Christen flüchteten? Daß sie sich an den Altar anklammerten, und jammernd erklärten, von nun an zu Jesus und Maria beten zu wollen? Man beeilte sich, sie zu taufen, und so kam es denn, daß im Verlauf von noch nicht zwei Jahrzehnten wohl an die zweimalhunderttausend Juden, theils von Todesangst getrieben, theils weil ihnen die Mönche den Himmel auf Erden versprachen, mit ihren Familien sich dem Christenthume zuwandten. Ja ein Dominikanermönch in Valencia, mit Namen Vincent Ferrer, rühmte sich nicht mit Unrecht, für sich allein über 35,000 Mosesgläubige der Taufe zugeführt zu haben, und man greift daher sicherlich nicht zu hoch, wenn man die Anzahl der von 1490 bis 1510 zum Christenthum Bekehrten auf eine Million Köpfe veranschlagt.

Wenn nun aber die bekehrten Juden geglaubt hatten, durch die Annahme der Taufe allen Widerwärtigkeiten und Vexationen entgangen zu sein, so täuschten sie sich sehr. Vielmehr lastete der Fluch des Judenthums fortwährend auf ihnen und das Volk nannte sie allgemein nur die „Neuen Christen“ oder auch die „Conversos“, das heißt die erst neuerdings Bekehrten. Ja die Armen mußten froh sein, wenn sie nicht „Maranen“, das ist die „Verfluchten“ geschimpft wurden, und davon, daß sie von den Regierenden für befähigt angesehen worden wären, öffentliche Stellen und Aemter zu bekleiden — davon war ohnehin nicht die Rede. Dieß mußte natürlich unter den Neubekehrten die tiefste Mißstimmung erzeugen und Viele von ihnen bereuten es tief, je von ihrem angestammten Glauben abgefallen zu sein. Noch weit zahlreicher war die Anzahl derjenigen, welche nur dem Namen nach sich zum Christenthum bekannten, im Innern aber — die Todesangst, nicht die Ueberzeugung hatte die Glaubensänderung hervorgebracht — gute Mosesgläubige blieben und dieß auch bei verschiedenen Anlässen bemerkbar werden

ließen. Kurz die Thatsache stand fest, daß unter den „Neuen Christen“ nur Wenige im wahren Sinne des Wortes Christen geworden seien und daß sogar Einzelne heimlich die Synagogen besuchten. Sowie man aber sich hievon mit Gewißheit überzeugte, ha! von welchem Schauder wurden da nicht die Strenggläubigen ergriffen und wie furchtbar war nicht erst der Eindruck, den jene Thatsache auf die hohe Geistlichkeit, besonders aber auf den Dominikanerorden, den geschworenen Verfolger aller Häresie, machte! Abfall vom Christenthum, Zurückfall in das ungläubige Judenthum — nun wenn das kein todeswürdiges Verbrechen war, dann gab es gar keines mehr in der Welt! —

Hier mußte, wenn der heilige Glaube nicht nothleiden sollte, nachhaltig eingeschritten werden; aber wie, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln, das war die Frage. Nun, das bisherige Verfahren hatte sich offenbar viel zu mild erwiesen, denn sonst wären nicht so viele Verbrechen gegen den Glauben möglich geworden, und es blieb also kein anderer Weg, als ein eigenes Glaubenstribunal zu errichten; daß aber dieses so streng als nur thunlich ausfalle, darauf drangen insbesondere schon im Jahre 1477 der sehr einflußreiche Prior des Dominikanerklosters zu Sevilla, Alfons de Gojeda, und der päbstliche Nuntius Niclas Franco, Bischof von Treviso. Zu ihnen standen alle Dominikaner, unterstützt von dem Cardinal Mendoza, Erzbischof von Sevilla, und so wurden die Zweie, welche damals über das christliche Spanien herrschten, das Königspaar Ferdinand und Isabella, von allen Seiten bestürmt, dem eingerissenen Frevel ein Ende zu machen. Am wenigsten lange sträubte sich König Ferdinand von Aragonien, denn man stellte ihm in Aussicht, daß die Confiscationen, welche man vornehmen werde — die „Neuchristen“ waren ja meistens reich — zum großen Theil in seinen Schatz fallen sollten. Weit mehr Schwierigkeiten machte Isabella, die Königin von Castilien, da ihr milder Charakter vor den zu ergreifenden Blutmaßregeln zurückschreckte; allein als ihr Beichtvater Thomas von Torquemada, der Prior des Dominikanerklosters von Santa Cruz in Spanien, immer heftiger in sie drang und sie an den Eid erinnerte, den er ihr einst, als sie kaum zur Jungfrau herangereift war, abgenommen hatte, den Eid nämlich, falls sie zum Throne von Castilien gelange, zur Ehre Gottes die heilige Kirche vor der Ketzerei zu schützen — nunmehr konnte die fromme Königin nicht mehr länger widerstehen und obwohl mit schwerem Herzen gab sie die Einwilligung zur Errichtung des verlangten Glaubenstribunals.

Sofort wurden vom Königspaare mit Einwilligung des Pabstes am 17. September 1480 die beiden Dominikanerpriore Michael Morillo und Johann von San Martin zu Dirigenten dieses Tribunals unter dem alten Titel von Inquisitoren ernannt, und gleich darauf, am 9. Oktober, erging der Befehl an alle Statthalter der Provinzen, diesen beiden Inquisitoren nebst ihren Räthen

und Fiscalen in jeglicher Weise Vorschub zu leisten. Auch säumten die neuen Glaubensrichter nicht, alsbald ihr Tribunal in dem alten Schloß Triara, in einer Vorstadt von Sevilla, einzurichten, und dieses alte Schloß erwählten sie, weil seine großartigen ober- und unterirdischen Räume ihnen passend schienen, die in Masse zu erwartenden Gefangenen sicher unterzubringen. Die Gefangenen aber wurden in der That bald haufenweise eingebracht, denn die Herren Inquisitoren erließen in den ersten Tagen schon ein Edict, welches allen guten Christen bei Strafe des großen Bannes befahl, innerhalb der Frist von einem Monat alle Personen anzugeben, welche dafür bekannt oder doch verdächtig seien, in die jüdische Ketzerei zurückgefallen zu sein. Man bedenke doch, Jedweder, wenn er nicht excommunicirt werden wollte, mußte seine ihm verdächtigen Nachbarn angeben, und verdächtig machte sich Einer schon, wenn er am Samstag (dem Sabbath der Juden) bessere Kleider trug als Tags zuvor. Nicht minder, wenn er am Freitag Abend das Feuer an seinem Herde erlöschen ließ, oder wenn er am Vorabend des Tags, an welchem er eine Reise zu machen gedachte, einen Freund zum Essen einlud, denn dieß erinnerte an das „Trennungsmahl“ der Juden, oder endlich wenn er in seiner Sterbestunde das Gesicht gegen die Wand kehrte! Wird nun, wenn das Glaubenstribunal in solcher Weise sein Amt ausübte, Jemand daran zweifeln können, daß sich die Gefängnisse des Schlosses Triara bald mit Angeklagten füllten? Wie nun aber die Denunciationen und Anklagen sich mit jedem Tage häuften, so in gleichem Verhältniß auch die Verurtheilungen, und milde wahrhaftig waren die Urtheile nicht. Vermögensconfiscationen nebst Kirchenbußen, selbst die strengsten, galten bald als zu gering und man schritt zu Galeerenstrafen und ewigem Gefängniß. Noch mehr, sämmtliche Neuchristen, die man als „rückfällig“ zu betrachten Ursache zu haben glaubte, wurden zum Flammentode verurtheilt und weil es also fast jede Woche ein Todesurtheil zu vollziehen gab, errichtete der Corregidor von Sevilla auf freiem Felde — der Platz hieß Tablado — aus Steinen ein stehendes Schaffot, das sich unter dem Namen Quemadaro bis auf die neueren Zeiten erhalten hat, und in diesem von Mauern umgebenen, mit vier Bildsäulen aus Stein verzierten Platz wurden die Verhärteten verbrannt.

Das war der Beginn der Inquisition in Spanien. In allen andern christlichen Ländern hatte man um jene Zeit diesem gräßlichen Tribunal ein Ziel gesetzt und das Herz der Völker war so voll des Zornes gegen dasselbe, daß es nie mehr aufkommen konnte; in Spanien dagegen gelang es der fanatischen Geistlichkeit in Verbindung mit dem Königshause, dieses Tribunal nicht blos wieder einzuführen, sondern es auch so auszubilden, daß es zum wahren Blutgericht wurde und in seinen Folgen alles Leben erstarren machte. Kaum nämlich ersahen die Neuchristen des christlichen Spaniens, daß sie, sie mochten

sich auch benehmen, wie sie wollten, ihres Daseins und Eigenthums nicht mehr sicher seien, so entstand eine allgemeine Panik unter ihnen und wer es nur irgend möglich machen konnte, suchte sich durch die Auswanderung zu retten. Viele gingen nach Frankreich, Andere nach Portugal und wieder Andere nach der Nordküste von Afrika hinüber; die Meisten aber flüchteten nach Granada, der einzigen größeren spanischen Provinz, welche damals noch unter maurisch-muhammedanischer Herrschaft stand. Dieß stimmte jedoch keineswegs mit den Zwecken der christlich-spanischen Regierung, sowie noch weniger mit denen der fanatischen Priester, und somit ward der Pabst angegangen, außer den beiden obengenannten noch eine weitere Zahl von Inquisitoren zu ernennen, damit man die Leute fassen könne, noch ehe sie Zeit zum Flüchten hätten. Solchem Verlangen entsprach der heilige Vater bereits am 11. Februar 1482 und der neuernannten Inquisitoren waren es sieben, natürlich sämmtlich Dominikaner. In Folge dessen wurden noch mehr Verdächtige eingefangen und noch mehr Gefangene verurtheilt, denn man errichtete nun in allen Provinzen und größeren Städten Spaniens — das maurische Granada natürlich immer ausgenommen — Glaubenstribunale, welchen der Eine oder der Andere der Inquisitoren vorstand. Allein schon nach wenigen Monaten machte man die sehr unangenehme Entdeckung, daß, wenn das erste Gericht „so", das zweite „nicht — so" urtheilte, und daß überhaupt in der ganzen Sache keine Einheit, kein System sei. „Was wäre eine Regierung mit sieben oder neun Monarchen an der Spitze?" fragte sich sofort König Ferdinand, und alsbald entschloß er sich, der Inquisition die Gestalt eines permanenten Gerichtshofs zu geben mit einem Chef oder Großinquisitor an der Spitze, welchem alle Inquisitoren überhaupt und jeder derselben insbesondere untergeordnet sein sollten. Auch brachte er diesen Entschluß sofort zur Ausführung und ernannte mit Einwilligung des Pabstes im Oktober 1483 zum ersten Großinquisitor den Dominikanerprior Thomas a Torquemada, den Beichtvater seiner Gemahlin Isabella.

Thomas a Torquemada — wer kann sich eines Schauders erwehren bei Nennung dieses Namens! König Ferdinand aber hatte Recht, der neue Großinquisitor brachte Kraft, Einheit und Planmäßigkeit in das Henkergeschäft oder besser gesagt in die Blutarbeit, welche von jetzt an mit verdoppeltem Eifer betrieben wurde. Auch machte er sich dem Könige insbesondere dadurch angenehm, daß, je mehr Bluturtheile gefällt wurden, um so mehr Geld und Gut — von den Confiscationen — in den Fiskus floß, und nicht minder erfreut war der römische Hof, denn Torquemada trat ja als eine andere Geißel Gottes auf, alle diejenigen dem Untergang weihend, welche von der römischen Lehre und vom römischen Cultus auch nur um ein Jota abwichen. Am allermeisten Ursache aber zum Frohlocken hatte das Institut der Inquisition selbst, dieweil von dem neu errichteten Großinquisitorsstuhle ein Schrecken ausging, der alle Welt erzittern machte

und zur tiefunterthänigsten Dienstbarkeit zwang. Doch nein, ich habe Unrecht, einigen Widerstand fand die Inquisition doch. So z. B. in Saragossa, wo der Inquisitor Peter Arbues, ein furchtbarer Blutmensch, am 15. September 1485, Nachts 11 Uhr in der Metropolitankirche, während die Chorherren die Mette sangen, von den beiden Verschworenen Johann d'Abadia und Vidal d'Uranso ermordet wurde. Allein was war die Folge? Etwa die, daß von nun an kein Inquisitor mehr die Stadt Saragossa betreten wollte, aus Furcht, es möchte ihm eben so ergehen? Oder wenigstens die, daß die Gesammtbürgerschaft von Saragossa sich auf die Seite derjenigen stellte, welche dem Blutmenschen Arbues für immer das Handwerk legten? Nein, gerade das Gegentheil. Alsbald nämlich machte sich die Ueberzeugung geltend, daß der Mord von den allgemein und tief verachteten „Neuchristen“ ausgegangen sei, und demgemäß rotteten sich die „Altchristen“ in Saragossa zusammen, um den Verdacht, als ob sie in Gemeinschaft mit den Neuchristen das Verbrechen könnten ausgeübt haben, dadurch von sich abzuwälzen, daß sie die sämmtlichen Neuchristen aus der Stadt verjagten. Weil aber der Aufstand bald einen gewaltsamen Charakter annahm, so daß die entsetzlichsten Folgen daraus entstehen konnten, so setzte sich der junge Erzbischof Alfons von Aragon alsbald zu Pferde und wußte den Tumult dadurch zu beschwichtigen, daß er hoch und theuer versprach, die Schuldigen würden herausgefunden und mit der wohlverdienten Todesstrafe belegt werden. Jetzt hatte die Inquisition gewonnen Spiel und zwar in doppelter Beziehung, denn einmal wußte sie den ermordeten Arbues als einen Märtyrer hinzustellen und die Volksmenge, sowie auch das Königspaar Ferdinand und Isabella — Arbues erhielt von letzterer ein prächtiges Grabdenkmal mit einer Bildsäule und Ferdinand trug in Gemeinschaft mit dem Großinquisitor beim Pabste darauf an, den Gemordeten selig zu sprechen, was später durch Pabst Alexander VII. auch wirklich geschah — für sein Märtyrerthum zu begeistern; zum andern aber legte ihr in der Fahndung nach den Mördern kein Mensch ein Hinderniß in den Weg und es wurden, außer den beiden wirklichen Mördern, Johann d'Abadia und Vidal d'Uranso, ihrer mehr als Zweihundert als der Mithülfe verdächtig auf die grausamste Weise torturirt oder hingerichtet.

Sowie also Thomas a Torquemada sein Amt als Großinquisitor antrat, begann die Blutarbeit des „heiligen Officiums“, wie man das Inquisitionstribunal von jetzt an nannte, in der großartigsten Weise und die Zahl der Schlachtopfer ging bald in die Tausende. Eines jedoch muß constatirt werden, die Altchristen waren vor dem Tribunal sicher, indem dasselbe sich nur gegen die Neuchristen wandte, gegen diejenigen, welche sich früher entweder selbst zum mosaischen Glauben bekannt oder deren Eltern oder Großeltern dem Judenthum angehört hatten. Die Inquisition nämlich oder vielmehr der Großinquisitor

Torquemada ging von der Ueberzeugung aus, daß die Meisten von Denjenigen, welche sich vom Judenthum zum Christenthum bekehrt hätten, in ihrem Innern immer noch ein bischen Juden geblieben seien, und darum hielt er sich für berechtigt, dieselben mit aller Strenge und durch Bußen jeglicher Art im Christenthum zu bestärken. Noch strenger ging er gegen Diejenigen zu Werk, welche verdächtig, das ist denuncirt waren, vom Christenthum heimlich wieder abgefallen zu sein und von diesen angeblich Abgefallenen wurden fast Alle zum Tode, einige Wenige blos zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Die allergrößte Wuth aber beseelte den Großinquisitor gegen die Juden selbst, das ist gegen diejenigen, welche trotz aller Predigten und Ermahnungen fortfuhren, Juden zu bleiben, ohne sich bekehren zu lassen, denn — so sagte er zu sich selbst — wäre das Judenthum in ganz Spanien gänzlich abgeschafft, so könnte es auch Keinem einfallen, in's Judenthum zurückzufallen, und dann, aber auch nur dann erst würde das römische Christenthum für ewige Zeiten gesichert sein. Dieser Gedanke verfolgte den Großinquisitor Tag und Nacht und natürlich suchte er sofort das Königspaar Ferdinand und Isabella für denselben zu gewinnen. Lange Zeit wollte weder Ferdinand noch Isabella darauf eingehen, denn es handelte sich hiebei nicht blos um einige wenige hundert Menschen, sondern vielmehr um mehr als eine Million und zugleich um fast den ganzen spanischen Handel, weil dieser sich meist in den Händen der Juden befand. Endlich aber, zu Ende des Jahres 1491, wurde das Königspaar doch schwankend und weil man ihm vorspiegelte, daß die Juden, wenn man ihnen blos die Wahl lasse, entweder augenblicklich auszuwandern oder sich zum Christenthum zu bekehren, sämmtlich das letztere wählen würden, entschloß es sich, dem Andrängen des fanatischen Großinquisitors nachzugeben. Solches erfuhren die Juden sogleich und alsbald erboten sie sich durch ihren Oberrabbiner, eine Kriegssteuer — Ferdinand und Isabella bekriegten damals das Königreich Granada, das einzige, welches sich noch in den Händen der muhammedanischen Mauren befand — von 100,000 Dukaten baar zu bezahlen, wenn man sie ruhig in Spanien fortleben lasse. Es war dieß eine für jene Zeiten ungeheure Summe, allein den Juden erschien kein Opfer zu groß, um das ihnen drohende Verderben abzuwenden, und in der That zeigte sich nun auch das Königspaar bereit, den Handel einzugehen. Doch eben wie es diese Antwort geben wollte, trat unversehens der Großinquisitor Thomas a Torquemada mit einem Crucifix in der Hand bei ihm ein und warf mit den Worten: „Judas verkaufte seinen Herrn um dreißig Silberlinge; Eure Hoheiten wollen dem Judas nacheifern; wohlan denn, hier ist Jesus Christus, nehmen Sie ihn und verkaufen Sie ihn nochmals!" das Crucifix auf den Tisch. Bis zum Tode erschrocken stand die fromme Königin Isabella, denn sie glaubte in der That, durch die Milde, die sie den

Juden erweisen wollte, ein todeswürdiges Verbrechen zu begehen. Nicht minder heftig fühlte sich König Ferdinand ergriffen und unwillkürlich beugte er sein Haupt vor dem furchtbaren Glaubenstribunal, das ihm selbst seine Entstehung verdankte. So ward denn sowohl von ihm als von seiner Gemahlin Isabella am 31. März 1492 das Decret unterzeichnet, welches den sämmtlichen Juden Spaniens bei Lebensstrafe gebot, entweder sich von jetzt ab bis zum 31. Juli taufen zu lassen oder aber innerhalb dieser Zeit die spanische Halbinsel zu verlassen. Eine furchtbare Alternative; um so furchtbarer, als das Decret zugleich den Satz enthielt, die Auswandernden dürften blos ihr Hausgeräth und sonstiges Mobiliar mitnehmen, ihr Gold und Silber aber müßten sie zurücklassen, und ebenso wenig sei ihnen erlaubt, den Erlös ihrer liegenden Güter in Wechseln auszuführen. Man zählte dabei auf die Geldgier der Juden und glaubte mit Zuversicht, unter solch' harten Bedingungen würden sie die Taufe der Auswanderung unbedingt vorziehen. Allein man irrte sich vollständig, denn nur wenige Tausende bequemten sich zur Annahme des Kreuzes, die immense Mehrzahl aber leistete den Mahnungen ihrer Rabbiner, bei den Gesetzen der Väter auszuharren, Folge, und ließ sich durch den Verlust der Habe durchaus nicht beirren. So sah man nun, als der festgesetzte Termin nahte, ganze Karawanen von Männern, Frauen und Kindern die Landschaften durchziehen, um die Grenzen zu gewinnen, und sie schienen alle Maulthiere und Esel von ganz Spanien aufgekauft oder vielmehr gegen ihre Häuser und Güter eingetauscht zu haben. Ihrer eine große Menge wandte sich nach Portugal oder schiffte über die Meerenge von Gibraltar nach Afrika hinüber. Noch weit zahlreichere Schaaren zogen über die Pyrenäen oder wandten sich nach Italien, und die Angabe, daß Spanien damals um mehr als 800,000 fleißige Menschen ärmer geworden sei, wird schwerlich weit von der Wahrheit abirren. Ueberdem ward eine schwere Masse von Gold und Silber trotz alles Verbotes außer Land geschmuggelt, und was noch schwerer in's Gewicht fiel, der Stoß, welchen das gesammte Handelsleben durch dieses Ereigniß erlitt, konnte nie mehr reparirt werden.

Also bitterschlimm für Spanien waren die Folgen jenes Decrets vom 31. März 1492, welches der Großinquisitor Torquemada dem Königspaar Ferdinand und Isabella abpreßte, und es wird daher Niemanden einfallen, jenem fanatischen Mönche einen milden Charakter zuzuschreiben. Allein dennoch, wie unendlich mild war er nicht gegenüber dem Könige Philipp II. und dem von diesem eingesetzten Großinquisitor! Einheit des Glaubens in Spanien wollten Beide, der Dominikaner Torquemada und der König Philipp II.; Torquemada aber bestrafte seine Opfer noch mit Kirchenbußen oder ließ sie gar nach Abnahme ihres Vermögens außer Landes ziehen. Nicht so Philipp II., denn er kannte nur ein einziges Radikalmittel, nämlich den Mord und die Vernichtung, und

nie, in keiner Lage des Lebens, schreckte er vor diesem Mittel zurück. „Wenn mein eigener Sohn sich der Häresie schuldig gemacht hätte, so würde ich selbst das Holz herbeitragen, ihn zu verbrennen!" rief er dem edlen Don Carlos de Seso zu, und dieses Wort, so furchtbar es war, hielt er getreulich. Noch schwerer aber lastet ein anderer Vorwurf auf ihm, der nämlich, daß viele Tausende unter seinem Regiment durch die Inquisition unschuldig, wohlgemerkt „vollständig unschuldig selbst in den Augen guter Katholiken" hingerichtet wurden, und zwar einfach deßwegen, weil das Verfahren und Aburtheilen der Inquisition nunmehr in ein ganz neues System gebracht wurde.

Ich will den Leser mit diesem schrecklichen Thema nicht mehr lange erschüttern, aber einiges Wenige zum Beweise des so eben Behaupteten muß ich doch anführen. Noch zu Anfang des Jahres 1547, also noch unter Karl V., war Don Ferdinand Valdés, Bischof von Siguenza und Präsident des königlichen Raths von Castilien, nach dem Tode des Cardinals Loaisa zum Großinquisitor von Spanien, sowie zugleich zum Erzbischof von Sevilla ernannt worden, und am 19. Februar 1547, nachdem der Pabst zuvor seine Wahl bestätigt, trat er sein furchtbares Amt an. Man kannte ihn allgemein als einen eifrigen Römling, nicht minder als einen leidenschaftlichen, der Milde durchaus unzugänglichen Mann, und deßwegen sahen die Vernünftigen und Gebildeten in Spanien der Zukunft nur mit Schrecken entgegen. Allein es schien, als ob man zu schwarz gesehen habe, denn in den ersten Jahren kam nichts Besonderes vor, außer etwa das, daß Valdés sich viel mit Bücherverboten beschäftigte und sich die größte Mühe gab, die Einführung aller Schriften zu verhindern, welche den Lehren Luthers und der andern Reformatoren Vorschub leisten konnten. Kaum jedoch hatte Karl V. die Regierung von Spanien seinem Sohn abgetreten, und kaum hatte Valdés aus dem schmählichen Frieden, den Philipp II. am 14. September 1557 mit dem Pabste abschloß, die Ueberzeugung gewonnen, daß der neue Regent seinen größten Stolz darein setze, die Säule der katholischen Kirche zu sein, so fing er an, seine wahre Natur zu zeigen und sofort begann der Vertilgungskrieg durch die Auto-da-fés. Natürlich übrigens nicht blos mit vollständiger Genehmigung Philipps II., sondern sogar auf dessen ausdrücklichen Befehl hin.

Also der Vertilgungskrieg gegen alles Akatholische begann mit der Thronbesteigung Philipps II., oder wenigstens gleich in den ersten Jahren nach derselben. Es sollte aber nicht so scheinen, als ob die Auto-da-fés reine Bluthaten und Morde seien, sondern man wollte ihnen den Anstrich der Gerechtigkeit geben und darum durfte kein Urtheil ohne vorhergehende Untersuchung gefällt werden. Ja noch mehr — selbst Beweise für die Schuld mußten vorhanden sein, ehe man zum Aeußersten schritt, und wenn das der Fall war, wer wollte dann noch dem heiligen

Officium zu nahe treten? Also ward der Welt verkündigt; allein von welcher Art waren nun die Beweise, von welcher Art insbesondere die Untersuchung? Schon die früheren Großinquisitoren, vor allen Thomas a Torquemada und sein Nachfolger Diego Deza, hatten ihren Unterinquisitoren gewisse Instcuctionen gegeben, nach denen sie verfahren mußten, und diese Instructionen waren bis zu der Zeit der Thronbesteigung Philipps II. in Kraft. Auch würden sie wohl für alle Zukunft genügt haben, wenn es bei dem neuen Großinquisitor und seinem Gesinnungsgenossen Philipp II. nicht festbeschlossene Sache gewesen wäre, noch weit grausamer und blutdürstiger zu Werke zu gehen, als früher, und so erschien denn plötzlich zum Entsetzen der Welt am 2. September 1561 ein aus 81 Artikeln bestehendes Edict des Großinquisitors Valdés, welches mit Aufhebung der früheren Instructionen von nun an als der Codex der Inquisition, besser gesagt noch als das organische Gesetz des heiligen Officiums zu gelten hatte.

Mehrere Jahre lang, aber natürlich ganz insgeheim, hatte der Großinquisitor mit seinem hohen Rathe an der Herstellung dieses Codex gearbeitet und viel und oft war daran verbessert und geschärft worden. Endlich, wie schon gesagt, am 2. September 1561 wurde das Machwerk fertig und großer Gott, welch gräßliche Vorschriften wurden darin den Inquisitoren gegeben! Vor Allem mußte die größte Heimlichkeit beobachtet werden, eine Heimlichkeit, die wirklich etwas Grauenhaftes an sich hatte. Die Inquisitoren selbst band ein schwerer Eid, auch nicht das Geringste über das, was beim Inquisitionstribunal verhandelt wurde, gegen irgend Jemanden auszusagen, und nicht einmal unter einander selbst durften sie davon reden. Denselben Eid hatten die untergeordneten Diener der Inquisition zu schwören, sowie auch diejenigen, welche als Zeugen in irgend einer Sache vorgefordert wurden. Ja, die Angeklagten selbst, sowie sie die «Casa santa», das ist das Local des heiligen Officiums, zum ersten Male betraten, mußten sich durch einen schweren Eid zum ewigen Verschweigen dessen, was sie etwa sehen und hören würden, verpflichten und wer diesen Eid auch nur theilweise brach, der wanderte auf Lebenszeit in's Gefängniß. Nein, gar nie sollte auch nur ein Strahl des Lichts das furchtbare Geheimniß beleuchten, in welches sich das heilige Tribunal zu hüllen für gut fand, denn eben dieses dunkle Geheimniß war es, was jenen gräßlichen Schrecken vor der Inquisition verbreitete und die Menschheit vor derselben erzittern machte.

Ein zweiter Hauptpunkt des obengenannten Codex handelte davon, auf welche Weise das Inquisitionsgericht am besten und leichtesten Kunde von etwaigen Ketzereien erhalten könne, und in dieser Beziehung wurden zwei Wege vorgezeichnet. Einmal nämlich sollte jedes Tribunal für seinen Bezirk eine hinlängliche Anzahl eigener besoldeter Späher aufstellen, deren ganze Lebensaufgabe

darin bestand, die dort Wohnenden genau zu beobachten und über jede, auch die unbedeutendste Handlung, welche eine Verirrung vom wahren Glauben bedeuten konnte, zu berichten. Zum Andern erließ der Großinquisitor ein Gebot in alle spanischen Lande, welches den sämmtlichen Unterthanen des Königs ohne Unterschied des Alters, des Rangs und des Geschlechts bei Strafe des großen Banns die Pflicht auferlegte, Jedweden, selbst den nächsten Verwandten und Angehörigen, der Inquisition anzuzeigen, sobald sich derselbe durch irgend etwas verdächtig gemacht habe, und zugleich wurde dem Denuncianten der vierte Theil des zu confiscirenden Vermögens versprochen. Ueberdem machte man keinerlei Unterschied zwischen zulässigen und unzulässigen Zeugen, sondern Jeden, wer er nur immer war, auch das notorisch schlechteste Subjekt, hieß die Inquisition als Denuncianten willkommen, und um die Leute noch mehr anzufeuern, sicherte man ihnen die unbedingte Geheimhaltung ihrer Namen, selbst den Denuncirten gegenüber, zu. Kurz, man that Alles, um durch bezahlte Spione, sowie durch Denuncianten, selbst den dünnsten Strohhalm, der auf Ketzerei hindeutete, herauszufinden; daraus aber machte man sich nichts, daß die Angaben der Spione und Denuncianten nur zu häufig ganz falsche, aus Haß und Rache erfundene oder von der Sucht nach Gewinn (ich erinnere an den vierten Theil des Betrags der Confiscationen) dictirte waren. Nein, am Letzteren lag gar nichts, denn die Inquisition huldigte nicht dem Grundsatz, „lieber zehn Schuldige laufen lassen, als einen Unschuldigen strafen," sondern dem umgekehrten: „lieber zehn Unschuldige hinrichten, als einen Schuldigen übergehen," und so war Jeder unbedingt verloren, gegen den sich einige seiner Freunde im Complott — z. B. der Eine als Denunciant, die zwei Andern als Zeugen — verschworen.

Sobald nun der Späher oder Denunciant in aller Heimlichkeit seine Angabe beim Inquisitionstribunal oder auch nur bei Einem der Inquisitoren gemacht hatte, erhielten ihrer fünf oder sechs Familiaren den Auftrag, den Denuncirten gefänglich einzuziehen. Doch nur äußerst selten bei Tage — die Inquisition scheute beharrlich das Licht — sondern fast immer in tiefdunkler Nacht, wenn alle Welt längst zu Bett gegangen war, zwischen zwölf und ein Uhr, ehe der Hahn krähte, und zugleich so still und geheimnißvoll, daß die nächsten Nachbarn oft nichts von dem unversehenen Ueberfall bemerkten. Hatte man sich des Denuncirten, gleichgültig welchem Geschlechte, Alter und Rang er angehörte, bemächtigt, so ging es in lautloser Stille — der Gefangene, der nicht parirte, erhielt einen Knebel in den Mund — fort durch die Straßen dem Gefängnisse zu, aber nicht nach dem gewöhnlichen Gefängnisse, in welches die sonstigen Verbrecher gebracht wurden, denn dieses wäre viel zu gut gewesen. Nein, nach den geheimen Gefängnissen, welche die Inquisition selbst besaß, brachte man den Denuncirten, und welcher Schrecken mit diesem Gefängnisse verbunden war, davon

hat der Leser ohne Zweifel schon gehört. Auch habe ich schon weiter oben darauf hingedeutet, als ich sagte, daß das oberste Tribunal der Inquisition in Sevilla seinen Sitz in dem alten festen Schloß Triara, seiner vielen Gewölbe und unterirdischen Räume wegen, aufgeschlagen habe, und ich setze nun hinzu, daß sich in jeder Stadt, wo ein Inquisitionstribunal errichtet wurde, ein ganz ähnliches Gebäude vorfand. So zum Beispiel in Barcellona die alte Burg der Grafen von Barcellona, und in Saragossa der alte Palast der maurischen Könige, Alja Feria genannt, mit einer Menge von Thürmen, Kellern und sonstigen ähnlichen Gelassen. Also in ein sicheres, festes Kreuzgewölbe brachte man den Gefangenen und nun hörte alle Verbindung mit der Außenwelt für ihn auf. Ja so vollständig war diese abgeschnitten, daß er oft Jahre lang auch nicht das Geringste von den Seinigen erfuhr, weder von ihrem Leben noch ihrem Sterben, denn er durfte mit keiner Seele verkehren, als nur allein mit seinem Untersuchungsrichter, und selbst der Gefangenwärter hatte nie, gar nie ein Wort für ihn. Dazu kam dann noch der Mangel an jeder Unterhaltung, weil man ihm, dem ewig Einsamen, kein Buch gestattete, das Brevier allein ausgenommen; ferner der Mangel an Licht, weil die Kerker tief und finster lagen und das Anzünden einer Kerze strengstens verboten war; endlich der Mangel an der gehörigen Wärme, besonders im Winter, weil nie, selbst bei strengster Kälte bei ihm geheizt wurde, so daß die dicken Steinwände oft förmlich von Wasser trofen. In solch' schrecklicher Weise verfuhr man mit den Denuncirten, und war es nun da ein Wunder, wenn die Meisten derselben schon nach kurzem von der tiefsten Schwermuth, wenn nicht gar von Verzweiflung und Wahnsinn erfaßt wurden? Doch es sollte immer noch besser kommen.

War ein Denuncirter richtig in seinem schrecklichen Gefängniß untergebracht, so begannen sofort die Verhöre desselben durch die Inquisitoren; allein wie ganz anders gestalteten sich diese Verhöre gegenüber den Verhören weltlicher Richter! Ein weltlicher Richter muß dem Incarcerirten vor Allem sagen, warum er in's Gefängniß gebracht wurde, und dann hat er ihm seine Angeber nebst den gegen ihn aussagenden Zeugen wenn nicht gegenüberzustellen, doch wenigstens zu nennen. Die löblichen Herren Inquisitoren aber verfuhren gerade umgekehrt, denn nicht nur verschwiegen sie stets die Namen der Denuncianten und Spione, sowie auch der von diesen producirten Zeugen auf's sorfältigste, sondern sie verlangten sogar von dem Denuncirten, daß er selbst seine Schuld nenne. „Er solle sich besinnen, was er je gegen die heilige Religion und deren Diener, besonders gegen das hohe Inquisitionstribunal gesagt oder gethan habe, und da werde ihm sicherlich das einfallen, wegen dessen er in Haft genommen worden sei.“ So sprachen sie zum Incarcerirten und ließen nicht

eher nach, als bis er sein ganzes Thun und Treiben, so weit er es noch im Gedächtniß hatte, im Detail zu Protokoll gab. Der Zweck der Inquisitoren hiebei war aber natürlich kein anderer, als der, von dem Gefangenen durch seine eigenen Geständnisse noch mehr zu erfahren, als man inzwischen von den Denuncianten, Spionen und Zeugen herausbringen konnte, und überdem, wie leicht war es nicht möglich, daß der Inquisit durch seine Aussagen auch andere Leute compromittirte, von denen man bis jetzt nichts Schlimmes wußte! Geschah dieß — mein Gott, dann konnte man ja neue Verhaftungen vornehmen und möglicherweise dem nächsten Auto-da-fé neue Opfer zuführen. Erwies sich übrigens der Inquisit nicht recht offenherzig, d. h. bekannte er sich nicht freiwillig zu Dingen, wegen deren man ihn verurtheilen konnte, welche er aber möglicherweise gar nicht gethan hatte, so gab es schon Mittel, ihm die Zunge zu lösen, und eines der gewöhnlichsten waren die sogenannten Präcautionen oder besser gesagt die Ueberlistungen durch Suggestivfragen. „Wenn ein Gefangener," so hieß wörtlich die von dem Großinquisitor gegebene Vorschrift, „hartnäckig leugnet, so möge der Inquisitor die Acten zur Hand nehmen, und darin blättern. Dann sage er: „„es ist ganz klar, daß Du nicht die Wahrheit redest und das bekennest, was schon bewiesen ist,"" so daß der Angeklagte nicht zweifle, er sei bereits überführt, und dieß gehe deutlich aus den Acten hervor. Oder auch nehme der Inquisitor irgend einen Zettel oder sonstige Scriptur zur Hand, und wenn der Angeklagte leugnet, blicke er hinein und rufe voll Verwunderung aus: „„Und wie kannst Du leugnen? Wissen wir nicht schon Alles?"" Aber der Inquisitor nehme sich dabei wohl in Acht, daß er bei solchem Vorgehen sich nicht auf Einzelnheiten einlasse, sondern sich vielmehr auf ganz allgemeine Ausdrücke beschränke, um nicht zu verrathen, daß er eigentlich nichts wisse." Noch boshafter lautete nachfolgende Vorschrift: „Der Inquisitor sperre einen Zweiten, der das vollkommene Vertrauen der Inquisition besitzt, von dem man aber annehmen kann, daß er sich gut zu verstellen im Stande ist, zu einem Angeklagten, der nicht gestehen will, hinein, und dieser Zweite bemühe sich nun, das Zutrauen des Angeklagten zu gewinnen. Es wird ihm solches leicht werden, wenn er auf alle Gedanken des Letzteren eingeht und die Miene annimmt, als ob er von der Inquisition hart zu leiden habe. Wenn er dann auf diese Art anscheinend sein Herz ausgeschüttet hat, so wird auch der Angeklagte nicht ermangeln, seine Geheimnisse preiszugeben, und solche sind natürlich von Horchern aufzuschreiben, welche man vorher an die Thüre postirt hat." Auf diese und ähnliche Weise wurden viele Incarcerirten überlistet und da nun überdem jeder Beichtvater eines Gefangenen — und man ermangelte nicht, in jede Zelle einen solchen zu senden — durch einen geheimen Eid verpflichtet war, dem Tribunale Alles anzuzeigen, was ihm sein Beichtkind unter dem Siegel des Beichtgeheim-

nisses anvertraute, so konnte es fast gar nie fehlen, daß ein Inquisit nicht im Verlaufe der Zeit wenigstens so viel eingestand, daß man ihm den Proceß machen konnte. Half aber Alles nichts und ließ sich der Gefangene nicht einmal durch das vorgespiegelte Versprechen, ihn, falls er gestehe, sehr milde zu behandeln, bewegen, sich selbst anzuklagen, so gab es ein letztes Mittel, ihn irre zu machen, und dieses Mittel schlug unter hundert Malen nicht ein einziges Mal fehl. Ich meine das Mittel der Tortur.

Tortur! Eine schändlichere Erfindung ist wohl noch nie gemacht worden und der heiligen Inquisition gebührt der traurige Ruhm, von derselben den reichlichsten und umfassendsten Gebrauch gemacht zu haben. Es war ja ein so bequemes Mittel, durch heftige körperliche Schmerzen ein beliebiges Geständniß zu erzwingen, und so wandten die Inquisitoren die Folter ganz sicherlich in allen den Fällen an, wo der Gefangene halsstarrig leugnete. Aber nicht blos dann, denn dieß wäre in den barbarischen Zeiten des Mittelalters noch zu entschuldigen gewesen, sondern auch dann, wenn der Inquisit bereits gestanden, aber dem guten Inquisitor noch nicht, genug gestanden hatte. Es war also rein der Willkür des jeweiligen Inquisitors überlassen, ob er die Folter in Anwendung bringen wolle, oder nicht, und wenn der Eine oder der Andere menschlich gefühlt hätte, so würde manches Opfer weniger gefallen sein. Allein die spanischen Inquisitionsrichter und Menschlichkeit! Sie und Milde und Barmherzigkeit! Nicht einmal die Schwächlichen und Kränklichen wurden verschont, selbst wenn man fast die Gewißheit hatte, daß sie die Qualen nicht überstehen könnten, und höchstens setzte man auf Stunden oder Tage aus, um dann, wenn der Gefolterte wieder etwas zu Kräften gekommen war, von Neuem anzufangen. Man mußte Geständnisse haben um jeden Preis, und wenn auch der dritte Theil an den Folgen der Qualen starb, was lag daran? Man mußte Geständnisse haben, um Urtheile fällen und Auto-da-fés feiern zu können, und darum lag selbst daran nichts, wenn drei Viertheile der Geständnisse falsch und blos zu dem Zwecke gemacht waren, um von der unerträglichen Pein erlöst zu werden! Wer nämlich hätte der Tortur widerstehen können, wie sie von den Inquisitoren in ihren unterirdischen Folterkammern, den sogenannten Torturhallen, von denen auch nicht ein Laut nach außen dringen konnte, angewendet zu werden pflegte? Ich will dem Leser nur die drei gelindesten Arten nennen, und dann wird er mir unbedingt beipflichten. Die erste Art bestand in dem Emporziehen des entblößten und mit schweren Gewichten an den Füßen belasteten Körpers an einem Seile, das um eine in der Decke angebrachte Rolle ging. Die Gewichte waren an den Knöcheln befestigt, und an die Hände band man das Seil, an dem man den Delinquenten emporzog. So mußte derselbe eine Stunde und länger hängen und da in Folge dessen die Knöchel an den Händen und Füßen

fast ausgerenkt wurden, so kann man sich denken, welche Schmerzen der arme Gefolterte auszustehen hatte. Die zweite Art der Tortur, die gewöhnlichste bei der Inquisition, war das Ausstrecken des nackten Körpers auf einer hohlen Knebelbank. Die Arme, die Füße und der Kopf wurden fest an die Seitenbalken angebunden, an kreuzweisen Sprossen, mittelst deren man die Stricke noch straffer anziehen konnte. In dieser Lage erhielt der Körper acht gewaltsame Contorsionen durch das Zusammenschnüren jener Stricke an den fleischigten Theilen der Arme, der Schenkel und der Schienbeine. Ueberdieß zwang man den armen Gequälten, zur Vermehrung seiner Qualen noch sieben Pinten (starke Schoppen) Wassers einzuschlürfen, die ihm langsam eingegossen wurden, und dieses Eingießen verursachte in ihm ganz jene peinlichen Empfindungen, welche ein Ertrinkender hat. Noch stärker wirkte der dritte Grad der Tortur, die sogenannte Feuertortur. Dabei wurden dem Inquisiten die nackten Füße vorn am Stuhle, auf den man ihn setzte, zwischen zwei Bretter eingezwängt und dann, nachdem man sie dicht mit Pech bestrichen, an ein Kohlenfeuer gebracht, worauf sie zu schmoren anfingen. Wurde nun der Schmerz ein wahnsinniger, so daß der Gequälte wie ein Thier brüllte, so schob man zwischen die Füße und das Kohlenfeuer ein anderes Brett, wodurch man die Gluth abhielt, und fragte ihn, ob er jetzt endlich gestehen wolle. Gestand er, so war es gut; gestand er aber nicht, oder auch nicht genug, so nahm man das Brett wieder weg und das Schmoren begann von Neuem. Auf diese Art preßte man aus den Gefangenen Alles heraus, was man nur irgend haben wollte, selbst wenn dieß etwas rein Widersinniges, ja etwas rein Unmögliches war!

Nunmehr, wenn der Inquisit gestanden hatte, konnte man zum Endurtheil schreiten, und wie dieses in den bei weitem meisten Fällen lautete, darüber wird der Leser nach dem, was er bereits gehört, schon zum voraus völlig im Klaren sein. Um Mord und Raub zu begehen, braucht man die Hülle der Nacht; Justizmorde werden ebenfalls am leichtesten ausführbar unter dem Schleier des Geheimnisses. Darum wurde auch unter tausend, ja nicht selten unter zweitausend Angeklagten kaum ein Einziger von den Inquisitoren freigesprochen und diese Regel galt — den Beweis hiefür lieferten die Acten der Inquisition, als man sich derselben nach Aufhebung des Tribunals bemächtigte — jedenfalls so lange, als Philipp II. lebte und regierte. Das günstigste Urtheil war noch das, wenn ein Inquisit als verdächtig „de levi“, das heißt „im geringen Grade“ erklärt wurde; aber auch in diesem Fall fiel die Strafe noch hart genug aus. Der Delinquent mußte dann im Gerichtssaale des Inquisitionstribunals auf seine beiden Kniee niederfallen und demüthig um Vergebung flehen. Er mußte ferner seine bisherigen Irrthümer feierlich abschwören und mit Namensunterschrift erklären, daß er sich mit der größten Strenge behandeln lassen wolle,

wenn er Anlaß gebe, daß man ihn zum zweiten Male vor Gericht ziehe. Er mußte schließlich es für eine Gnade ansehen, wenn das Urtheil nur auf fünf oder zehn Jahre Gefängniß, sowie auf Confiscation blos eines Theils seines Vermögens lautete. Deßwegen hieß es auch von Philipps II. Zeiten an in ganz Spanien:

„Wann man zum Kreuz kriecht vor der Inquisition,
Kommt man, wo nicht gebraten, doch gesengt davon.“

Die schwereren Urtheile lauteten auf ewiges Gefängniß nebst Confiscation des ganzen Vermögens; die schwersten auf Tod durch den Strang, und die allerschwersten auf lebendiges Verbrennen, natürlich aber immer in Verbindung mit der Vermögensconfiscation, denn letztere lag dem heiligen Officium vor Allem am Herzen. Dabei ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß jedenfalls alle diejenigen zum Tode verurtheilt wurden, welche der „wirklichen Ketzerei“, d. i. des Abgefallenseins vom heiligen römischen Glauben geständig — ich erinnere an die Tortur — waren. Nicht minder diejenigen, welche sich zwar nur einiger leichten Irrthümer schuldig gemacht, aber schon früher wegen eines ähnlichen Vorwurfs vor dem Tribunal gestanden hatten. Endlich diejenigen, welche dadurch doppelt verdächtig wurden, daß ein näherer Verwandter, wie z. B. ein Großvater oder eine Großmutter, ein Oheim oder eine Tante früher wegen Ketzerei einer Strafe theilhaftig geworden war, denn die Inquisition ging von dem Grundsatz aus, daß der Irrthum und die Ketzerei sich fleischlich forterben. Von außerordentlichem Gewicht erschien übrigens den Inquisitoren auch schon der Umstand, wenn ein Gefangener das Vaterunser, die zehn Gebote, das Credo und das Ave Maria nicht geläufig herbeten konnte, während umgekehrt ein Gelehrter, welcher im Stande war, das alte Testament „hebräisch“ zu lesen, dem heiligen Officium unbedingt als ein halber Jude galt, wenn nicht gar als ein Anhänger der verfluchten lutherischen Secte, deren Prediger die Bibel in der Ursprache studirten. Kurz also, die meisten Urtheile lauteten auf Tod oder doch auf ewiges Gefängniß und die furchtbaren Inquisitoren glaubten sich hiezu vollkommen berechtigt, weil bei ihnen der Satz galt, daß bei der Ketzerei, als einem sehr schweren Verbrechen, schon „oberflächliche“ Beweise als „ausreichend“ angenommen werden müßten. Um aber das Maß der Ungerechtigkeit voll zu machen, so gab es von den Urtheilen der Inquisitoren keine Appellation an eine höhere Instanz, außer wenn ein Verurtheilter so unendlich reich war, um an den Pabst in Rom sich wenden zu können. Im großen Allgemeinen stand es fest: wen die Inquisition in ihren Krallen hatte, der kam nicht mehr aus denselben los, und wen sie verurtheilte, der mußte die dictirte Strafe erleiden.

Gewiß also war es ein furchtbares Tribunal, das Tribunal der heiligen

Inquisition in Spanien, und alle übrigen Tribunale, selbst der höchste Gerichtshof des Königs, versanken vor demselben in das Nichts. Diese allumfassende Macht aber besaß die Inquisition „rechtlich“, denn unter dem 15. Februar 1558 erließ Pabst Paul IV. an den Generalinquisitor Don Ferdinand Valdés ein Breve, worin er ihm auftrug, ohne Unterschied alle der Ketzerei Verdächtigen in den spanischen Landen zu verfolgen: „sie mögen nun gewöhnliche Menschen oder auch Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen und Cardinäle, oder endlich Barone, Grafen, Marquise, Herzoge, Fürsten, Könige und Kaiser sein“, und dieses Breve hieß Philipp II. nicht nur gut, sondern er unterstützte auch den Großinquisitor in der Ausführung desselben mit all' seiner königlichen Macht, so daß nun Auto-da-fé auf Auto-da-fé erfolgen konnte. Ja noch mehr, der König wohnte den Auto-da-fés, so wie er es nur irgend möglich machen konnte, stets in Person mit dem ganzen Hofe bei und stempelte sie dadurch erst zu den großartigen Schauspielen und Triumphfesten, deren ich eines zu Anfang dieses Kapitels geschildert habe. Auch hielt er dabei seine Augen immer fest auf die brennenden Ketzer gerichtet, und man sah ihm die innere Genugthuung an, welche ihm ein solch scheußlicher Act bereitete.

Ich könnte nun durch eine Menge von Beispielen erhärten, wie von dieser Zeit an viele der edelsten Männer in Spanien dem Neid, dem Geiz und der Rache der Inquisitoren zum Opfer fielen; ich könnte erzählen von Don Ferdinand de Talavera, dem Erzbischof von Granada, einem achtzigjährigen Greis voll ächter Tugend und Frömmigkeit, und noch mehr von Don Bartholomäus Carranza von Miranda, dem Erzbischof von Toledo, welcher auf dem Trientiner Concil als der erste Vertheidiger des Katholicismus glänzte und nachher den König Philipp II. nach England begleitete, um dort eine Menge von Ketzern zum Tode zu verurtheilen, der aber deßwegen doch von Ferdinand Valdés, seinem Feinde und Neider, nicht verschont wurde und die letzten achtzehn Jahre seines Lebens (bis 1576) in beständiger Gefangenschaft zubringen mußte; ich könnte weiter erzählen vom Herzog von Nazera, von Anton Manriquez de Lara, und von der Gräfin von Monterry, der Verwandtin der Prinzessin von Eboli; ich könnte — — doch lassen wir das Alles und constatiren wir vielmehr nach den Acten der Inquisition selbst, daß während der zwanzigjährigen Amtsführung des Valdés nicht weniger als 19,600 Verurtheilungen, worunter die Hälfte zum Tode, vorkamen. Man bedenke, in 20 Jahren wurden 19,600 Spanier als wirkliche oder vermeintliche Ketzer verurtheilt, im Ganzen aber, so lange die Inquisition in Spanien eingeführt blieb, also bis zum Jahr 1808, genau ausgerechnet 341,021, das ist dreihundert ein und vierzig tausend und ein und zwanzig Personen. Wo solche Zahlen sprechen, da ist jedes weitere Wort überflüssig, ausgenommen etwa das, daß wenn man die Opfer hinzurechnete,

welche der Inquisition in den ehemaligen spanischen Besitzungen, also in Neapel, Sicilien, Mailand, Sardinien, den Niederlanden, Mexico, Peru, Oran, Goa und wie diese Provinzen in Amerika, Afrika und Asien sonst hießen, zum Opfer fielen, daß dann die Zahl von anderthalb Millionen noch viel zu niedrig gegriffen wäre.

Und was waren nun die Folgen dieser gräßlichen Auto-da-fés? Zum Ersten das tiefste Elend aller der Familien, aus denen ein Mitglied hingerichtet wurde, denn von nun an haftete an allen Verwandten, selbst bis auf Urenkel und noch weiter hinab, die tiefste Schmach und Infamie. Zum Zweiten der Verlust von dreimalhundert und vierzig tausend nützlichen Menschen, zu denen sich dann mindestens eben so viele gesellten, welche aus Angst aus Spanien entflohen. Zum Dritten, und dieß war die Hauptsache, die Verdüsterung des spanischen Volkscharakters, denn weil jeder befürchten mußte, in seinem nächsten Nachbar und Bekannten einen Späher und Denuncianten zu finden, so wurde er, um der Inquisition zu entgehen, ein ernster schweigsamer Büßer, vor dem jedes fröhliche Bild des Lebens erblaßte. So weit brachte es Philipp II. durch sein hochheiliges Inquisitionstribunal und wenn man diese Folgen in Erwägung zieht, so wird man es verzeihlich finden, daß ich diesem Kapitel eine fast allzu große Ausdehnung gab.

Viertes Kapitel.

Die Tragödie Don Carlos.

Am 8. Juli 1545, Nachts 12 Uhr, ward dem Prinzen und nachherigen Könige Philipp II. von Spanien von seiner Gemahlin Maria zu Valladolid ein Sohn geboren und dieser Sohn war der nachher durch sein trauriges Schicksal so berühmt gewordene Don Carlos, der Held der Schiller'schen Tragödie gleichen Namens. Vier Tage später starb die Mutter des Neugeborenen in Folge des Kindbettfiebers und von dort an soll — so wollte man wissen — der Vater einen Haß auf den Sohn geworfen haben, weil derselbe indirect Schuld an dem Tode der Mutter gewesen sei. Doch sei dem, wie ihm wolle, so viel ist jedenfalls sicher, daß der Vater dem Sohne schon von frühester Zeit an fern blieb und sich auch später nie damit abgab, dessen Erziehung persönlich zu leiten. Somit fehlte dem Enkel Karls V., der einst — so glaubte man damals — des Großvaters unermeßliche Reiche erben sollte, seit seiner

Geburt sowohl der Vater als die Mutter und solches konnte seiner Entwicklung natürlich nicht zum Vortheil gereichen.

Zuerst kam Don Carlos, wie sich von selbst versteht, in weibliche Hände, in die der Donna Leonor de Mascarenas, einer edlen Dame von damals 45 Jahren. Nicht jedoch so, daß dieselbe selbstständig hätte handeln dürfen, sondern die Oberaufsicht führten vielmehr die beiden Tanten des Knaben, die Prinzessinnen Donna Maria und Donna Juana, Schwestern seines Vaters, deren erstere zwei Jahre später, im December 1547, den Erzherzog Maximilian von Oestreich, König Ferdinands Sohn, den nachherigen Kaiser Maximilian II. heirathete, während die letztere, welche damals erst fünfzehn Jahre zählte, im Juni 1552 mit Don Joao, dem Thronerben von Portugal, der sie übrigens schon sehr bald zur Wittwe machte, getraut wurde. Weil aber die beiden Tanten in Alcala de Henares, eine sechs Meilen von Madrid in Neu-Castilien am Flusse Henares gelegene, schon damals durch ihre Universität berühmte Stadt, residirten, so ward auch der junge Prinz, nachdem er kaum vierzehn Tage alt geworden, dahin gebracht, und verlebte nun da die ersten drei Jahre seines Lebens, verhätschelt sowohl von den beiden jugendlichen Tanten, als auch von der Donna Leonor de Mascarenas. „Er sei ein gar zarter Knabe," meinten sie einstimmig, „und man müsse daher seinem körperlichen Gedeihen die schonendste Sorgfalt widmen." Der gehätschelte Junge entwickelte sich daher nur langsam und namentlich wollte es mit dem Sprechen nicht vorwärts gehen, woran übrigens ohne Zweifel ein Naturfehler an der Zunge — das Sprechen wurde ihm erst im 21. Jahre ganz leicht, nachdem man ihm das Zangenband durchschnitten hatte — die Hauptschuld trug. Ein noch größerer Nachtheil für ihn aber war es, daß man ihm in Allem, was er wollte, den Willen that, denn dadurch mußte die natürliche Lebhaftigkeit desselben sich nothwendig zum Eigensinn, wenn nicht gar zur Hartnäckigkeit steigern.

Im Jahre 1548 nach der Verheirathung der Donna Maria wählte Donna Juana die Stadt Toro im Königreiche Leon am nördlichen Ufer des Duero zu ihrem Aufenthalte und natürlich folgte ihr dahin der jetzt dreijährige Don Carlos mit seiner Erzieherin und Wärterin, Donna Leonor, ebenfalls nach. Dieser Wechsel des Aufenthalts hatte aber durchaus keinen Wechsel in der Behandlung zur Folge, sondern die beiden Frauen nebst den untergeordneteren Dienerinnen fuhren fort, demselben den Willen zu thun, so daß sich nun seine natürliche Lebhaftigkeit bereits bis zum Ungestüm, und wenn man ihm je widersprach oder ihm etwas versagte, bis zum Jähzorn steigerte. Wie hätte dieß auch anders kommen können, besonders wenn man bedenkt, daß die Tante Juana bei ihrer Jugend unmöglich jene Festigkeit und Charakterstärke besitzen konnte, welche nöthig gewesen wäre, den heftigen Knaben zu zügeln! Ueberdem liebte

sie ihn viel zu sehr, als daß sie ihm irgend Etwas hätte versagen können, und die anderen Frauen, die ihm beigegeben waren, machten es ohnehin, wie es die Wärterinnen von vornehmen Knaben noch immer, so lange die Welt steht, gemacht haben. Man sieht, es fehlten die Eltern, denn am Knaben selbst lag die Schuld nicht, da er ein sehr gefühlvolles Herz besaß und also leicht hätte geleitet werden können. Zum Beweis dessen dient nachfolgender Vorfall. Im Juni 1552 mußte die Prinzessin Donna Juana nach Portugal abreisen, um sich mit Don Joao, dem künftigen Erben der portugiesischen Krone, zu vermählen, und sie nahm also Abschied von ihrem jetzt fast siebenjährigen Neffen. Don Carlos aber wollte die theure Tante nicht von sich lassen und kam vor Schmerz fast außer sich. So brauchten sie denn drei volle Tage, um Abschied von einander zu nehmen, und beide zerflossen fast in Thränen. Wie nun aber doch endlich geschieden werden mußte, rief Don Carlos schluchzend: „Was wird aus dem Kinde — so nannte er sich selbst — werden, das weder Vater noch Mutter hat?“ und warf sich wie außer sich in die Arme des Don Louis de Sarmiento, welcher die Prinzessin nach Portugal zu begleiten hatte.

Sieben Jahre lang also ließ Philipp II. seinen Sohn Don Carlos unter weiblicher Obhut und diese ganze Zeit über that der junge Knabe, was er wollte. Natürlich war also auch vom Lernen keine Rede, denn von sich selbst verlangte derselbe keinen Unterricht und die Frauen hüteten sich wohl, ihn mit solchen widerwärtigen Dingen zu quälen. Nunmehr aber, zu Ende des Jahres 1552, hielt es König Philipp — wahrscheinlich auf Andrängen seines Vaters, des Kaisers Karl V. — doch für passend, seinen Sohn in männliche Hände zu geben und ernannte sofort den Don Antonio de Rojas zu seinem Ayo oder Obersthofmeister. Auch trat der Ayo sein Amt schon im Januar 1553 an und brachte seinen Zögling von Toro nach Madrid in's königliche Schloß, indem er ihm zugleich zwei Mönche als Lehrer bestellte. Den Juan de Munnatones nämlich zum Unterricht in den Anfangsgründen des Lateinischen, und den Louis de Morisocte zum Studium der deutschen Sprache. Ein Jahr später, im Sommer 1554, fügte Philipp II. noch aus eigenem Antrieb einen Dritten als Hauptlehrer bei, den frommen Honorato Juan, einen eben so sehr durch feine Sitte als große Gelehrsamkeit ausgezeichneten Priester, welchen schon Kaiser Karl V. in seine Dienste genommen hatte. „Er solle,“ so schrieb ihm Philipp II., „Alles anwenden, um den jungen Prinzen für's Christenthum zu erziehen, ihn nebenbei aber auch mit den Wissenschaften bekannt machen.“ Der König sah also nun endlich ein, es müsse für die Erziehung seines Sohnes gesorgt werden, allein er sah es zu spät ein, da inzwischen Don Carlos vollständig verhätschelt und zu einem äußerst eigenwilligen, ja man darf sagen störrischen Jungen herangezogen worden war. Weil übrigens der edle Juan mit seinem weichen, milden und

liebevollen Wesen sich sehr bald in das Herz des Don Carlos einzunisten verstand, so bequemte sich dieser doch schließlich zum Lernen und man erfährt aus den Briefen, welche Philipp II. während seines Aufenthalts in England und den Niederlanden — 1554 bis 1559 — theils mit Honorato Juan, theils mit dem Ayo Antonio de Rojas, sowie, nachdem dieser um 1557 verstorben, mit dessen Nachfolger Don Garcia de Toledo, einem Bruder des Herzogs von Alba, wechselte, daß der junge Infant sowohl von seinem Lehrer, als auch von seinem Gouverneur das beste Lob erhielt. Es schien also, als ob der böse Geist des Starrsinns, der früher in Don Carlos wohnte, für immer gebannt worden sei; allein nunmehr, im Jahr 1558, übertrug Philipp II. die Oberaufsicht über seinen Sohn abermalen seiner Schwester Donna Juana, welche, inzwischen Wittwe geworden, nach Valladolid zurückgekehrt, war und von dieser Zeit an, wo der Prinz mit seinen Lehrern ebenfalls nach Valladolid übersiedelte, hatte es bei demselben sowohl mit den Fortschritten im Lernen, als auch mit dem musterhaften Betragen ein Ende. Auch dieß geht deutlich aus dem noch vorhandenen Briefwechsel zwischen Philipp II. und den Erziehern des Don Carlos hervor, denn es schrieb zum Beispiel Don Garcia de Toledo am 13. April 1558 von Valladolid aus an den König: „In Studien und Leibesübungen sind beim Infanten so wenig die erwarteten Fortschritte wahrzunehmen, als meine Ermahnungen auf sein Betragen Einfluß haben.“ Nicht minder deutlich sprach sich Honorato Juan in einem Briefe — Valladolid den 30. Oktober 1558 — aus, indem es dort unter Anderem heißt: „Es liegt schwer auf mir, daß ich durch das Aufgebot aller meiner Kräfte die Kenntnisse des Infanten wenig fördere; doch mag ich durch fernere Mittheilungen meinem Könige keinen Kummer bereiten und erwarte von dessen Zurückkunft die besten Folgen.“ Woher nun dieser schnelle Wechsel in dem Thun und Treiben des jungen Prinzen? Ganz sicherlich nur allein daher, daß jetzt die liebe Tante Juana ihren Nachsichtseinfluß wieder geltend machte und vor Allem darauf drang, daß man ihren Neffen, den voraussichtlichen Erben so vieler Throne, nicht wie andere Jungen behandle. Kurz gesagt also, Don Carlos war von der Natur mit sehr guten Anlagen ausgestattet und besaß namentlich ein vortreffliches, wenn auch etwas ungestümes Gemüth, allein die verfehlte Art, wie man ihn erzog, verwandelte sein Ungestüm in Starrsinn, und weil man ihm tagtäglich vorsagte, wie hoch erhaben er durch seine Geburt über anderen Menschenkindern stehe, so wurde er nach und nach von einem unendlichen Stolze beseelt. Ja von einem so furchtbaren Stolze, daß er nicht blos meinte, jede Anstrengung sei seiner unwürdig, weil er dadurch auf die Stufe der andern Sterblichen herabgewürdigt werde, sondern daß er auch schon den geringsten Widerspruch für eine todeswürdige Beleidigung ansah.

Wie gestaltete sich nun in dieser Zeit das Verhältniß des jungen Don Carlos zu seinem Vater, dem Könige Philipp II.? Wenn man die Wahrheit sagen will, so gestaltete es sich gar nicht, denn Beide kannten sich kaum von Person und da der Vater dem Sohne fast vom ersten Tage an, da dieser das Licht der Welt erblickte, ferne blieb, ohne je eine Sehnsucht nach ihm zu zeigen, so konnte umgekehrt im Sohn unmöglich eine Kindeszuneigung erweckt werden. Im Gegentheil, Beide blieben einander vollkommen fremd und statt gegenseitiger Liebe wohnte Gleichgültigkeit in ihren Herzen, wenigstens so lange Philipp II. im Auslande verweilte. Doch nein, nicht ganz so lange, sondern schon am Schlusse des Jahrs 1558 wurde aus dem „Sich-fremd-bleiben“ eine Art von „Entfremdung“ und die „Gleichgültigkeit“ steigerte sich zur „Erkältung“. Bei dem Vater wurde diese Wandelung durch die fortwährenden schlimmen Nachrichten erzeugt, welche er über den Sohn erhielt; bei dem Sohn aber durch ein Ereigniß, dessen wir früher schon kurz gedacht haben. Als nämlich die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und Spanien im Oktober 1558 auf Chateau-Cambrésis eröffnet wurden, einigten sich die beiderseitigen Parteien gleich zum Beginn dahin, daß zur Besiegelung des Friedens der damals 13½ Jahre alte Don Carlos mit der ältesten Tochter des Königs von Frankreich, der zu jener Zeit 12½jährigen Prinzessin Elisabeth, vermählt werden sollte, und von diesem Beschlusse wurde Don Carlos natürlich benachrichtigt. Gleich darauf, am 15. November 1558, starb Marie von England, die Gemahlin Philipps II., und dieser wurde dadurch zum zweiten Male Wittwer. Da nun aber der besagte Wittwer erst 32 Jahre zählte, so kam er sofort auf den Gedanken, zum dritten Mal zu heirathen, und auf wen fiel nun seine Wahl? Auf keine andere Prinzessin, als auf die junge Elisabeth, die Braut seines Sohnes, denn dieselbe sollte, wie er erfuhr, eine wunderbarlich schön aufblühende Rose sein und Philipp II. schätzte, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, Frauenschönheit gar hoch. Man fragte also beim Könige von Frankreich an, und dieser gab sofort seine Einwilligung. Warum auch nicht? Ein regierender König mußte ihm doch als Eidam besser zusagen, als ein künftiger, der möglicherweise noch viele Jahre zuwarten mußte, ehe er die Krone ererbte. Somit wurde die Heirath zwischen Philipp II. und Elisabeth alsbald eine festbeschlossene Sache, ohne daß man den jungen Don Carlos auch nur einer Anfrage, ob er auf die Braut verzichte, gewürdigt hätte, und schon am 20. Juni 1559 ward die Hochzeit per Procura — den König vertrat der Herzog von Alba — in Paris, die eigentliche Trauung aber am 2. Februar 1560 zu Toledo gefeiert, nachdem die Braut ihren feierlichen Einzug in Spanien gehalten hatte. Auf diese Art verwandelte sich die Braut des Don Carlos in dessen Mutter, und dieß mußte nothwendig auf den jungen Prinzen einen sehr gehässigen Eindruck

machen. Freilich nicht deßwegen, weil er in Elisabeth verliebt gewesen wäre, wie viele Dichter nachher die Sache dargestellt haben, denn im vierzehnten Jahre pflegt man sich noch nicht zu verlieben und überdem wußte der Infant nicht einmal, wie Elisabeth nur aussah; sondern vielmehr deßwegen, weil man ihm das nahm, was er bereits als sein Eigenthum betrachtet hatte. Noch mehr deßwegen, weil sich sein Stolz durch die herrische Art, in der man gegen ihn verfuhr, ungemein beleidigt fühlen mußte. Man bedenke doch, ihn, den stolzen Infanten von Spanien, behandelte sein Vater wie ein willenloses Kind und überdem — er, der von Niemanden sich widersprechen ließ, er mußte sich diese unwürdige Behandlung ruhig gefallen lassen, weil derjenige, der ihn so behandelte, den Widerspruch noch weniger duldete, als er selbst! So setzte sich in Don Carlos ganz naturgemäß ein Gefühl des Hasses gegen die Despotie des Vaters fest, und dieser Haß mußte sich natürlich nachher noch vermehren, als der Vater streng darauf hielt, daß es der Sohn an der demüthigen Verehrung gegen die Königin, seine Stiefmutter, nicht fehlen lasse. Ja wohl, gegen diejenige, welche zu seiner Gattin bestimmt gewesen war, sollte er nichts fühlen als die tiefste Ehrfurcht, als ob man ein solches Gefühl nur so zu sagen um's Handumdrehen hervorzaubern könnte!

Um diese Zeit — wir sprechen vom Februar 1560 — scheint jedoch in dem Könige Philipp plötzlich der Gedanke aufgetaucht zu sein, daß es nicht gut gethan sei, wenn er fortfahre, sich den Sohn zu entfremden, und er suchte sofort die demselben bisher bewiesene Kälte und Härte dadurch wieder gut zu machen, daß er ihm von den Ständen der Königreiche Leon und Castilien als künftigen Thronerben huldigen ließ. Dieser feierliche Act fand statt am 22. Febr. 1560 in der großen Kathedrale von Toledo und derselbe bildet den Glanzpunkt in dem kurzen Leben des Don Carlos. Aber den Zweck, wegen dessen Philipp II. die Feierlichkeit veranstaltete, erreichte er damit nicht, sondern im Gegentheil die Kluft, welche bereits zwischen Vater und Sohn bestand, wurde in Folge jener Huldigung nur noch weiter, wie ich dem Leser nun sogleich auseinandersetzen werde. Mit dem Schlage neun Uhr Morgens nämlich bewegte sich der königliche Festzug vom Alcazar, d. i. von der königlichen Residenz nach der Kathedrale. Don Carlos erschien dabei in prachtvoller Kleidung und ritt ein reich gezäumtes, mit einer kostbaren Decke geschmücktes Pferd. Ihm zur Linken ritt sein Oheim, Don Juan von Oestreich, von welchem später noch Mehreres die Rede sein wird, ihm voran aber der Prinz Alexander Farnese, sein Vetter, nebst dem Admiral von Castilien und dem Herzoge von Medina de Rioseco. Hinter Don Carlos kam die Sänfte der Prinzessin Donna Juana, seiner Tante, und dann ein großer Kranz von edlen Damen, welche alle im reichsten Putze prangten. Nunmehr erschien der König selbst, und Roß

wie Reiter erregten durch ihre Pracht allgemeine Bewunderung. Ihm voran trug der Graf von Oropesa mit entblößtem Haupte das Staatsschwert und hinter ihm gruppirten sich acht Wappenkönige und Scepterträger. Den Schluß bildeten die Großen des Reichs, ihrer wohl an die Hundert und alle in reichster Kleidung. Gewiß also ein pompöser Aufzug; pompöser wohl, als die gute Stadt Toledo je einen gesehen hatte!

Im Chor der Kirche waren die Wände mit Seidenzeug überzogen und auf dem Hochaltar prangte eine ganze Ausstellung von prachtvollen Kirchengeräthen. Im Schiff erhob sich eine mit den reichsten Teppichen belegte Tribüne und an der einen Seite dieser Tribüne war unter einem Thronhimmel ein zweiter Altar errichtet. Auf diesem provisorischen Altare aber erblickte man kein Kirchengeräth, sondern die Attribute des Königthums, das ist wohl an die zwanzig Scepter und Kronen und immer ein Stück kostbarer, als das andere. Auf der entgegengesetzten Seite der Tribüne, unter einem zweiten Thronhimmel, standen drei Armstühle mit Kissen in golddurchwirktem Tuche, der mittlere und höchste für den König, der zur Rechten für Donna Juana, seine Schwester, der zur Linken für Don Carlos, seinen erstgeborenen Sohn. Zwischen den beiden Thronhimmeln sah man einen mit rothem Sammt ausgeschlagenen, für den Cardinal Mendoza, Erzbischof von Burgos, bestimmten Armstuhl, und vor demselben stand ein kleiner Tisch, auf welchem neben einem goldenen Kreuze das Evangelium aufgeschlagen dalag. Vor dem Tischchen aber befand sich eine Art von Fußschemel, ein rothsammtenes Kissen vorstellend, und auf diesem Kissen sollten diejenigen niederknieen, welche dem Thronerben Don Carlos den Huldigungseid zu leisten hatten. In der nächsten Nähe der Tribüne, links vom Hochaltar, standen die hohen Prälaten des Reichs, an ihrer Spitze die drei Erzbischöfe oon Burgos, von Granada und Sevilla, sowie die Bischöfe von Avila und Pamplona, und sie alle trugen ihre reichsten Kirchenornate. Rechts vom Hochaltar waren Bänke angebracht für die Großen des Reichs, sowie für die Gesandten der fremden Mächte, und natürlich galt es als eine große Auszeichnung, einen Platz auf einem dieser Bänke zu bekommen.

Nachdem nun der großartige Zug unter einem ungeheuren Andrang von Volk die Kathedrale erreicht und Jeder seinen Sitz eingenommen hatte, wurde sofort, unter Begleitung von Instrumentalmusik, von dem Cardinal-Erzbischof Mendoza ein feierliches Hochamt angestimmt und es assistirten ihm dabei die übrigen anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit verlas der Präsident der königlichen Camara die Formel des zu leistenden Eides und diese lautete dahin: „daß die Schwörenden den Prinzen Don Carlos, einzigen Sohn des Königs Philipp, als dessen Nachfolger auf dem Throne Castiliens nach des Vaters Tod und von diesem Tage an als ihren

König und rechtmäßigen Landesherrn anerkennen und versprechen, ihm fortan mit Treue und Ergebenheit zu dienen." Daraufhin verließ der Cardinal-Erzbischof von Burgos seinen Stand am Hochaltar und ließ sich, geführt von dem Chef des Hauses Mendoza, dem Herzoge von Infantado, auf den für ihn bestimmten Armstuhl auf der Tribüne nieder, damit das Zeichen gebend, daß nunmehr die Eidesleistung zu beginnen habe. Sofort näherte sich der Graf von Oropesa dem Thronhimmel des Königs, verbeugte sich dort auf's tiefste und forderte zugleich die Prinzessin Donna Juana auf, als die vornehmste Unterthanin des Reichs den Reigen der Schwörenden zu eröffnen. Sie erhob sich in der Minute und vom Könige an der Hand geführt, während Don Carlos ihr zur Linken ging, ließ sie sich vor dem Cardinal-Erzbischof Mendoza auf die Kniee nieder, indem sie, ihre Hand auf das Evangelium legend, ihrem Neffen feierlichst Treue und Gehorsam gelobte. Dann stand sie auf und ergriff die Hand des Don Carlos, um sie ehrerbietigst zu küssen. Allein solches gab der Prinz nicht zu, sondern er umarmte vielmehr seine Tante und daraufhin führte sie der König an ihren Platz zurück. Nach dieser ersten Eidesleistung kam die Reihe an den Prinzen Don Juan von Oestreich, als den zweitvornehmsten Granden Spaniens, und er führte die Ceremonie gerade so aus, wie vorhin Donna Juana. Mit dem Unterschied aber, daß der Handkuß in aller Form stattfand, denn Don Juan wußte wohl, daß er sonst den Stolz des Don Carlos auf's tiefste verletzen würde. Weiterhin leisteten nun den Eid zuerst die anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe, denn diese wurden in Spanien als die ersten Würdenträger behandelt; sodann die Granden des Reichs, lauter Herzoge, Marques und Grafen, nach ihrer Rangordnung; endlich die Minister und Staatssekretäre, sowie die Abgeordneten der Städte. Den Schluß der sämmtlichen Schwörenden machte der Herzog von Alba, jener stolze Krieger und Staatsmann, welchen wir schon längst kennen, und er kam deßhalb als der Letzte, weil er als Großmarschall des königlichen Hauses den Stab trug. Er kniete vor dem Cardinal-Erzbischof nieder, wie die Andern vor ihm gethan hatten, und knieend leistete er den vorgeschriebenen Eid. Wie er aber dann aufstand und der Infant die Hand ausstreckte, daß er sie küsse, da ereignete sich das Unerhörte, daß der Herzog die Hand des Prinzen unberührt ließ und sich mit einer kurzen Verbeugung abwandte. „Herr Herzog!" rief sofort Don Carlos und seine Augen funkelten von Zorn. Zu gleicher Zeit stieß der Herzog von Infantado den sich Abwendenden an, damit derselbe seinen groben Verstoß gegen die Etikette wieder gut mache, und nun konnte der Herzog von Alba natürlich nicht umhin, auf der Stelle den Handkuß nachzuholen. Auch that er dieß mit vielen Entschuldigungen, als ob nur seine schlimme Vergeßlichkeit an diesem Vorfall die Schuld trüge, und Don Carlos nahm die Entschuldigungen hin, ohne ein

einziges Wort zu äußern. Er that es, um die Feierlichkeit nicht weiter zu stören; in seinem Innern aber verzieh er die Beleidigung nie und überdem wußte er nun genau, daß der Herzog von Alba, der vertrauteste Rath seines Vaters, sein Todfeind sei.

Doch um nun wieder auf die große Feierlichkeit zurückzukommen, so schloß dieselbe damit, daß Don Carlos seinerseits in die Hände seines Oheims, des Don Juan von Oestreich, feierlichst gelobte, die Verfassungen und Gesetze der Königreiche Castilien und Leon unverletzt zu achten, diese Königreiche in ihrem Frieden und ihrem Recht zu schützen und den katholischen Glauben mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln zu vertheidigen. Also schwur Don Carlos, der Thronerbe von Spanien; nachdem er aber diesen Eid geleistet, kehrte die königliche Familie in den Palast zurück und die Versammlung löste sich auf, nachdem die ganze Feierlichkeit volle sieben Stunden in Anspruch genommen hatte. Die Königin war übrigens bei dem Acte nicht zugegen gewesen, da sie damals an den Blattern darniederlag, und in Folge dessen fehlte auch der größte Theil des weiblichen Hofstaats.

Noch am Abend des eben geschilderten Tages ließ Philipp II. den Herzog von Alba in sein Cabinet rufen und fragte ihn, warum er seinem Sohne den Handkuß nicht geleistet habe. „Sie sagten," sprach er zu ihm, „es sei Vergeßlichkeit von Ihrer Seite gewesen; ich las aber deutlich in Ihrer Miene, daß Sie aus Absicht so handelten."

„Ja, mein Herr und König," erwiederte der Herzog von Alba; „ich handelte so aus Absicht, denn heute früh erfuhr ich eine Aeußerung des Infanten, die mich mit Schmerz und Entrüstung zugleich erfüllt hat."

„Und worin besteht diese Aeußerung?" wollte Philipp II. wissen.

„Dem Infanten Don Carlos," erklärte der Herzog von Alba, „berichtete mein Bruder Garcia heute, daß das Gerücht gehe, Ihre Majestät die Königin Elisabeth befinde sich in anderen Umständen und ihr gegenwärtiges Unwohlsein hänge damit zusammen. Wenn dem so wäre, rief darauf der Infant, und wenn sie einem Prinzen das Leben gäbe, so würde ich sie von da an hassen bis zum Tode, denn dieses zweitgeborenen wegen hätte dann der erstgeborene Sohn keinen Werth mehr in den Augen meines Vaters."

Der König entgegnete keine Silbe, aber auf seinem Gesicht lagerte sich tieffinstere Nacht und von dieser Stunde an erstarb in ihm auch der letzte Rest von Neigung zu dem Sohne seiner ersten Gemahlin. Daran, zu untersuchen, ob der Herzog von Alba die Wahrheit gesprochen, dachte er auch nicht einen Augenblick lang; eben so wenig daran, den Sohn sofort zur Rechenschaft zu ziehen. Er wollte seine Zeit abwarten, wie verschlossene, rachsüchtige Tyrannen zu thun pflegen, um ihn dann desto sicherer und furchtbarer zu treffen!

Nicht lange hernach erkrankte Don Carlos, wie früher schon mehrere Male, am Wechselfieber und die Aerzte doctorten lange an ihm herum, ohne der Krankheit Herr werden zu können. Da erklärten sie endlich eine Luftveränderung für nothwendig und schlugen das nur siebzehn Stunden von Madrid entfernte Alcala de Henares als passendsten Aufenthaltsort vor. „Der Himmel," sagten sie, „sei dort fast immer klar, die Temperatur angenehm, die Luft rein, und überdem könne der Aufenthalt auf dem Lande, entfernt von dem Zwange und der Etiquette des Hofes, nur kräftigend auf die Gesundheit des Infanten einwirken." Der König überlegte sich die Sache lange, allein in Anbetracht, daß Alcala de Henares zugleich eine Universitätsstadt war, welche reiche Mittel für die so nothwendigen Studien des Prinzen bot, und daß sich daselbst ein prachtvoller Palast befand, erbaut als Sommeraufenthaltsort der Erzbischöfe von Toledo — Ferdinand, Karls V. Bruder, dermaliger Kaiser von Deutschland, hatte in demselben das Licht der Welt erblickt — in Anbetracht alles dessen gab er seine Einwilligung, daß Don Carlos nach Alcala übersiedle und am letzten Oktober 1561 reiste derselbe dahin ab. Natürlich aber nicht allein, sondern mit einem beträchtlichen Gefolge und namentlich mit seinen früheren Lehrern und Erziehern, also dem Don Garcia de Toledo als Ayo, dem Honorato Juan als Hauptlehrer und dem Doctor Juarez von Toledo als Almosenier oder Beichtvater. Noch mehr, Don Carlos erhielt jetzt auch zwei Spiel- und Studiengenossen, welche mit ihm von fast gleichem Alter waren, nämlich den Don Juan von Oestreich, seinen Oheim, und den Prinzen Alexander Farnese, seinen Vetter, deren beiderseitige Namen der Leser bereits kennt. Doch wird's an den bloßen Namen genügen? Ich glaube kaum, denn die Beiden spielten später eine allzu hervorragende Rolle in der Welt, als daß man nicht schon deßwegen begierig sein sollte, etwas Näheres von ihnen zu erfahren, und überdem übte Don Juan von Oestreich auf die letzten Lebensschicksale seines Neffen persönlich einen bedeutenden Einfluß aus. Sehen wir uns also ein klein wenig um nach den näheren Verhältnissen der beiden genannten Spielgenossen des Infanten, sowie auch nach ihrem inneren Wesen und Charakter.

Die Farnese gehörten zum uralten Adel Italiens und viele von ihnen zeichneten sich im 13. und 14. Jahrhundert als Heerführer aus. Im 15. Jahrhundert wurde Alexander Farnese Bischof von Ostia und bestieg dann anno 1534 unter dem Namen Paul III. den päbstlichen Thron. Da er nun aber einen natürlichen Sohn besaß, mit Namen Petro Luigi Farnese, so schuf er für diesen kraft seiner päbstlichen Gewalt die beiden Provinzen Parma und Piacenza, welche sein Vorgänger Julius II. den Mailändern entrissen hatte, in ein Herzogthum um, und von dieser Zeit an — es war das Jahr 1545 — wurde das Farnesische Geschlecht ein fürstliches. Zu noch größeren Ehren brachte es der Sohn

Luigi's, Ottavio Farnese, denn er heirathete Margaretha, die junge Wittwe Alessandro's von Medicis, und wurde dadurch der Tochtermann Karls V., des Kaisers von Deutschland und Königs von Spanien. Wie aber dieß? Nun einfach deßwegen, weil Margaretha die Tochter des Kaisers Karl V. war, welche ihm ein Fräulein Johanna van der Gheenst aus Audenarde in Flandern anno 1522 geboren hatte. Noch sehr jung verlobte sie Karl V. mit einem Prinzen von Ferrara, hob aber dann dieses Verlöbniß auf, um sie dem Herzog von Florenz, Alessandro von Medicis, zu vermählen, und wieder etwas später, nach dem Tode des Herzogs, gab er sie dem ebengenannten Ottavio Farnese zur Gemahlin. Aus dieser Ehe ging dann der anno 1546 geborene Prinz Alexander Farnese hervor und solchen ihren einzigen Sohn nahm Margaretha von Parma nach den Niederlanden mit, als sie anno 1559, wie wir weiter oben schon gesehen haben, von ihrem Bruder Philipp II. dahin als Statthalterin berufen wurde. Natürlich zu keinem andern Zwecke, als um seine Erziehung nach ihrem Sinn — sie war eine sehr heroische Natur mit fast männlichen Sitten, Gewohnheiten und Neigungen — zu leiten. Allein Philipp II. erklärte ihr, daß er den Jungen mit sich nach Spanien zu nehmen im Sinne trage, um ihn unter seinen Augen als Genossen seines Sohnes Don Carlos aufwachsen zu sehen, und wie hätte nun die Mutter, als Unterthanin Philipps und dessen Halbschwester, hiezu Nein sagen können? Sie wußte wohl, daß ihr Bruder, der König, ihren jungen Alexander nicht aus Liebe und Anhänglichkeit mitnehmen wollte, sondern rein blos als ein Unterpfand ihrer Treue, denn er war wie alle Despoten das Mißtrauen selbst; allein der Wille dessen, der sie so eben zur Statthalterin von den Niederlanden gemacht hatte, mußte ihr Befehl sein und so kam ihr Sohn, der damals noch nicht vierzehn Jahre zählte, an den königlichen Hof nach Spanien.

Weit romantischer waren die Lebensschicksale des Prinzen Don Juan von Oestreich und ich muß ihm daher auch einige Zeilen weiter widmen. Während seines Aufenthalts in Regensburg, im Jahre 1544, lernte Kaiser Karl V. eine dortige hübsche Bürgerstochter, mit Namen Barbara Blomberg, kennen, und dieses Mädchen gebar ihm um die Mittagsstunde des Matthiastages, also den 24. Februar 1545, dem Tage der Schlacht von Pavia, einen Knaben, der sofort in aller Stille auf den Namen Hieronymus getauft wurde. Die Mutter übergab denselben, um ihre Schande nicht laut werden zu lassen, einer vertrauten Freundin zur ersten Ernährung; weil sie aber bald darauf nach des Kaisers Willen, der ihr zugleich einen Jahrgehalt von 200 Goldgulden auswarf, einen im kaiserlichen Hofdienst stehenden Deutschen von Adel, mit Namen Hieronymus Piramis Kegell, heirathete, so konnte sie das Söhnlein sofort selbst zu sich nehmen und ihr Ehemann gab ihm sogar seinen eigenen Namen. Die

Sache gefiel übrigens dem Kaiser in die Länge nicht, denn es stellte sich immer mehr heraus, daß die Frau Kegell, geb. Blomberg, nichts sei als ein sehr genußsüchtiges, sowie zugleich herbes, eigenwilliges Wesen, und somit wurde der Knabe auf den Rath des Edlen Luis de Quijada, des Haushofmeisters Karl V., mit welchem dieser seit vielleicht dreißig Jahren schon in der vertrautesten Freundschaft stand, der Obhut des kaiserlichen Kammerdieners Adrian Dubois übergeben. Bei diesem blieb er bis in's fünfte Jahr, ohne daß irgend Jemand, den alten Dubois und den edlen Quijada ausgenommen, von seiner wahren Herkunft etwas ahnte; allein dessen ungeachtet kam dem Kaiser nur zu oft der Gedanke, es stünde um das Geheimniß noch weit sicherer, wenn er den jungen Geronimo in irgend einem abgelegenen Orte Spaniens erziehen ließe, und hierin stimmte ihm der treue Haushofmeister Quijada vollkommen bei. Da fügte es der Zufall, daß Francisco Massi, Geiger in der kaiserlichen Kapelle und mit der aus Leganes, einem südlich von Madrid an der Straße nach Toledo gelegenen kleinen Dorfe, gebürtigen Anna von Medina vermählt, sich von Karl V. Urlaub erbat, um nach Castilien zurückzukehren, denn müde des unstäten Lebens trug er Sehnsucht nach seiner in Leganes wohnenden Frau und wollte dort fortan von seinen kleinen Ersparnissen leben. Alsobald ertheilte ihm Karl V. den Abschied und fügte demselben noch einen Gnadengehalt bei. Den Tag darauf aber eröffnete er ihm nachträglich, er werde es gnädig vermerken, wenn derselbe auf einen Wunsch seines Haushofmeisters Quijada — mit diesem hatte der Kaiser inzwischen die nöthige Rücksprache genommen — eingehe und sich der Verpflegung eines ihm zu übergebenden Knaben unterziehe. Dazu erklärte sich Massi bereit und daraufhin gab der Kaiser dem Adrian Dubois den Auftrag, das Kind an den Geiger verabfolgen zu lassen. Zugleich ward ein Contract aufgesetzt, nach welchem Massi sich verpflichtete, den kleinen Geronimo — der Geiger hielt ihn für einen Sohn des Adrian Dubois — wie sein eigen Kind zu behandeln, wofür er jährlich mit fünfzig Dukaten entschädigt werden sollte. Endlich mußte Massi noch einen Schein ausstellen, daß er den Knaben jederzeit auf das Verlangen Adrians hin an diesen oder an Quijada zurückgeben werde, und nun erst ward ihm am 13. Juni 1550 der fünfjährige Bube anvertraut.

Man sieht, dem Kaiser lag sehr viel daran, die Herkunft seines Söhnleins geheim zu halten. Nicht minder viel aber lag ihm daran, daß es dem Knaben körperlich wie geistig wohl ergehe, denn sein Vertrauter Quijada mußte alsbald an den Pfarrer von Leganes, mit Namen Bautista Vela, einen braven Priester, welcher dem Quijada genau bekannt war, schreiben, daß er dem Knaben Unterricht ertheilen und sich überhaupt seiner Erziehung annehmen solle. Auch kam der gute Pfarrer diesem Ansinnen getreulich nach und vom ersten Tag an, an

welchem Massi mit Geronimo in Leganes eintraf, widmete er, unterstützt von seinem Sacristan, dem Jungen täglich mehrere Stunden, um ihm die ersten Anfangsgründe des Wissens und Glaubens beizubringen. Ebenso sorgfältig wachte Massi über seinem kleinen Gast und seine Frau Anna überschüttete denselben gar mit ihren Zärtlichkeiten. Demgemäß hatte der junge Geronimo von nun an das beste Leben und fröhlich, wie er von Natur war, tummelte er sich in der ungebundensten Freiheit herum, sobald er die wenigen Unterrichtsstunden hinter sich hatte. Auch zeichnete er sich nach kurzem unter seinen Kameraden, den Söhnen der Bauern von Leganes, durch seine Stärke und Kühnheit aus, und bei allen Spielen ward er von ihnen zum Anführer erkoren. Kurz es war ein herrliches Leben, welches Geronimo in Leganes führte, und er gedieh dabei sichtlich sowohl in körperlicher als in geistiger Beziehung, soweit letzteres nämlich die beengten Verhältnisse gestatteten.

Freilich übrigens sehr beengt waren diese Verhältnisse, denn das Wissen des guten Bautista Vela beschränkte sich eigentlich auf sein Brevier und somit konnte er dem jungen Geronimo nicht allzu viele Kenntnisse beibringen. Ebensowenig herrschte im Hause des Geigers Massi ein feiner Ton, wie man das auch ganz natürlich finden wird, und von den Bauernbuben war selbstverständlich nur bäuerische Sitte zu erlernen. Demgemäß drängte es den Kaiser schon nach wenigen Jahren, seinem Kinde der Liebe ein anderes Unterkommen zu verschaffen — ein Unterkommen, welches zur Entwicklung der natürlichen Anlagen des Knaben geeigneter wäre, und auf einmal kam ihm der Gedanke, denselben unter die Obhut der Gemahlin seines Vertrauten, des obengenannten Luis de Quijada, zu stellen. Diese Dame nämlich, Donna Maddalena, geborene de Ulloa, war bekannt durch ihre feine Bildung, sowie zugleich durch den Adel ihres Herzens, und da sie einer Familie angehörte, welche sich von jeher eben so sehr durch Wissenschaft als durch Kriegsruhm auszeichnete, so ließ sich mit Bestimmtheit annehmen, daß sie für den jungen Geronimo die beste Erzieherin abgeben würde. Ueberdem lebte sie, weil ihr Gatte sich meist auf der Reise beim Kaiser befand und weil ihre Ehe durch keine Kinder gesegnet war, ziemlich vereinsamt auf ihrem Schlosse Villa-Garcia bei Valladolid und es konnte ihr daher nur erwünscht sein, ein Wesen zur Pflege zu bekommen, dem sie ihre ganze Liebe zuwenden durfte. Das waren die Gründe, welche den Kaiser bewogen, die Donna Maddalena zur Erzieherin seines Sohnes zu erwählen und augenblicklich mußte sie Don Luis von diesem Entschlusse Karls V. benachrichtigen. Ueber die wahre Herkunft Geronimos übrigens durfte er ihr nichts sagen, und so schrieb er ihr nur, derselbe sei der Sohn eines hochstehenden Freundes.

Nachdem nun Donna Maddalena ihre Weisungen erhalten hatte, sandte Luis de Quijada einen vertrauten Diener nach Leganes, um den Geronimo dort

zu holen und nach Villa-Garcia zu bringen. Der Diener fand denselben nach Bauern Art gekleidet, im Uebrigen aber machte sich auf den ersten Anblick schon die edle Abkunft und der nichtspanische Ursprung geltend, denn der damals siebenjährige Knabe zeichnete sich durch funkelnde blaue Augen, ein herrliches blondgelocktes Haar, eine hohe klare Stirne und insbesondere durch ein kräftiges, gewandtes und kühnes Benehmen aus. Unter Thränen trennte sich Anna de Medina von ihrem Pflegkinde und ebenso schwer wurde ihrem Gatten, sowie dem alten Pfarrer der Abschied. Die Dorfjugend aber, welcher der Verlust des Spielgenossen fast noch näher ging, gab der Kutsche, der ersten, welche je nach Leganes gekommen war, eine gute Strecke weit das Geleite. So gelangte Geronimo über Valladolid, wo sein Führer für anständige Bekleidung Sorge trug, nach Villa-Garcia und hier nahm ihn Donna Maddalena mit der Liebe einer Mutter auf. „Zwei Jahre," so schreibt ein bewährter Kenner der damaligen Zeiten, „verlebte Geronimo auf dem Schlosse Villa-Garcia. Maddalenas Frömmigkeit waltete über ihrer ganzen Umgebung. Nicht nur, daß sie den Knaben zu Werken der Barmherzigkeit anhielt, also daß er freudig nach Armen spähte, denen er seine kleinen Gaben zutheilen könne: sie lehrte ihn auch ehrbare Zucht und adelige Sitte, unterwies ihn im Lesen, Schreiben und Singen und selbst in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache."

Im Jahre 1556 zog sich Kaiser Karl V., wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, in sein Stillleben nach dem Kloster San Juste zurück und nun konnte er der Sehnsucht nach dem Kinde seiner Liebe nicht mehr widerstehen. Quijada ward also abgesandt, den Knaben herbeizuholen, und wie nun der alte Kaiser den blühenden Jungen in reicher Pagenkleidung vor sich sah, ach, wie hüpfte ihm da das Herz vor Freuden im Leibe! Nein, es war ihm rein unmöglich, sich wieder von demselben zu trennen, und somit veranlaßte er die Gattin Quijadas, in dem hart bei San Juste gelegenen Dorfe Cuacas ihren Wohnsitz zu nehmen. Nun natürlich kam Geronimo alle Tage nach San Juste, und in Folge dessen konnte es nicht fehlen, daß der Knabe für Mönche und Laien bald den Gegenstand der Neugier abgab. Ja vielfach wurden Vermuthungen in Bezug auf dessen Herkunft laut; des Kaisers Züge aber, so oft er auch mit freundlichem Wort dem ihm als Page Dienenden dankte, behielten stets den Ausdruck herablassender Hoheit und verriethen die Gefühle des Vaters nicht. Und doch hing sein ganzes Herz an dem Kinde! In dieser kecken, fröhlichen Offenheit, in diesem Reichthum einer vielverheißenden Jugend hatte er seinen andern Sohn, den jetzigen König Philipp II., nie gesehen! Er konnte zittern, wenn dem verwegenen Knaben jedes Pferd und jeder Sattel gerecht schien, und darum schenkte er an Quijada ein sanfttrabendes Maulthier, das er bis dahin selbst zu reiten pflegte, damit der Page sich dessen bediene.

Fast zwei Jahre lang dauerte der Aufenthalt Geronimos in Cuacas bei San Juste; da starb, wie wir wissen, am 25. September 1558 der Kaiser Karl V. und nun zog sich Quijada mit seiner Gattin und seinem Pflegesohne nach Villa-Garcia zurück. Gleich darauf eröffnete man den letzten Willen des Kaisers und darin fand sich ein versiegeltes Codicill mit nachfolgender Aufschrift: „Es soll Keiner das Siegel erbrechen, als mein Sohn, der König, und nach diesem mein Enkel Don Carlos, und wenn auch dieser nicht mehr am Leben, derjenige, welcher nach den Worten meines Testaments als mein Erbe und Nachfolger gilt." Der Inhalt dieses am 6. Juni 1554 in Brüssel vom Kaiser eigenhändig unterzeichneten und mit seinem kleinen Geheimsiegel versehenen Codicills lautete also: „Während ich in meinem Wittwerstande in Deutschland lebte, gewann ich von einer nicht verheiratheten Frau einen Sohn, Geronimo. Nun habe ich Grund zu wünschen, daß derselbe, wenn man ihn gutwillig dazu stimmen kann, das Gewand eines reformirten Ordens anlege; doch soll man ihn dazu weder zwingen, noch überreden. Besteht er dagegen auf dem weltlichen Stand, so ist mein Wille und Befehl, daß man ihm jährlich 30,000 Dukaten aus den Einkünften Neapels verabreicht und zwar im Ertrage von Grundstücken bestehend. Wo und wie letztere zu wählen seien, überlasse ich meinem Sohne, dem Könige, oder nach dessen Tode dem Infanten Carlos. Diese Rente soll Geronimo bis zum Tode genießen und darnach soll sie auf dessen rechtmäßige Leibeserben übergehen. Welche Lebensweise der Genannte auch ergreife, so empfehle ich meinem Sohn und dessen Infanten, denselben zu ehren und nach Gebühr ihm mit Achtung zu begegnen." Um das geheimnißvolle Kind auffinden zu können, schrieb Karl V. auf ein dem Testamente beigelegtes Papier: „Wenn dieser mein letzter Wille von meinem Sohn oder Enkel eröffnet wird, und man den Aufenthalt Geronimos nicht kennt, so hat man sich an meinen Ayuda Adrian, und falls dieser verstorben sein sollte, an meinen Portero de camera Agier zu wenden, um Aufschluß zu erhalten."

Das war's, was Karl V. in Beziehung auf sein Kind der Liebe verordnete, und sofort schrieb Philipp II., nachdem er das Testament gelesen, von den Niederlanden aus an Don Luis de Quijada, den Knaben mit Liebe und Ehrerbietung zu hüten; dagegen aber dafür Sorge zu tragen, daß dessen Herkunft nicht verlautbare, indem er sich alles Weitere bis zu seiner Rückkehr nach Spanien vorbehalte. Gerade ein Jahr nach dem Tode Karls V. kam Philipp II. in Spanien an, und eröffnete dorten, wie wir wissen, seine Regierungslaufbahn durch Abhaltung eines blutigen Auto-da-fé in Valladolid. Wenige Tage nach dem Auto-da-fé begab er sich mit dem Hofe nach dem nahen Bernhardinerkloster von San Pedro de la Espina, um im Walde von Toros eine Jagd abzuhalten. Zu gleicher Zeit schickte er dem Don Quijada einen Reitenden mit dem Befehle,

sich mit Geronimo bei dieser Jagd einzufinden, jedoch ohne den letzteren irgendwie vorher aufzuklären oder auch nur mit seiner Kleidung eine Aenderung vorzunehmen. Quijada gehorchte natürlich und brachte den Geronimo zu den Jägern, welche sich an einer gewissen Stelle im Walde zu sammeln hatten. Er selbst ritt dem Könige entgegen, um dessen weitere Befehle einzuholen. Solche erhielt er auch sogleich und von einem Diener begleitet, der ein prächtig aufgeschirrtes Pferd führte, sprengte er zu den Jägern zurück. Dort angekommen, stieg er ab, beugte ein Knie vor Geronimo, erbat sich dessen Hand zum Kusse und hieß ihn das reich geschmückte Roß besteigen. Betroffen, keines Wortes mächtig, fügte sich der nun bald fünfzehnjährige Jüngling; aber eine Deutung für das, was vorging, hatte er nicht, eben so wenig als die umstehende Jagddienerschaft. Nun ging's wieder rückwärts, dem Könige entgegen, der alsbald mit einem großen Gefolge von Granden in feierlichem Zuge nahte. Sofort winkte Quijada dem Pflegsohn, vom Pferde zu springen und vor dem Könige auf seine Kniee niederzufallen. Sowie aber Philipp II. nahe genug gekommen war, befahl er dem Geronimo, aufzustehen und ganz hart an ihn heranzutreten. Dann fragte er ihn laut nach seiner Herkunft, sowie insbesondere nach dem Namen seines Vaters. Doch der Jüngling schwieg, bis an die Stirne mit Blut übergossen, und seine Augen suchten den Boden. Da stieg der König von seinem Rosse und umgürtete denselben mit seinem eigenen Schwerte. „Getrost, mein Knabe," redete er ihn zugleich an, „Du bist der Sohn eines gar edlen Herrn. Kaiser Karl, der jetzt im Himmel, ist mein Vater und auch der Deine." So sprechend schloß er den Bruder in seine Arme und gebot dann all' den Granden in seinem Gefolge, dem Knaben als einem Kaiserspross und dem Hause Oestreich angehörend, fortan in Ehren zu dienen.

Von dieser Minute an hieß der Sohn der Barbara Blomberg Don Juan d'Austria und ward als ein Mitglied des königlichen Hauses betrachtet. Auch ließ ihm der König den Palast des Grafen Ribadavia in Valladolid zur Residenz herrichten und gab ihm eine Art von Hofhaltung mit dem Don Luis de Quijada als Ayo. Ueberdem erhielt er eine eigene Leibwache, halb aus Spaniern, halb aus Deutschen bestehend, und seine unmittelbaren Diener waren sämmtlich Männer von Adel. Kurz bis auf den Titel und die Residenz im Königsschlosse stand er dem Infanten Don Carlos gleich, nächst diesem der erste Unterthan des Monarchen; was ihm aber höher deuchte, als alles dieß, war das, daß Maddalena de Ulloa dem geliebten Pflegesohn in dessen fürstliche Behausung nachfolgte, um sie bis zum Ende ihrer Tage nicht mehr zu verlassen.

Nunmehr kennt der Leser die beiden Studien- und Spielgenossen des Infanten Don Carlos. Der jüngste war Alexander Farnese, zugleich auch der feinste, klügste und geschmeidigste. Ein gutes Jahr mehr zählte Don Juan

d'Austria, der schönste, liebenswürdigste, offenste, kühnste und kräftigste von allen Dreien. Mitten innen stand Don Carlos, das heißt mitten innen, was das Alter betrifft, denn in allem Andern konnte er sich mit seinen beiden Genossen nicht messen, die Leidenschaftlichkeit, das Ungestüm und den Jähzorn, worin er unbedingt die erste Stelle einnahm, vielleicht allein ausgenommen. Im Uebrigen lebten die drei Jünglinge in guter Kameradschaft zusammen, und auch der Aufenthalt in Alcala that ihnen gut. Am meisten dem Infanten, denn nicht nur verlor er schon nach kurzem das Fieber, das ihn seither so schwer geplagt hatte; nicht nur wurde er wohlbeleibter und die blasse kränkliche Gesichtsfarbe fing an zu verschwinden, sondern auch sein Geist erstarkte sichtlich und beim Studium der Geschichte konnte er sich für das Edle, Große und Ruhmvolle förmlich begeistern. So war er auf dem besten Wege, ein geistig und körperlich gesunder Jüngling zu werden, als ein unglücklicher Vorfall eintrat, welcher ihn auf ein längeres, sehr schmerzhaftes Krankenlager warf.

Schon seit einiger Zeit hatte Don Carlos eine zärtliche Neigung zu der hübschen Tochter des Schloßwarts gefaßt, und er pflegte, um sich mit ihr im Schloßgarten zu unterhalten, auf einer sehr steilen und dunkeln Treppe zu ihr hinabzukommen. Auch am 19. April 1562, einem Sonntag, wollte er dieß, und er entfernte daher nach dem Mittagsmahle unter irgend einem Vorwande seine ganze Umgebung, damit Niemand sehe, wohin er gehe. Gleich darauf stürmte er die steile Treppe hinab, und beinahe hatte er die letzte Stufe erreicht, als er einen Fehltritt that und mit dem Kopfe voran hinabstürzte. Er stieß einen lauten Schrei aus und auf diesen hin eilte Don Garcia von Toledo mit verschiedenen Dienern herbei, welche den Bewußtlosen in sein Zimmer hinauftrugen. Fast in der Minute kam auch ärztliche Hülfe, bestehend in den Doctoren Vega und Olivarez, sowie in dem Chirurgen Dionysio Daza. Man fand eine kleine Wunde auf der linken Seite des Hinterkopfes und nachdem man sie ausgewaschen, schritt man zum Verband. Dann brachte man den Kranken zu Bette, zog ihm durch eine Aderlässe eine gehörige Portion Blut ab und gab ihm eine Arznei, auf welche er in einen furchtbaren Schweiß verfiel.

Selbstverständlich schickte Don Garcia de Toledo alsbald einen Reitenden an den König nach Madrid ab, um ihn von dem Unglücksfall zu benachrichtigen, und Philipp II. beorderte sofort seinen Leibarzt Juan Gutierrez nebst den beiden Leibchirurgen Portuguès und Pedro de Torrès nach Alcala. Sie kamen am 20. in der Früh dort an und untersuchten die kleine Wunde mit großer Genauigkeit. Allein eine Bedeutung konnten sie derselben ebenfalls nicht beimessen und so kehrten sie wieder nach Madrid zurück, nachdem sie über eine zweite Aderlässe übereingekommen waren. Sie verstanden es nicht besser, denn die Arzneiwissenschaft lag damals noch schwer im Argen in Spanien!

Im Anfang übrigens schien es, als ob in der That nichts Gefährliches an der Sache sei, indem alles Wundfieber verschwand und auch die Schmerzen nachließen. Allein am zehnten Tage, den 29. April, stellten sich sehr beunruhigende Zeichen ein und Fieber nebst Schmerzen kehrten verdreifacht wieder. So wurden denn, trotzdem auch jetzt Doctor Olivarez erklärte, es sei Alles in bester Ordnung, die schon früher genannten königlichen Leibärzte wieder herbeigerufen und zu Sechsen beriethen sie nun ein Langes und Breites. Das Resultat der Berathungen war, nachzusehen, ob nicht die Hirnschale verletzt sei, und somit ward die Stelle der Wunde durch eine kleine Operation bloßgelegt. Doch siehe da, der Schädel war nirgends gebrochen und nur die Hirnschalenhaut erschien ein wenig geschürft. Abermals also beruhigten sie sich, besonders als auf eine dritte Blutabzapfung für den Kranken einige Erleichterung eintrat, allein — ich muß es wiederholen — die gelehrten Herren befanden sich im größten Irrthum, denn jetzt erst kam die Krankheit zum Durchbruch.

Ich könnte nun den ganzen Verlauf derselben mit wenigen Worten abmachen und mich damit begnügen, das Endresultat zu nennen. Ich will es aber nicht thun und zwar einfach deßwegen, weil gerade der Verlauf dieser Krankheit zeigt, wie furchtbar groß die geistige Bornirtheit war, welche die papistisch-religiöse Richtung des Königs Philipp in Spanien zur Geltung brachte. Also die Krankheit des Infanten steigerte sich vom 30. April an von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, und zu dem heftigsten Fieber gesellten sich Schlaflosigkeit, Durchfall und Erbrechen. Auch trat eine Lähmung des rechten Beines ein, sowie eine bedeutende Gesichtsentzündung. Endlich wurde die Wunde schwarzblau, als wäre bereits Fäulniß eingetreten, und die Lippen des Kranken hingen wie abgestorben herab. Am 5. Mai fing er an zu deliriren, nachdem er am 2. Mai bereits gebeichtet und das Abendmahl empfangen hatte.

Selbstverständlich benachrichtigte man den König sogleich von dieser unerwarteten Wendung und als nun Kuriere über Kuriere kamen, die immer Schlimmeres berichteten, so entschloß sich Philipp II. endlich, selbst nach Alcala zu reisen. Doch nicht allein, sondern in Begleitung aller seiner Minister, besonders des Herzogs von Alba, des Grafen von Feria und des Ruy Gomez Fürsten von Eboli, damit, wenn der Prinz stürbe, gleich das Nöthige wegen des Leichenbegängnisses angeordnet werden könnte. Am Sonntag früh, den 2. Mai, kam Philipp II. in Alcala an und das Erste, was er nun that, war, daß er ein Edict erließ, ganz Spanien sollte sich in die Kirchen begeben, um für den todtkranken Infanten zu beten. Ueberdem befahl er, allüberall Processionen abzuhalten und dabei die Reliquien der verdientesten Heiligen mitherumzutragen. Seinem Befehl gehorchte man mit dem größten Eifer und an den Bittgängen in den großen Städten, besonders in Madrid, Valladlido und Toledo, nahmen

oft ihrer Drei- bis Viertausend auf einmal Theil. Ja noch mehr, die Bittgänger schritten auch zur Kasteiung und Geiselung, um unsern Herrgott desto mehr zu erweichen, und die Kirchen wurden von Knieenden Tag und Nacht nicht leer. Besonders eifrig zeigte sich der König selbst, denn er lag Stunden lang vor dem Muttergottesbilde in Andacht versunken, und eben so tha seine Schwester Donna Jauna, welche baarfuß, trotz der damals herrschenden Kälte, nach dem von ihr bei Madrid gegründeten Kloster „de Nuestra Sennora de la Consolacion" pilgerte, um den Himmel günstig zu stimmen.

Das war die eine Art, wie Philipp II. die Kur seines Sohnes zu bewerkstelligen suchte; die zweite und dritte Art dürfte noch bezeichnender sein. Die zweite nämlich bestand einfach darin, daß er befahl, einen gewissen Wunderdoctor, einen Mann maurischer Abstammung mit Namen Pinterete aus Valencia, herbeizuschaffen, damit er seine magischen Salben versuche. Der Maure kam auch richtig mit seinen Salben und seinem andern Apparate, allein sein Hokuspokus half nicht nur nichts, sondern die Wunde wurde dadurch so brandig, daß man sich beeilen mußte, dem Wahnsinn ein Ende zu machen. Der Wunderdoctor ward also Knall und Fall fortgeschickt und man war dessen um so mehr froh, als man gleich nachher erfuhr, daß derselbe kurz zuvor einen Edelmann, mit Namen Don Hernando de la Vega, mit seinen Salben in's Himmelreich befördert habe. Nachdem nun übrigens auch die zweite Kurweise kein ersprießliches Resultat geliefert, schritt man zur dritten und letzten, und diese muß ich schon etwas genauer beschreiben. Sie begann damit, daß man am 8. Mai auf Befehl des Königs am Bettende des Kranken einen Altar errichtete und auf diesem sofort das wunderthätige Bild der heiligen Maria von Atocha — dieses Bild wurde den Tag zuvor in Procession von Madrid herbeigebracht — niederlegte. Am Abend fügte man dann noch die Gebeine der beiden Schutzheiligen der Universität Alcala bei, die Gebeine nämlich der Märtyrer Justo und Pastor, und die ganze Nacht hindurch murmelten hinter dem Altar verschiedene Priester ihre Gebete. Endlich am 9. Mai in der Früh rückte abermals eine große Procession von Mönchen an und diese trugen in einer kostbaren Kapsel die wenigen sterblichen Ueberreste eines ihrer Mitbrüder, Namens Diego, der vor mehr als hundert Jahren schon im Geruche der Heiligkeit verstorben war. Diese Ueberreste legten sie zu den andern Reliquien auf den Altar; das Tuch aber, in welches man sie eingewickelt hatte, das sogenannte Sudarium, schoben sie dem mit dem Tode ringenden Infanten unter den Kopf und — wenn dieß nicht half, so half gar nichts mehr!!

Der letzte Actus spielte, wie schon gesagt, am 9. Mai Vormittags. Der König selbst wohnte ihm nicht bei, denn er war schon die Nacht zuvor nach Madrid zurückgereist, um sich im dortigen Hieronymitenkloster von aller

Welt abzuschließen. „Es würde ihn allzu sehr angreifen," hatte er erklärt, „wenn er beim Tode seines Sohnes gegenwärtig sein müßte, und deßwegen ziehe er es vor, für seine Seele zu beten." Während nun übrigens die merkwürdige Scene mit den Gebeinen und dem Sudarium des Bruders Diego aufgeführt wurde, hielten die Aerzte, welche den Infanten behandelten, eine sehr stürmische Sitzung, und dieses „Stürmische" kam wohl davon her, daß sie nun nach und nach bis zu Neunen angewachsen waren. Außerdem befand sich unter den Neuhinzugekommenen ein Nichtspanier, nämlich der berühmte Doctor Andreas Vesale, der frühere Leibarzt Karls V., welcher seine spanischen Collegen an Kenntnissen wie an Klarheit des Kopfes unendlich überragte, und dieser drang mit aller Energie darauf, daß der Prinz trepanirt werden müßte, weil das Gehirn verletzt sei. Die Andern wehrten sich hiegegen mit Händen und Füßen, erklärend, daß der Infant während der Operation den Geist aufgeben würde; allein Vesale gab nicht nach und bekehrte endlich noch Zwei für seine Ansicht. Nun fügten sich auch die Uebrigen, und am Mittag des 9. Mai ward der Trepan vorgenommen. Sowie aber die Hirnschale geöffnet war, da zeigte sich der wahre Grund der Krankheit, nämlich eine Masse dort angesammelten geronnenen Blutes, und kaum hatte man dieses entfernt, so trat auch sogleich eine Wandlung zum Bessern ein. Der Athem wurde kräftiger, der Puls fühlte sich anders an und nach Anwendung einer passenden Arznei fiel der Kranke in einen ruhigen, sechs Stunden andauernden Schlaf.

Nunmehr erkannten die Aerzte, auch die bisherigen Opponenten des Doctor Vesale, sogleich, daß die Hauptgefahr überwunden sei, und sie war es auch in der That. Zwar allerdings das Fieber dauerte noch fort und überdem schwollen die beiden Augenlider so sehr an, daß der Prinz momentan völlig erblindete. Allein wie nun die spanischen Aerzte sahen, daß alle ihre Decocte, Salben und Wasser nicht nur nichts halfen, sondern das Uebel noch verschlimmerten, erklärten sie sich endlich am 16. Mai damit einverstanden, daß Doctor Vesale abermals eine kleine Operation, auf welche er drang, vornehme, und nachdem hiedurch die angesammelte wässerigte Materie entfernt war, hörte die Entzündung nach wenigen Tagen auf. Kurz der Prinz ging von jetzt an mit schnellen Schritten seiner Genesung entgegen und konnte schon am 14. Juni das Bett verlassen. Die Freude hierüber äußerte sich wieder in großen Processionen, welche man veranstaltete, und an welchen der König persönlich nebst dem ganzen Hofe theilnahm; doch, die Hauptsache, wem glaubte man einzig und allein die Heilung des Infanten zu verdanken? Etwa dem Doctor Vesale und seinen immensen anatomischen Kenntnissen? O nein, daran dachte Niemand, und am wenigsten der König Philipp II. Vielmehr war er von dem Glauben durchdrungen, daß einzig blos von den Gebeinen des seligen Bruders Diego das Wunder aus-

gegangen sei, und darum drang er sofort beim Pabste darauf, daß genannter Bruder unter die Heiligen aufgenommen werden solle. Auch entsprach man in Rom dieser Bitte, natürlich gegen die üblichen sehr theuren Gebühren, und jetzt noch wird Bruder Diego in ganz Spanien als wunderthätiger Heiliger verehrt. Solche ungeheure Rückschritte in der Aufklärung brachte der König Philipp durch seinen Papismus unter seinem Volke zu Stande!

Die nächsten drei Jahre aus dem Leben des Don Carlos, die Jahre von 1562 bis 1565, kann ich mit verhältnißmäßiger Kürze behandeln. Sein Vater hatte ihn gleich nach seiner Genesung in's Schloß nach Madrid übersiedeln lassen, denn er wollte ihn von nun an unter höchst eigener Aufsicht haben, um seine Erziehung nach seinem Sinne zu vollenden. Diese Erziehung aber war, wie man sich aus dem Vorhergehenden überzeugt haben wird, nicht die eines sanften, liebevollen Vaters, sondern die eines strengen Oberaufsehers, welcher jeden Fehler unnachsichtlich strafte. Philipp II., eine selbstsüchtige Despotennatur, liebte nur sich selbst und darum beseelte ihn Zorn, ja Haß gegen Alle und Jede, welche sich seinem Willen nicht unbedingt unterwarfen. Wer unter ihm eine Rolle spielen wollte, also seine Minister und Generale, wie die Angehörigen seiner Familie — sie alle mußten Seiner Majestät dienen, als wären sie keine eigenen Individuen, und namentlich war ihm jede Abweichung von seiner religiösen Denkungsweise ein förmlicher Gräuel. Ja diejenigen, von welchen er nicht annehmen konnte, daß jede Faser ihres Denkens und Handelns ihm allein angehöre, haßte er nicht nur, sondern er verfolgte sie auch mit seinem Mißtrauen, und dieses Mißtrauen war fast noch gefährlicher, als sein Haß, denn Jeden, welchem er mißtraute, umgarnte er so mit Spionen, daß derselbe auch nicht einen einzigen freien Athemzug mehr thun konnte. Auch fand er immer getreue Diener, mit deren Beistand er selbst seine furchtbarsten Entschlüsse durchführen konnte, und von diesen Dienern dürfte es am Platze sein, wenigstens einige der hervorragendsten dem Leser vorzuführen — ich meine einige derer, welche in der Zeit, in welcher die Tragödie Don Carlos spielt, am meisten hervorragten.

Es waren insbesondere vier, der Herzog von Alba, der Staatsrath Espinosa, der Herzog von Feria und Ruy Gomez, Fürst von Eboli. Den Ersteren kennen wir längst und unterlassen es daher, eine weitere Schilderung von ihm zu geben. Der Zweite hieß mit seinem ganzen Namen Don Diego Espinosa und gehörte, obwohl einer sehr vornehmen Familie entsprossen, dem Dominikanerorden an. Für einen Mönch hatte er es übrigens damals bereits weit gebracht, denn von Philipp II. war er anno 1561 zum Staatsrath, sowie zum Präsidenten des Raths von Castilien ernannt worden und überdem gehörte ihm der Bischofssitz von Siguenza. In diesen drei Stellungen blieb er bis zum Jahre 1566; nunmehr aber ernannte ihn Philipp II. an des greisen Valdés Stelle zum Groß-

inquisitor und der Pabst verlieh ihm zugleich die Würde eines Cardinals. Ein Weiteres über ihn zu sagen, dürfte daher überflüssig sein, denn Einer, den Philipp II. zum Großinquisitor machte, mußte nothwendig ein Mann nach seinem Herzen sein. Nicht minder unterwürfig unter den Willen seines Monarchen zeigte sich vom ersten Beginn seiner politischen Laufbahn an Don Leonardo Suarez de Figuerra, fünfter Graf von Feria, und Philipp II. übertrug ihm daher schon gleich im Anfang seiner Regierung die wichtigsten Missionen. So ernannte er ihn namentlich zu seinem Botschafter in England, als er nach dem Tode der blutigen Maria um die Hand ihrer Nachfolgerin Elisabeth warb, und wenn nun auch dem Herrn Gesandten diese seine Mission nicht gelang, so hatte doch sein König so viele Ursache, zufrieden mit ihm zu sein, daß er sofort in den Herzogsstand erhoben wurde. Von da an blieb er in dem Geheimenrath Philipps II. und dieser durfte sich in Allem und Jedem vollkommen auf ihn verlassen. Doch wollte man wissen, daß er sich keineswegs durch hervorragende geistige Gaben auszeichne, und der gute Willen mußte in der That nur zu oft die betreffenden Abmängel ersetzen. Weit bedeutender und wichtiger, zunächst dem Herzog von Alba der bedeutendste und wichtigste unter den Rathgebern und Vertrauten des Königs, war der Fürst von Eboli, nach seinem Familiennamen Ruy Gomez de Silva geheißen und einer vornehmen Familie in Portugal entsprossen. Derselbe kam schon in früher Jugend an den spanischen Hof und wurde sofort von Kaiser Karl V. seinem Sohne Philipp als Page beigegeben. Als solcher aber wußte er sich bei dem Infanten durch seine fast außerordentliche Geschmeidigkeit so zu insinuiren, daß derselbe gar nicht mehr ohne ihn sein konnte und ihm schon damals Alles anvertraute. Gewiß auch würde er ihn damals schon mit Gnaden überhäuft haben, wenn er die Macht dazu gehabt hätte, und selbstverständlich holte er dieß nach, sowie er an die Regierung gelangt war. Ruy Gomez wurde also nach einander Staatsrath und Großschatzmeister von Castilien; dann nach seiner Verheirathung mit der hochgeborenen Donna Anna de Mendoza, der einzigen Tochter und Erbin des Don Diego Hurtado de Mendoza, Herzogs von Francavilla, Graf von Melito und endlich Fürst von Eboli mit einem entsprechenden Einkommen. Auch verminderte sich die Gunst, in der er bei Philipp II. stand, während seines ganzen Lebens nie, denn Ruy Gomez war, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Zeitgenossen, der vollendetste Hofmann und seine willenlose Ergebenheit gegen seinen Monarchen kannte gar keine Grenze. Ja so ganz und gar entschlug er sich seines eigenen Ichs, daß er später, als der Monarch seine Augen auf die schöne Donna Anna warf, dieser sinnlichen Intrigue nicht das mindeste Hinderniß entgegensetzte, sondern vielmehr sich anstellte, als bemerke er gar nichts, wenn er nicht gar den Zuführer der eigenen Frau machte! Das waren die vier Hervorragendsten unter der nächsten Umgebung Philipps II.,

und wenn es nun auch nicht ausbleiben konnte, daß die Viere eifersüchtig auf einander wurden und sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchten — besonders der Fürst von Eboli, welchen die Hofleute wegen seines außerordentlichen Einflusses unter sich nur den König „Gomez" nannten und der Herzog von Alba, welchen man als das Schwert und die rechte Hand Philipps bezeichnete — so hatte das höchstens den Einfluß, daß jeder von ihnen sich bestrebte, den Andern an tiefunterthänigster Dienstbeflissenheit zu überbieten.

Betrachten wir nun den Infanten Don Carlos, wie er sich in den Jahren 1562 bis 1565 entwickelte. Alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß er sich keiner großen körperlichen Schönheit rühmen konnte, selbst nicht einmal, als er anno 1565 das zwanzigste Jahr erreicht hatte; aber er erstarkte doch wenigstens zu einem kräftigen Jüngling und blieb selbst in ritterlichen Uebungen nicht zurück. Noch rühmenswerther entwickelten sich seine geistigen Eigenschaften und insbesondere sind hervorzuheben seine Freigebigkeit, dann seine Anhänglichkeit an seine Freunde, weiter seine Aufrichtigkeit und endlich seine Kühnheit. Was seine Freigebigkeit anbelangt, so darf man nur sein Testament nachlesen, das jetzt gedruckt — man zog es im Jahre 1854 aus den Archiven von Madrid hervor — vorhanden ist, und kein Mensch wird hierüber noch einen Zweifel hegen können. Ueberdem lieferte er wohl hundertmal den thatsächlichsten Beweis, daß ihm nichts lieber war, als Andern durch fürstliche Gaben eine Freude zu machen. „Wer wird Präsente machen, wenn ein Prinz es nicht thut?" pflegte er zu sagen, und diesem Grundsatz gemäß handelte er. Freilich oft über seine Kräfte, so daß er jährlich mehr ausgab, als er einnahm. Wie er aber alle diejenigen, die sich ihm bittend nahten, besonders wenn ihm ihre Bitten gerechtfertigt erschienen, stets reichlich bedachte, so noch reichlicher seine Freunde, und zwar die ächten wie die unächten, solange er nämlich die letzteren für ächt hielt. War er ja doch so unendlich anhänglich an Jeden, von dem er glaubte, daß er ihn liebe, was am besten aus seinem Verhältniß zu Honorato Juan, seinem Lehrer, ersichtlich ist! Noch hervorragender war die Aufrichtigkeit des Infanten, sowie seine Liebe zur Wahrheit. „Alles," schreibt der östreichische Gesandte von Dietrichstein von ihm — und dieser Gesandte hatte Gelegenheit genug, ihn ganz genau zu beobachten — „Alles, was er auf dem Herzen hat, sagt er frei und unverholen, es treffe, wen es wolle, denn er haßt nichts mehr als Heuchelei." Ganz ebenso urtheilte auch der päbstliche Nuntius über ihn: „Der Prinz kann sich nicht verstellen, sondern was er auf dem Herzen hat, hat er auch auf den Lippen. Auch kann er Unwahrheit durchaus nicht leiden, und wen er einmal auf einer Lüge ertappt, den mag er nicht mehr." Kurz, darüber konnte man nicht im Zweifel sein, daß Don Carlos ein großer Freund der Wahrheit war, daß er eben deßwegen das entgegengesetzte Gefühl gegen diejenigen hegte, von

welchen er Ursache hatte zu glauben, daß sie die Heuchelei der Offenheit und die Falschheit der Redlichkeit vorzogen. Was nun endlich seinen Muth und seine Kühnheit betrifft, so schrieben die beiden venetianischen Gesandten Badoaro und Barbarigo anno 1562 übereinstimmend über ihn an den Senat von Venedig: „Der Prinz ist 17 Jahre alt, klein von Wuchs und nicht schön; aber der Ausdruck seines Gesichtes deutet auf großen Muth und wir haben alle Ursache zu glauben, daß er weit kriegerischer gesinnt ist, als sein Vater." Ganz ebenso beurtheilte ihn auch der obengenannte Dietrichstein, indem er von ihm sagte: „Was der Prinz sich vornimmt, will er ausgeführt haben, ohne sich durch Hindernisse abschrecken zu lassen, denn er besitzt ungemein viel Muth, aber freilich auch viel Hartnäckigkeit und Jähzorn."

In solcher Weise entwickelte sich Don Carlos in den Jahren 1562 bis 1565, und wenn man nun diese vortrefflichen Eigenschaften in das rechte Fahrwasser gelenkt hätte, so wäre ganz sicherlich ein ausgezeichneter Mensch und Regent aus ihm geworden. Sollte man also nicht meinen, Philipp II. werde nunmehr seine vorgefaßten Meinungen gegen den Sohn abgestreift haben und ordentlich stolz auf denselben geworden sein? Ja wohl, Philipp II. und stolz auf seinen Sohn! Nein, gerade umgekehrt, Furcht und Mißtrauen, wenn nicht gar Entsetzen flößten ihm diese Eigenschaften des Don Carlos ein, denn sie bildeten einen geraden Gegensatz gegen seinen eigenen Charakter. Man bedenke doch, Philipp II. kannte nie Milde und eben so wenig mildthätige Freigebigkeit, obwohl er des Geldes nicht schonte, wenn er gewisse Zwecke damit erreichen wollte! Man bedenke doch, Philipp II. hatte nie einen Freund, und wollte nie einen haben, sondern immer nur willenlose, unterthänige Diener! Man bedenke doch, Verstocktheit und Verstellung, oder doch wenigstens Verbergung aller seiner Gefühle war dem Könige zur andern Natur geworden, und alle Menschen, die sich offen, ehrlich und frei äußerten, mußten ihm daher ein Gräuel sein! Man bedenke endlich, wie sich Philipp II. in der Schlacht bei St. Quentin benahm, und man wird einsehen müssen, daß ihm das muthige Herz seines Sohnes nur Furcht einflößen konnte. „Es kann nicht anders sein," so dachte dieser mißtrauische Despot, „als daß mein Sohn nach Herrschaft und Macht trachtet, und er wäre fähig, mich bei meinem Leben des Königsthrones zu berauben!"

Das waren die Gefühle des Vaters gegen den Sohn und nun kann man sich denken, wie der Sohn von nun an behandelt wurde. Ausrotten wollte er jene vier schlimmen Eigenschaften, besonders den Freimuth und die Kühnheit, und darum begegnete er dem Don Carlos von nun an nur noch mit der schroffsten Härte und Kälte! Ein willenloser Untergebener sollte der Sohn werden, so gut als die andern Großen des Reichs, und darum drückte er ihn nieder in den Staub, fortwährend ihn wie einen Knaben behandelnd! Er, Philipp II.,

der in seinem sechzehnten Jahre geheirathet hatte und dann gleich darauf von seinem Vater, Karl V., während dessen Abwesenheit in Deutschland zum Statthalter-Regenten in Spanien ernannt worden war, Er bewilligte dem viel älteren Don Carlos auch nicht die geringste Selbstständigkeit und schlug ihm sogar die Bitte, nur wenigstens an den Staatsrathssitzungen theilnehmen zu dürfen, rundweg ab!

Zwar allerdings im Jahre 1564, nachdem Don Carlos neunzehn Jahre alt, und also nach spanischen Gesetzen volljährig geworden war, konnte Philipp II. nicht mehr umhin, demselben einen eigenen Hofstaat zu geben, allein wie setzte er nun diesen zusammen? Obristhofmeister (Mayordomo mayor) wurde Ruy Gomez de Silva, Fürst von Eboli — Don Garcia de Toledo, der frühere Ayo, war inzwischen gestorben — also der vertrauteste Diener des Königs, und Obriststallmeister Don Luis Quijada, ein demselben nicht minder ergebener Mann. Zum Beichtvater ernannte Philipp II. den Bruder Diego de Chaves, einen Gesinnungsgenossen des Don Diego Espinosa, und zu Hauskaplänen die Priester Francisco Osorio und Antonio Maurique. Die Stellen der Hausmeister (Mayordomi) erhielten Don Fadrique Enriquez und Don Fernando de Rojas, die Stellen der Kammerherren aber Don Diego de Acunna, der Marquis von Tavara, der Graf von Gelves und Don Alonso von Cordova. Weiter gab es einen Oberkammerherrn Don Pedro de Ulloa, nebst sieben Kammerjunkern und Hofcavalieren, und endlich noch eine Menge von Unterbediensteten. So z. B. vier Pagen, sechs Kammerdiener, einen Garderobemeister, zwei Palastaufseher, zwei Fouriere, einen Großmaulthiertreiber, einen Küchenmeister, einen Kellermeister, sechs Köche, vier Pastetenbäcker, einen Saucenbereiter, einen Barbier, und dann noch die gehörige Anzahl von Schneidern, Schustern, Wäscherinnen, Nähterinnen, Thürstehern, Laquaien und Pförtnern. In Abrede zu ziehen ist also nicht, daß der Hofstaat des Don Carlos ein mehr als genügender war; allein konnte ihn dieser Glanz dafür entschädigen, daß er in allem Uebrigen zu einer Null herabgewürdigt wurde? Ueberdem mußte es ihn nicht im höchsten Grade erbittern, daß der König, sein Vater, ihm nur Solche zu Dienern gab, welche früher in den Diensten des Königs selbst gestanden, und als dessen willenloseste Creaturen bekannt waren? Warum wurde es ihm denn nicht gestattet, dieselben oder auch nur einen Theil von ihnen nach seinem eigenen Ermessen auszulesen? Warum durfte er nicht wenigstens diejenigen zurückweisen, welche ihm in der Seele zuwider waren? Nun, die Antwort ist sehr einfach: die Diener, die man ihm gab, waren zugleich seine Aushorcher, denn Philipp II. hatte, wie wir weiter oben gesehen, das stärkste Mißtrauen gegen den Sohn gefaßt und da er, wie ich ebenfalls schon weiter oben sagte, Jeden, dem er mißtraute, so sorgfältig mit Spionen umgab, daß derselbe auch nicht einen einzigen

freien Athemzug mehr thun konnte, so machte er natürlich mit dem Infanten auch keine Ausnahme.

Welche Gefühle nun ein solches Spionirsystem in Don Carlos hervorrufen mußte, kann man sich denken und ehrlich gestanden, wer mochte es ihm verargen, wenn hierdurch auch das letzte Band der Liebe gegen seinen Vater vollends gelockert, wenn auch noch nicht ganz zerrissen wurde? Wer aber vollends kann es tadelnswerth finden, daß er gegen die Spione selbst ohne Ausnahme, also gegen alle seine Diener, der ganzen Reihenfolge nach, vom Fürsten Eboli an bis auf den niedersten Laquaien herab, die äußerste Zurückhaltung beobachtete? Wer endlich wird es nicht wenigstens als etwas Menschliches entschuldigen, wenn er bei manchen Gelegenheiten in furchtbarer Wuth auffuhr und seinem Jähzorn gegen diese seine natürlichen Feinde den vollsten Lauf ließ? Viele Fälle der letzteren Gattung sind von den Geschichtsschreibern aufbewahrt worden und einige der eclatantesten mögen hier Platz finden, damit sich der Leser sein Urtheil selbst bilde. Kurz nachdem der Infant seinen eigenen Hofstaat erhalten hatte, starb der zum Garderobemeister ernannte Edelmann, und Don Carlos sprach nun gegen seinen Vater den dringenden Wunsch aus, es möchte ein junger Cavalier ohne Vermögen, Namens Juan Estevez de Lobon, der sich mit vielen Bitten an ihn gewendet, zum Nachfolger des Verstorbenen gewählt werden. Es war dieß gewiß ein Wunsch, den kein Regent seinem volljährigen Sohne abgeschlagen hätte, allein Philipp II. ging nicht darauf ein, sondern gab die Stelle einem seiner eigenen Kammerdiener, mit Namen Garcia Alvarez Osorio, einem Neffen des Hauscaplans Osorio, denn diesen kannte er als „treu und ergeben“, das heißt als einen passenden Spion. Selbstverständlich konnte dieß dem Infanten nur unangenehm sein und er gönnte daher dem neuen Garderobemeister nicht nur kein gutes Wort, sondern gab ihm auch seinen Haß und seine Verachtung auf alle Weise zu erkennen. Was Wunder also, wenn Osorio so bald als möglich seines Postens entledigt zu werden suchte und die nächste beste Gelegenheit ergriff, um anderswo unterzukommen? So wurde die Stelle schon nach kurzem wieder vacant und abermals petitionirte Don Carlos für Juan Estevez de Lobon. Daraufhin erhielt der Fürst von Eboli vom Könige den Auftrag, mit dem Schützling des Infanten Rücksprache zu nehmen, und die Folge der Rücksprache war, daß de Lobon die gewünschte Anstellung bekam. Hierüber zeigte sich Don Carlos im höchsten Grade erfreut, denn er glaubte nun einen Diener gefunden zu haben, der schon aus Dankbarkeit ganz auf seiner Seite stehen werde, und er überhäufte daher denselben mit Freundschaftsbezeugungen. Ja er vertraute ihm sogar seine Privatkasse an und weihte ihn in alle seine Geheimnisse ein. Was geschah aber jetzt? Nach wenigen Wochen entdeckte der Infant, daß ihm gewisse Papiere fehlten, und nicht minder überzeugte er sich, daß der König Kenntniß von

Dingen habe, über die er mit Niemanden gesprochen, als nur allein mit dem neuen Garderobemeister. Derselbe mußte also nothwendig ein Verräther sein, und darüber gerieth Don Carlos in eine solche Wuth, daß er auf ihn losstürzte, um ihn zum Fenster hinauszuwerfen. Dieß verhinderten zwar die Hofleute, indem sie den Angegriffenen auf die Seite brachten, aber nun überströmte der Infant von Schimpfwörtern und befahl zuletzt, einen Proceß gegen den „Dieb und Schurken" einzuleiten Auch wurde der Proceß wirklich eingeleitet und Lobon verlor in Folge dessen seine Stelle. Von einer andern Strafe desselben ist dagegen nie etwas gehört worden und ohne Zweifel schlug also Philipp II. die Sache nieder.

Ein anderer Wuthausbruch des Infanten war gegen eine weit höhere Person gerichtet, nämlich gegen den Staatsrath und Präsidenten des Raths von Castilien, Don Diego Espinosa, unter welchem zugleich das Inquisitionsgericht der Hauptstadt Madrid stand. Damals — ich spreche vom Jahre 1564 — machte in genannter Hauptstadt ein Schauspieler, mit Namen Cisnéros, durch sein bedeutendes komisches Talent Aufsehen und Don Carlos ließ denselben daher mehrmals in's Schloß kommen, um sich an seinen Declamationen zu erfreuen. Natürlich wurde dieß dem Könige sogleich hinterbracht, und da derselbe befürchtete, es möchte bei solchen Gelegenheiten ein Spott gegen ihn selbst mitunterlaufen, so erhielt Espinosa Befehl, den Schauspieler aus Madrid zu entfernen. Cisnéros erhielt also einen Ausweisungsbefehl im Namen der heiligen Inquisition, allein statt sogleich zu gehorchen, wandte er sich an Don Carlos, damit dieser Fürbitte für ihn einlege. Solcher Bitte entsprach der Infant in einem eigenhändigen Schreiben an Espinosa, in welchem er wenigstens einen kurzen Aufschub beanspruchte, bis er mit seinem Vater gesprochen. Doch was geschah nun von Seiten des Don Diego? Ohne irgend Rücksicht auf die hohe Stellung des Infanten zu nehmen, wurde der Schauspieler sofort aus der Hauptstadt geschafft, und ihm zugleich bei Galeerenstrafe verboten, sich noch einmal an Don Carlos zu wenden. Espinosa glaubte dadurch zu verhindern, daß Letzterer etwas von der Sache erfahre, aber der Prinz erfuhr doch Alles, und im nämlichen Augenblicke, da er es erfuhr, begegnete ihm unseligerweise Don Diego, der eben aus des Königs Cabinet kam. „Elender Priester," schrie ihm nun der Prinz zu, „wie magst Du es wagen, meinem Willen so frech entgegenzutreten? Beim Himmel, ich hätte große Lust, Dich das mit Deinem Leben büßen zu lassen!" Mit diesen Worten zuckte er den Dolch und sprang auf Espinosa zu. Doch wie sofort der feige Dominikaner an allen Gliedern zitternd und unverständliche Worte der Abbitte flüsternd auf seine Kniee sank, warf ihm der Infant einen Blick der tiefsten Verachtung zu und wandte ihm alsbald den Rücken.

Derlei Scenen fielen während der Jahre 1562 bis 1565 mehrere vor

und die Lobredner des Königs Philipp II. benützten dieselben, um den Infanten als einen tollwahnsinnigen Wuthmenschen, welcher der größten Verbrechen fähig sei, hinzustellen. Allein wenn man jene Scenen vom richtigen Standpunkt aus betrachtet, waren sie nicht in der menschlichen Natur gegründet und hätte wohl Don Carlos bei seinem heftigen Temperament irgend anders handeln können? Gewiß, selbst wenn einer jener Elenden, welche — ob hoch oder niedrig — in seinen Dienst nur traten, um jede seiner Mienen zu belauschen und jedes seiner Worte, vielleicht sogar noch mit Zusätzen, zu denunciren -- selbst dann, wenn einer dieser Spione und Verräther seinem Zorn zum Opfer gefallen wäre, wer wollte den durch solche Niedertracht aufs Aeußerste gebrachten Infanten deßhalb verdammen? Doch es sollte in der Behandlungsweise des Don Carlos immer noch schlimmer kommen, bis endlich das Ganze in einem fast mehr als tragödienhaften Schluß zu Ende ging.

Nach unendlich langem Drucke war endlich dem Infanten Don Carlos im Jahre 1566 seine Lage unleidlich geworden. Aus diesem Leben, umgeben von nichts als Spionen; aus diesem Zwang und aus dieser Härte mußte er herauskommen, wenn er nicht geistig wie körperlich verkommen wollte. Er zählte jetzt volle Einundzwanzig und noch immer wurde er wie ein unmündiger Knabe behandelt. Er fühlte einen Thatendrang in sich, den er nicht mehr bezwingen konnte, und sein Vater verurtheilte ihn beharrlich zum Nichtsthun, zum elenden saftlosen Schlendrian. Sein Vater hatte mit dem sechzehnten Jahre sich seinen eigenen Hausstand gegründet und war mit dem siebzehnten Statthalter von Spanien geworden. Sollte er in seinem viel reiferen Alter hinter dem Vater zurückstehen? Nein, auch er wollte sich jetzt endlich seinen selbstständigen Hausstand gründen; auch er wollte als Statthalter über eine Provinz oder ein Königreich herrschen, und sein Vater war schuldig, ihm dieß so gut zu gewähren, als Karl V. es seinem Sohne Philipp gewährt hatte. Ueberdem war es nicht längst abgemacht, wen er heirathen solle, warum ihm also seine Braut noch länger vorenthalten? War ihm nicht längst die Provinz bestimmt, in welcher er den König, seinen Vater, zu vertreten hatte, wozu also das ewige Verzögern und Hinausschieben?

Die Heirathen der Könige und ihrer Erben gehörten in dem Zeitalter, in welchem unsere Geschichte spielt, zu den allerwichtigsten Staatsangelegenheiten und natürlich dachte man daher in Madrid schon sehr frühe daran, dem Infanten Don Carlos eine passende Braut auszusuchen. Nicht minder beschäftigten sich auch die übrigen katholischen Höfe, an denen es heirathsfähige Prinzessinnen gab, mit diesem heiklen Gegenstand und namentlich in Wien und Paris wurde viel darüber deliberirt. Ich will mich übrigens mit all' den Vorschlägen und Projecten, die in dieser Beziehung, sei's von dieser, sei's von jener Seite her

gemacht wurden, nicht lange aufhalten, sondern constatire blos, daß König Philipp II. schon im Jahre 1560 mit dem Kaiser Ferdinand I. von Deutschland, seinem Oheim, oder vielmehr mit dessen erstgeborenem Sohn und Erben, dem nachherigen Kaiser Maximilian II., ein vorläufiges Abkommen traf, wornach der Infant Don Carlos mit der Erzherzogin Anna, der ältesten Tochter Maximilians (sie war den ersten November 1549 geboren) im Verlauf der nächsten Jahre vermählt werden sollte. Definitiv jedoch wurde damals die Sache noch nicht beschlossen und noch viel weniger der Zeitpunkt genau festgesetzt, wann die Hochzeit vor sich zu gehen habe. Somit kann man es auch nicht gerade einen Treubruch nennen, daß Philipp II. im Jahr 1561 von diesem Heirathsproject wieder abging und dafür seinen Sohn mit der jungen Wittwe Maria Stuart, der Königin von Schottland, zu vermählen gedachte. Ja man kann ihm den letzteren Plan sogar nicht einmal verargen, denn einmal wäre durch Realisirung desselben ein Königreich erheirathet worden, und zum andern konnte man die königliche Macht in Schottland dazu benützen, den Protestantismus daselbst zu vernichten. Weil jedoch Maria Stuart von einer solchen Verbindung nichts wissen wollte — sie heirathete später, wie die Geschichte lehrt, ihren Vetter Darnley — so mußte der Plan nothgedrungen aufgegeben werden, und es blieb nun abermals keine bessere Parthie übrig, als obengenannte Erzherzogin Anna von Oestreich. Die Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe wurden also anno 1563 wieder angeknüpft und da die Eltern der jungen Erzherzogin, sowie auch deren Großvater, der Kaiser Ferdinand, nichts sehnlicher wünschten, als den Abschluß der Heirath, so kam es blos auf den König Philipp an, die Sache sofort zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Allein merkwürdig — auf einmal suchte Philipp II. die Heirath unter allerlei Vorwänden hinauszuziehen. „Sein Sohn sei kränklich und noch sehr jung," ließ er dem östreichischen Gesandten Don Martin de Guzmann, der im Namen seines Monarchen auf ein sofortiges Definitivum drang, durch den Herzog von Alba eröffnen, „und darum könne, trotzdem er selbst das Gegentheil sehnlichst wünsche, die Zeit der Vermählung noch nicht genau festgestellt werden." Zu einer andern Antwort konnte Don Guzmann den König Philipp nicht bringen und ebensowenig vermochte dieß später der Nachfolger Guzmanns, der Freiherr von Dietrichstein, so viele Mühe derselbe sich auch gab. Ja selbst als vom Jahre 1564 an die Gesundheit des Infanten bewiesenermaßen vollständig hergestellt war und Freiherr v. Dietrichstein dieß dem König Philipp bemerklich machte, blieb letzterer mit größter Hartnäckigkeit dabei, „sein Sohn sei noch zu jung und zu schwächlich, und man müsse daher die Hochzeit noch einige Zeit hinausschieben."

Welches war nun aber der wahre Grund dieser Verschleppung? Er läßt sich mit Händen greifen. Der Infant Don Carlos betrachtete sich, nachdem

sich Maximilian, der Vater Annas, anno 1562 selbst mit ihm in Correspondenz gesetzt hatte, als den Bräutigam der Erzherzogin und weil sie ihm nach dem Empfang ihres Portraits ausnehmend wohl gefiel, so erklärte er bereits im Jahr 1563 ebenso laut als bestimmt, er werde nie eine Andere heirathen. Noch mehr, der Infant verlangte später, im Jahr 1564, in leidenschaftlichem Tone von seinem Vater, daß dieser den Hochzeitstag endlich bestimme, und überdieß berichteten die Spione, mit denen Don Carlos beständig umgeben war, daß er das Bildniß Annas oft mit den zärtlichsten Gefühlen betrachte. Konnte nun, wenn die Sachlage sich so verhielt, Philipp II. die Heirath zugeben? Nein, gewiß nicht, denn schon das erfüllte ihn mit Ingrimm, daß der Sohn einen eigenen Willen äußerte, statt sich blos demüthig den Entschließungen des Vaters zu unterwerfen. Noch unerträglicher war für den König der Gedanke, daß er dem Sohne, wenn er die Heirath zugebe, einen Lieblingswunsch erfülle, während er doch seit lange gewohnt war, alle und jede Wünsche des ihm so sehr verhaßten Jünglings zu durchkreuzen. Ja, wenn Don Carlos einen Widerwillen gegen die Erzherzogin gehabt, wenn er sich geweigert hätte, derselben die Hand zu reichen, dann sicherlich würde Philipp II. die Heirath dictirt haben; so aber — nein, unter den bewußten Umständen mußte er consequenter Weise das Gegentheil thun. Dazu kam noch ein anderer, nicht minder in's Gewicht fallender Umstand. Es stellte sich nämlich im Herbste 1563 heraus, daß die Königin Elisabeth sich in gesegneten Umständen befinde, und es war also sehr leicht möglich, daß sie einem Sohn das Leben gab. Wie nun aber, wenn Philipp II. den Don Carlos heirathen ließ? Dann konnte dieser ebenfalls einen Sohn bekommen und besagter Sohn wäre der Erbe der spanischen Krone und Besitzungen geworden. Wenn aber der König dem Don Carlos das Heirathen versagte, so kam nothwendigerweise der Sohn Elisabeths nach dem Absterben des Infanten auf den Thron von Spanien, und dieses Absterben ließ vielleicht nicht einmal allzu lange auf sich warten. So dachte Philipp II. in seinem Innersten und nunmehr kennt der Leser den wahren Grund, warum die Heirath des Don Carlos mit Anna von Oestreich unter ganz ungerechtfertigten Gründen immer wieder von Neuem hinausgeschoben wurde.

Man kann sich denken, wie sehr die vorher schon große Erbitterung des Don Carlos gegen seinen Vater durch eine solche Behandlung sich steigern mußte; allein nun kam im ersten Frühjahr 1567 eine noch weit tiefer gehende Kränkung hinzu — eine Kränkung, welche selbst eine weit kaltblütigere Natur als die des Infanten unmöglich hätte ertragen können. Schon bei seinem Abzug aus den Niederlanden, im Jahr 1559, hatte Philipp II. den dortigen Generalstaaten versprochen, daß er ihnen seinen Sohn Don Carlos zum Statthalter geben werde, sobald derselbe ein entsprechendes Alter erreicht haben

würde. Dieses sein Versprechen wiederholte der König später mehrmals von Madrid aus und Don Carlos war also berechtigt anzunehmen, daß jener hochwichtige Posten für ihn bestimmt sei. Von Jahr zu Jahr jedoch zögerte Philipp II., sein gegebenes Wort zu verwirklichen, und je mehr sein Sohn darauf drang, nach den Niederlanden geschickt zu werden, um so weniger willig zeigte sich der Vater. Da begannen zu Anfang des Jahrs 1566 in Flandern jene Unruhen, welche später zur Rebellion — die Gründe, aus denen die Rebellion entstand, werde ich dem Leser im nächsten Kapitel des Näheren auseinandersetzen — führten, und eine traurige Botschaft nach der andern lief von der Statthalterin der Niederlande, der Herzogin von Parma, ein. Zu gleicher Zeit mit den schlimmen Botschaften kamen auch zwei Abgesandte des niederländischen Adels, der Marquis de Bergh und der Baron von Montigny, an dem Hoflager von Madrid an, um dem König Vorstellungen wegen der Mißregierung in den Niederlanden zu machen, und man begann also im Cabinette Philipps II. endlich einzusehen, daß irgend etwas geschehen müsse, wenn die Ordnung in den Niederlanden aufrecht erhalten werden solle. Was jedoch geschehen müsse, darüber waren die Meinungen getheilt, oder vielmehr es standen sich zwei Ansichten schroff gegenüber, die der Milde und Versöhnung und die der Härte und blutigen Unterdrückung. Die letztere vertrat der Herzog von Alba, welcher mit all' der ihm innwohnenden Energie daraufdrang, gegen die Niederländer mit der unerbittlichsten Strafe vorzugehen, um ihnen das Gelüste zum Revoltiren ein für allemal zu vertreiben, denn Furcht sei von jeher das beste Mittel gewesen, die Unterthanen im Zaum zu halten. Der Fürst von Eboli dagegen stimmte für Milde, das ist für ein versöhnendes Eingehen in die Wünsche der sich bedrückt fühlenden Niederländer und meinte, das persönliche Erscheinen Philipps II. in Brüssel würde dorten schnellstens Alles wieder in's alte Geleise bringen. Ganz eben so, wie er, dachten auch noch verschiedene andere Rathgeber des Königs, wie insbesondere der Herzog von Feria, und selbst die Herzogin von Parma, die Statthalterin der Niederlande, erklärte fast in allen ihren Briefen, daß die persönliche Gegenwart Philipps für die aufgeregten Provinzen das beste Beruhigungsmittel sein würde. Umgekehrt aber hielt es der schon damals höchst einflußreiche Don Diego Espinosa mit dem Herzog von Alba und natürlich ward er von den sämmtlichen Mitgliedern der hochheiligen Inquisition mit aller Macht secundirt. Was den König selbst betrifft, so beobachtete er nach Gewohnheit längere Zeit ein unverbrüchliches Stillschweigen und deutete weder durch ein Wort noch eine Handlung darauf hin, für welche der beiden entgegengesetzten Ansichten er sich schließlich entscheiden werde. Wie nun aber die beiden niederländischen Abgeordneten Montigny und Bergh das Verlangen aussprachen, der König solle ihrem Vaterlande durch

die Ernennung des Infanten Don Carlos zum Statthalter desselben den Frieden geben, und wie der Infant selbst dieses Verlangen ganz rückhaltslos zum seinigen machte, indem er sich dabei auf das früher gegebene Wort Philipps II. berief, da entschied sich dieser sofort dafür, daß er selbst nach den Niederlanden gehen werde, jedoch in Begleitung des Infanten. Seinen Sohn „allein“ nach Brüssel zu senden, dieß ging ihm ganz gegen den Sinn, weil derselbe sich dort möglicherweise „unabhängig“ machen konnte; ihn aber in Madrid zurückzulassen — nein, das war ebensowenig nach seinem Geschmack, denn er hätte ihm ja in diesem Falle die Statthalterschaft über Spanien nach altspanischem Königsbrauche überlassen müssen. Sofort theilte er seiner Schwester in Brüssel den von ihm gefaßten Entschluß, selbst nach den Niederlanden zu in einem eigenhändigen Schreiben — es ist vom 27. November 1596 datirt — mit und erließ dann die nöthigen Befehle, um eine gehörige Truppenmacht im Mailändischen und an den Grenzen Deutschlands aufzustellen. Mit dieser Truppenmacht, die ihn nach Brüssel begleiten sollte, hoffte er die Pacification der Niederlande in kürzester Frist zu Stande zu bringen und schon daraus ist ersichtlich, was er sich unter dem Wort „Pacification“ dachte. Doch lassen wir dieß für jetzt, um etwas Näheres über die beabsichtigte Reise des Königs nach den Niederlanden zu erfahren.

Zugleich mit dem Schreiben an die Herzogin von Parma in Brüssel ging auch eines an den Pabst ab, in welchem Philipp II. diesen davon benachrichtigte, daß er mit den revoltirenden Ketzern in Flandern kurzes Federlesen machen werde, und der Hof von Rom bezeugte seine höchste Genugthuung hierüber. Nicht minder fühlte sich Don Carlos freudigst erregt, als er erfuhr, daß ihn sein Vater mit nach Brüssel nehmen werde, besonders als dieser noch hinzusetzte, er habe im Sinne, ihn, seinen Sohn, nach geschehener Pacification in den Niederlanden als Statthalter zurückzulassen. Auch wurden nun alle Vorbereitungen zu der beabsichtigten Reise getroffen, und zwar von Seiten des Königs so gut wie von Seiten des Don Carlos, und namentlich ließ der letztere für nicht weniger als 12,000 Goldgulden Dienstpferde in Castilien aufkaufen. Er war also fest überzeugt, daß die Reise eine Wahrheit werden würde, und wie hätte er es nicht sein sollen, da nicht nur am 19. März 1567 alle niederen und höheren Beamten des königlichen Hofstaats Befehl erhielten, sich sofort zur Abreise bereit zu halten, sondern auch der Herzog von Francavilla, der Vicekönig von Catalonien, ebenfalls am 19. März angewiesen wurde, Alles so einzurichten, daß der König sich in den nächsten Wochen in Barcellona einschiffen könne? Noch mehr — der König machte seine ganze Reiseroute bekannt und man erfuhr, daß er in Genua an's Land gehen, dann in Mailand mit Pius V., später in Innsbruck mit Maximilian II. eine Zusammen-

kunft haben und endlich dem Rheine entlang nach den Niederlanden ziehen werde. Ja selbst der Tag der Abreise wurde zu Anfang des April festgesetzt, nämlich der erste Mai 1567, und man kann sich nun denken, welche Geschäftigkeit am Hofe von Madrid in den damaligen Tagen herrschte! Doch siehe da, am 15. April erfuhr man plötzlich, daß Alles eine ungeheure Lüge gewesen sei, um die wahre Absicht des Königs zu maskiren, denn dieser hatte schon längst beschlossen, nicht selbst nach den Niederlanden zu gehen, sondern vielmehr den Herzog von Alba dahin zu senden, damit er den Leuten dorten das Gelüste zum Revoltiren auf „seine" Weise für immer und ewig vertreibe.

Die erste Vollmacht nämlich, welche der Herzog von Alba von Philipp II. erhielt, ist schon vom 1. Dezember 1566 datirt und auf diese folgte am 31. Dezember eine zweite, welche dem Herzog, als dem Nachfolger der Herzogin von Parma, eine unbeschränkte Gewalt einräumte. Diese Vollmachten aber, sowie überhaupt die Ernennung Albas zum Statthalter der Niederlande, sollten durchaus geheim gehalten werden, so lange es nur irgend ging, denn wenn die Niederländer die Sache zu bald erfuhren, so war es nur zu wahrscheinlich, daß sie sich, weil der Herzog, von dessen Namen schon der Schrecken ausging, bei ihnen furchtbar verhaßt war, zur Gegenwehr rüsteten, und dann hatte man einen Krieg mit ihnen zu führen, während man sie im entgegengesetzten Fall wehrlos abschlachten konnte. Ueberdem befürchtete Philipp II., die große Partei an seinem Hofe, welche für Milde und Versöhnung gegen die Flandrer gestimmt war, möchte ihn zu bewegen suchen, die Ernennung Albas wieder zurückzunehmen und, wenn er, der König, nicht selbst nach Brüssel reisen wolle, wenigstens einen minder verhaßten Granden dahin zu senden. So hatte denn kein Mensch eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt und noch am Morgen des 15. April hätte alle Welt geschworen, Philipp II. begebe sich am 1. Mai mit seinem Infanten auf die Reise nach Brüssel. Da am Mittag des genannten Tages traf der Herzog von Alba von Madrid im Schlosse von Aranjuez ein, wohin der Hof, wie meist im Frühjahre, seit etwa einer Woche übergesiedelt war, und wurde alsbald vom Könige in einer langen Audienz, ohne daß irgend ein anderer Minister dabei gegenwärtig gewesen wäre, empfangen. Unmittelbar nach beendigter Audienz ließ sich der Herzog beim Infanten Don Carlos anmelden und wurde von diesem sogleich empfangen.

„Ich komme," begann sofort Alba ohne weitere Einleitung, „ich komme, um mich bei Eurer Königlichen Hoheit auf geraume Zeit zu verabschieden."

„Zu verabschieden?" sagte der Prinz, ziemlich erstaunt aufsehend. „Sie gedenken also eine Reise anzutreten?"

„Ja," erwiderte der Herzog in kalter, fast höhnischer Weise. „Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, sendet mich nach den Nieder-

landen, um dorten an der Stelle der Frau Herzogin von Parma den Statthaltereiposten zu übernehmen."

Dem Infanten stieg alles Blut in den Kopf und dann wurde er wieder so blaß wie der Tod. „Nicht möglich!" rief er, die Worte nur mühsam herauspressend. „Nein, es ist rein unmöglich! Der König, mein Vater, wiederholte mir ja erst gestern noch, daß ich mich auf den ersten Mai parat zu halten habe, um die Reise nach Brüssel zugleich mit ihm anzutreten. Was Sie mir also jetzt sagen, Herzog, muß auf einem Irrthum beruhen."

„Seine Majestät," versetzte der Herzog von Alba in noch höhnischerer Weise, „hat sich eines Andern besonnen und mir den Auftrag gegeben, in den flandrischen Landen die Ordnung wieder herzustellen. Erst wenn dieß geschehen ist, wird mein allergnädigster Herr mit Eurer Königlichen Hoheit die Reise dahin antreten."

„Nein," schrie Don Carlos, in dem nun der furchtbarste Zorn kochte; „nein, das darf nicht sein. Wenn der König, mein Vater, es vorzieht in Spanien zu bleiben, so ist es an mir, statt seiner, nach den Niederlanden zu gehen, denn ich bin der Erbe des Throns."

Seine Augen flammten, als er so sprach, und er trat ganz hart auf den Herzog zu. Dieser aber blieb so kalt wie Eis und nicht eine Miene zuckte in seinem Gesichte. „Mein Prinz," entgegnete er sofort, „der Auftrag, der mir von Seiner Majestät geworden, ist mit nicht wenig Gefahren verknüpft und Eure Königliche Hoheit besitzen ein viel zu kostbares Leben, als daß Seine Majestät der König . . . . . ."

„Das mir?" schrie Don Carlos, ohne den Herzog vollenden zu lassen. „Bin ich ein Kind, das man hüten muß? Ich sage Ihnen, Herzog, Sie gehen nicht nach Flandern, oder beim ewigen Gott, ich renne Ihnen meinen Dolch in den Leib."

Vor Wuth außer sich, zückte er den Dolch; aber der Herzog, ein sehr starker Mann, fiel ihm sogleich in den Arm und hielt denselben so fest, daß er ihn fast gebrochen hätte. Dadurch kam Don Carlos wieder zur Besinnung und sich mit aller Gewalt losreißend, stürzte er aus dem Zimmer.

Man kann sich denken, welch' ungeheures Aufsehen der eben geschilderte Auftritt am ganzen Hofe machen mußte, und alle Welt war fest überzeugt, Philipp II. werde seinem Sohne eine harte Strafe auferlegen. Allein zum Staunen Jedermanns kam es gerade umgekehrt, denn der König hielt es noch nicht an der Zeit, den furchtbaren Plan zu verwirklichen, mit dem er gegen Don Carlos ganz unbezweifelt schon damals schwanger ging. Somit suchte er den so schwer Gekränkten, der über dieser Kränkung das Bett hüten mußte, durch Gunstbezeugungen zu beschwichtigen, und erhöhte nicht blos seine Ein=

künfte von jährlichen 60,000 auf 100,000 Ducaten, sondern ernannte ihn auch zum Präsidenten des Staats= wie des Kriegsraths. Ja noch mehr, er versprach ihm feierlichst, ihn demnächst, d. h. nach den ersten Erfolgen des Herzogs von Alba, mit sich nach den Niederlanden nehmen zu wollen, um ihm dann die dortige Statthalterei zu übertragen, und schickte gleich nachher zu Anfang des Juni, damit das Maaß der Gnade überlaufe, seinen Hofmarschall Don Luis Venegas de Figueroa als außerordentlichen Gesandten nach Wien, mit dem officiellen Auftrag, die Heirath des Don Carlos mit der Erzherzogin Anna fertig zu bringen.

In solcher Weise benahm sich Philipp II. jetzt fast unmittelbar nach der Einschiffung des Herzogs von Alba nach den Niederlanden gegen seinen Sohn Don Carlos, und wie hätte nun dieser über eine solche totale Gesinnungsveränderung seines Vaters nicht überglücklich sein sollen? Und nicht blos überglücklich war er, sondern auch dankbar, denn von der Stunde an präsidirte er regelmäßig den Sitzungen des Staatsraths und zeigte sich dabei so taktvoll, als wäre er schon lange in die Geschäfte eingeweiht gewesen. Ueberdem bewies er den größten Eifer, sich über Alles genau zu orientiren, und wenn er an der Spitze der Staatsräthe zum Könige ging, um demselben über die gefaßten Beschlüsse Bericht zu erstatten, so that er es mit einer Ehrerbietung, welche nicht inniger und tiefer hätte sein können. Kurz, das Betragen des Infanten ließ nichts zu wünschen übrig und wenn daher der König fortgefahren hätte, seinen Sohn durch ein liebevolles Entgegenkommen zur Geltung gelangen zu lassen, so würde er in letzterem ganz sicherlich einen ausgezeichneten Thronnachfolger gewonnen haben. Allein es sollte jetzt schnell ganz anders kommen und zwar in einer für den Leser, der nicht mit der Geschichte des Don Carlos schon zum voraus näher bekannt ist, gewiß überraschenden Weise.

Wir haben weiter oben gesehen, welch' tiefer Haß den Infanten gegen alle diejenigen beseelte, die ihn als Spione und Aufpasser umgaben, und man kann sich nun wohl denken, daß diese den Haß in demselben Maaße zurückgaben. Freilich meist nicht offen und ehrlich, sondern nur heimlich und unter der Hand, aber eben damit auch in um so wirksamerer Weise. Unter diese Hauptfeinde nun gehörte außer dem Herzog von Alba und dem Don Diego Espinosa, der seit dem Jahre 1566 Großinquisitor geworden war, insbesondere der Fürst von Eboli, Ruy Gomez de Silva, welchem Philipp II., wie wir wissen, schon lange die Hauptüberwachung des Sohnes übertragen hatte, und der Fürst trieb seinen Haß sogar so weit, daß er den Infanten nur allzu gerne ganz beseitigt gesehen hätte. Natürlich, denn wenn Don Carlos einstens auf den Thron gelangte, durfte man es da nicht als gewiß annehmen, daß er diejenigen, welche ihm jetzt feindlich gegenüber standen, mit seinem schwersten

königlichen Zorne heimsuchen würde? Ruy Gomez also haßte den Prinzen von tiefster Seele und deßhalb versäumte er auch keine Gelegenheit, den König Philipp mehr und mehr gegen den Sohn zu entflammen. Es gelang ihm auch nur zu gut; allein was war denn das, daß jetzt im Sommer 1567 das Verhältniß auf einmal ein anderes wurde? Daß der Vater dem Sohn mit Liebe entgegenkam und anfing ihn wie seinen Erben zu behandeln? Sollte es dem Könige mit dieser seiner zur Schau getragenen Sinnesänderung wirklich ernst sein, oder heuchelte er dieselbe nur, um den Sohn desto mehr in Sicherheit zu wiegen? Darüber mußte der Fürst von Eboli Klarheit haben und zum Glück hatte er ein Mittel an der Hand, sich diese Klarheit zu verschaffen.

Eines Tags vor jetzt fast anderthalb Jahren, als das Verhältniß des Infanten zu seinem Vater ein noch sehr gereiztes war, besuchte Don Carlos die Königin, seine Mutter, und traf dort die Fürstin von Eboli, sowie seinen Oheim, Don Juan von Oestreich. Das Gespräch drehte sich um die Thaten des verstorbenen Kaisers, Karls V., sowie insbesondere um die vielen großen Reisen, die er gethan. „O," murmelte Don Carlos mit Hohn vor sich hin, „was die großen Reisen anbelangt, so können diejenigen meines Vaters, des Königs, denen meines Großvaters, des Kaisers, jedenfalls die Stange halten," und während er dieß vor sich hinflüsterte, nahm er von einem nahen Schreibtisch einen großen Bogen Papier, um ihn in zehn oder zwölf kleine lose Blätter zu zerschneiden. Dann schrieb er mit breiten Lettern auf das erste Blatt: „die großen, bewunderungswürdigen Reisen des Königs, Don Philipps II. von Spanien." Das zweite Blättchen erhielt die Aufschrift: „die Reise von Madrid nach dem Escurial;" das dritte: „die Reise vom Escurial nach Toledo;" das vierte: „die Reise von Toledo nach Madrid;" das fünfte: „die Reise von Madrid nach Aranjuez;" das sechste: „die Reise von Aranjuez nach El-Pardo;" das siebte: „die Reise von El-Pardo nach dem Escurial;" das achte — doch es dürfte gleichgültig sein, was die weitern Blätter für eine Aufschrift bekamen, denn die satyrische Absicht geht aus dem Bisherigen schon genugsam hervor. Genug also, die Blätter erhielten sämmtlich ihre Ueberschrift und dann barg sie der Prinz in einem kleinen Büchelchen, das ebenfalls auf dem Schreibtisch lag. Dieses Büchelchen aber nahm gleich darauf die Königin in die Hand, und nachdem sie über die Aufschriften herzlich gelacht, fragte sie den Infanten, ob sie die Blätter behalten dürfe. „Gewiß," erwiderte er, und wie er dieß sagte, trat ein Kammerherr in's Zimmer mit der Meldung, der König sei plötzlich von einer Schwäche befallen worden. Sogleich erhob sich nun die Königin, um zu ihrem Gatten zu eilen, doch vergaß sie es nicht, das Büchelchen vorher in einen Schrank zu werfen, welchen sie abschloß. Mit der Königin erhoben sich auch Don Carlos und Don Juan von Oestreich, denn ihre Pflicht war es,

die Königin zu geleiten. So blieb denn die Fürstin von Eboli für den Augenblick allein zurück und von der furchtbarsten Neugierde getrieben, rannte sie zu dem Schranke, der das Büchelchen barg. Ein Moment und sie hatte denselben erschlossen, denn sie besaß als Obristhofmeisterin der Königin zu allen Schlössern Nachschlüssel. Ein zweiter Moment und sie hielt die losen Blätter in der Hand. Ihre Freude war grenzenlos, da sie nun die Königin so gut wie den Infanten in der Hand zu haben glaubte, und alsobald beschloß sie, sich in den Besitz der Blätter zu setzen. Sie nahm also einen zweiten Bogen Papier, zerschnitt ihn, wie vorhin Don Carlos, in zwölf lose Blätter, überschrieb diese Blätter in derselben Weise, wie Don Carlos gethan, fügte sie dann in das Büchelchen und verschloß dieses wieder im Schranke. Nachdem sie damit zu Ende war — und es glückte ihr dieß, ohne von irgend Jemanden dabei überrascht zu werden — eilte sie schnellstens nach den Gemächern ihres Gemahles und weihte ihn nicht nur in das Geheimniß ein, sondern gab ihm auch die gestohlenen Original-Blätter zur Aufbewahrung, um sie bei passender Gelegenheit zu benützen. Etwa zwei Stunden später kehrte die Königin in ihre Appartements zurück und ihr Erstes war, nach dem kleinen Büchelchen zu sehen. Es lag gut verschlossen im Schranke an seinem alten Platze, wie es ihr schien gänzlich unberührt. Schon wollte sie den Schrank wieder verschließen, da fiel ihr ein, daß es doch eigentlich gefährlich sei, ein solch' satyrisches Machwerk aufzubewahren, und schnell entschlossen, warf sie das Büchelchen mit seinem Inhalt in das Kaminfeuer. Auch war sie nachher recht froh darüber, daß sie es gethan habe, und nie, gar nie kam ihr auch nur die geringste Ahnung, daß die satyrischen Blättchen noch immer vorhanden seien.

Anderthalb Jahre lang hatte der Fürst von Eboli die bewußten Blättchen aufbewahrt, ohne irgend von ihnen zu sprechen. Da im Sommer 1567 rühmte eines Abends Philipp II. gegenüber dem Fürsten von Eboli seinen Sohn Don Carlos wegen der großen Folgsamkeit und noch mehr wegen des ehrerbietigen Benehmens, das derselbe gegen ihn, den König, an den Tag lege, und diese Gelegenheit beschloß der Fürst zu benützen, um sich über die wahre Gesinnung des Königs Klarheit zu verschaffen.

„Ja, Majestät," erwiderte daher Ruy Gomez mit seinem gewöhnlichen Lächeln; „es scheint in der That, als ob Seine Königliche Hoheit der Infant im Betragen gegen Ihre Majestät sich ganz von innen heraus geändert habe. Aber . . . ." Hier schwieg er, die Augen zu Boden geheftet.

„Aber?" wiederholte der König. „Ich befehle Ihnen den Satz zu vollenden."

„Nun, ich denke," fuhr der Fürst von Eboli fort, „daß die Aenderung des Infanten nur Verstellung ist, denn ich könnte Eurer Majestät Etwas erzählen, welches Sie über die wahre Gesinnung Ihres Sohnes aufklären würde."

„Erzählen Sie," verlangte sofort Philipp II. kurzweg.

Der Fürst begann natürlich in der Minute seinen Bericht und daß er dabei den Infanten nicht schonte, kann man sich denken; die Königin dagegen ließ er so ziemlich aus dem Spiele, wohl wissend, daß er durch ihre Verdächtigung möglicherweise sich selbst den größten Schaden zufügen könnte. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Philipp II. zu; aber nicht ein Zug seines kalten Gesichtes änderte sich während der Erzählung, sondern es war gerade, als wenn die Natur ihn aus Stein gebildet hätte.

„Ich wünschte das Büchlein mit den losen Blättern zu sehen," sagte der König, nachdem Ruy Gomez mit seinem Berichte zu Ende gekommen war.

„Der Zufall," erwiderte der Fürst von Eboli, „wollte es, daß ich es heute zu mir steckte, und ich kann also Eurer Majestät augenblicklich damit aufwarten."

So sprechend griff er in seine Seitentasche und zog das Büchelchen hervor; der König aber blätterte es sofort durch, indem er jede Ueberschrift einem genauen Scrutinium unterwarf. „Es ist seine eigene Handschrift; ich kann mich darüber nicht täuschen," murmelte er endlich und versank dann in ein tiefes Nachdenken. Nach einigen Minuten jedoch war er wieder der frühere und daraufhin gab er das Büchlein dem Fürsten zurück, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Es war nun selbstverständlich, daß Philipp II. über den Hohn, der in den losen Blättern lag, im höchsten Grade beleidigt sein mußte, und zwar um so mehr, als ihn der Fürst von Eboli auf dem Glauben ließ, Don Carlos habe diese Satyre erst in den letzten Tagen, nicht schon vor anderthalb Jahren gemacht. Dessenungeachtet fuhr er fort, dem Sohne das größte väterliche Wohlwollen zu zeigen, und nichts, auch gar nichts deutete darauf hin, daß seine wahren Gefühle ganz andere seien. Jetzt wußte Ruy Gomez, wie er diese anscheinende Sinnesänderung des Königs aufzunehmen habe; er wußte, daß der König die Sinnesänderung nur heuchle, weil er es noch nicht für an der Zeit hielt, offen mit seinem Haß hervorzutreten.

Und furchtbar groß war diese Heuchelei, so groß, daß er seine ganze Umgebung, ja ganz Europa — den Fürsten von Eboli und einige Wenige von den Eingeweihten allein ausgenommen — damit täuschte! Alle Welt sollte glauben, daß er ein liebender, guter Vater sei, dem nichts mehr am Herzen liege, als alle gerechten Wünsche seines Sohnes zu befriedigen. Zu diesem Behufe hatte er den Infanten zum Präsidenten des Staats- wie auch Kriegsraths ernannt und jetzt, nachdem er die Geschichte mit den losen Blättchen vernommen, überließ er ihm gar noch die selbstständige Leitung von einer Menge anderer Kriegsangelegenheiten. Zu diesem Behufe hatte er seinen Hofmarschall Venegas nach Wien gesandt, um die Heirath des Don Carlos mit der Erz-

herzogin Anna definitiv in's Reine zu bringen, und jetzt erlaubte er gar dem Sohne, der designirten Braut die kostbarsten Präsente nachzusenden, unter anderem einen 30,000 Thaler werthen Diamantring, in welchem des Prinzen Portrait eingegraben war. Zu diesem Behufe hatte er dem Sohne versprochen, mit ihm in diesem Jahre noch nach Flandern zu gehen, um ihn daselbst als Statthalter zurückzulassen, und jetzt betrieb er die Anstalten zu dieser Reise mit einem Eifer, welcher jeden Zweifel an der Lauterkeit seiner Absichten niederschlagen mußte. Am 15. Juli zum Beispiel forderte Philipp II. den Infanten vor dem ganzen Hofe auf, die Vorbereitung zur Abreise zu beschleunigen, und zugleich ward der französische Gesandte um Päße angegangen, damit der Pferdetroß zu Lande über Frankreich transportirt werden könne. Am 21. Juli erklärte der König den Cortez von Castilien, daß er in den nächsten Wochen nach den Niederlanden abgehen werde, und auf eine Anfrage des päbstlichen Nuntius erwiderte er, daß es ihm nur angenehm sein könne, den Herrn Gesandten in seinem Gefolge zu sehen. Schon vorher waren in Portugal, Asturien und Galicien Schiffe gemiethet worden, um die mitzunehmenden Truppen zu transportiren, und jetzt legte man auch in Alicante und Karthagena Magazine für Lebensmittel an. Ende Juli ging der für die Besorgung der Einschiffung — die Reise sollte zur See gemacht werden — ernannte Commissär nach dem Hafen Corunna ab und ihm auf dem Fuße folgten die Marschälle, welche die Nachtquartiere für den König und sein Gefolge von Madrid bis nach Corunna zu bestellen hatten. Anfangs August kam Pedro Malendez, welcher damals für den ersten Schiffskapitän in der Welt galt, in Corunna an, um den Oberbefehl über die Galeere, auf welcher Philipp II. die Ueberfahrt machen wollte, zu übernehmen, und sofort wurde die königliche Garderobe eingepackt. Endlich erhielten die Leibwachen Befehl, sich für jeden Tag parat zu halten, und dann sandte man die große Königsflagge von purpurrothem Damast mit dem Andreaskreuz nach Corunna, um sie auf dem Königsschiffe daselbst aufzuhissen.

So standen die Angelegenheiten zu Anfang des Monats September 1567 und der Infant Don Carlos schwamm um so mehr in Wonne, als sein Vater ihn eben jetzt versicherte, die Heirathsunterhandlung sei so glücklich zu Ende geführt, daß die Hochzeit sogleich nach der Ankunft in Innsbruck — dort wollte Philipp II. in Begleitung seines Sohnes mit der kaiserlichen Familie zusammenkommen — statthaben könne. Da ritt am 19. September Vormittags in der Frühe ein Kurier des Herzogs von Alba in Madrid ein, und kaum hatte dieser seine Depeschen abgegeben, so beeilte man sich, dieselben dem Könige, der sich gerade im Escurial befand, zu übermachen. Daraufhin berief Philipp II. den Fürsten von Eboli nebst dem neuen Großinquisitor Espinosa zu einer geheimen Berathung, welche mehrere Stunden in Anspruch nahm, und unmittelbar

nachher entstand unter den Großen des Hofes ein ganz eigenthümliches Geflüster. Ja, schon nach wenigen Stunden hieß es allgemein, es seien höchst wichtige Nachrichten aus Flandern eingetroffen, welche auf des Königs Entschlüsse in Betreff der niederländischen Reise einen mächtigen Einfluß ausüben würden. Auch dem Infanten Don Carlos kam etwas dieser Art zu Ohren und er eilte deßhalb nach dem Escurial, um sich dort Gewißheit zu holen. Allein der König verweigerte ihm die erbetene Audienz und ebensowenig gab ihm Ruy Gomez, der Fürst von Eboli, welchem er Abends begegnete, irgend nähere Auskunft. Verstimmt und im höchsten Grade beunruhigt, ritt der Infant nach Madrid zurück, um sich in seine Gemächer im Schlosse zurückzuziehen. Da, wie es schon ganz dunkel war, führte Ruy Diaz de Quintanilla, sein Barbier, welchem er ganz unbedingtes Vertrauen schenkte, heimlicherweise einen tief in seinen Mantel verhüllten Herrn bei ihm ein und wie dieser die Mantelcapuze zurückschlug, erkannte der Prinz in ihm den Herrn Florence von Montmorency, Baron von Montigny, den niederländischen Abgesandten, dessen ich bereits weiter oben kurz erwähnte.

„Sie hier?“ rief Don Carlos, nicht wenig erstaunt aufspringend.

„Ja, mein Prinz,“ erwiderte der Baron in leisem Tone, indem er zugleich den Finger auf den Mund legte, „und ich bitte um eine längere geheime Unterredung, da ich Ihnen höchst Wichtiges mitzutheilen habe.“

Don Carlos gab seinem getreuen Barbier einen Wink und dieser verließ sofort das Zimmer, um vor der Thüre Wache zu halten, damit nicht etwa ein unberufener Lauscher sich dorthin postire.

„Nun können Sie sich ohne Rückhalt äußern,“ versetzte Don Carlos, indem er zugleich den Baron einlud, hart an seiner Seite Platz zu nehmen.

„Mein Prinz,“ begann der Baron von Montigny, „es ist bekannt, welch' großen Antheil Sie an dem Schicksal der Vereinigten Niederlande nehmen, zu deren Regierung Sie schon vor zehn Jahren ausersehen waren.“

„Gewiß,“ erwiderte der Infant, „nichts liegt mir mehr am Herzen, als das Wohlergehen jenes schönen Landes, des herrlichsten Juwels in der Krone meines Vaters.“

„Ich weiß es,“ fuhr der Baron fort, „und eben dieß gibt mir den Muth, Sie zur schleunigsten Hilfe aufzufordern, denn der König, Ihr Vater, hat den Niederlanden ein furchtbares Loos bereitet. Wissen Sie, was der heute angekommene Kurier für Nachrichten gebracht hat?“

„Ich weiß blos,“ versetzte Don Carlos, welcher nun ganz Auge und Ohr war, „daß ein Kurier vom Herzog von Alba angekommen ist. Den Inhalt der Depeschen konnte ich bis jetzt nicht erfahren, trotzdem ich Präsident des Staatsraths bin.“

„Wenn ich recht unterrichtet bin," entgegnete der Baron von Montigny, „so wird man Ihnen schon morgen diese Präsidentschaft wieder abnehmen, denn Philipp II. hat nun keinen Grund mehr, die Rolle, die er seit einem halben Jahre gespielt, noch weiter zu spielen. Was aber die Nachrichten betrifft......"

„Bah!" unterbrach ihn Don Carlos in heftigem Tone. Doch bezwang er sich alsbald gewaltsam und winkte dem Baron fortzufahren.

„Was die Nachrichten betrifft, welche der Kurier brachte," erklärte der Baron, „so kenne ich sie genau, da auch ich heute eine Geheimbotschaft aus Brüssel erhielt. Aber ich schaudere, wenn ich an deren Inhalt denke. Der Herzog von Alba hat Blutbefehle erlassen, und um diese widerstandslos durchführen zu können, wußte er sich der hervorragendsten Edlen in Flandern durch eine niederträchtige Hinterlist zu bemächtigen."

„Nicht möglich," rief der Infant, der vor Aufregung ganz blaß wurde. „Rein unmöglich, denn eine solche That liefe den Befehlen des Königs geradezu entgegen."

„Was ich berichte, ist die reinste Wahrheit," sprach der Baron von Montigny. „Zwar allerdings der Prinz von Oranien und viele Andere wußten sich noch zur rechten Zeit zu retten; dagegen gelang es dem Herzog von Alba, den Grafen Lamoral von Egmont Fürst von Gavre, und meinen Bruder Philipp von Montmorency, Grafen von Hoorn, durch Verrath in seine Hände zu bekommen, und bereits sitzen sie auf der Citadelle von Gent, um dem Tode entgegengeführt zu werden."

„Ha, dieser Blutmensch Alba!" knirschte Don Carlos. „Aber er soll es büßen, mit solcher Eigenmächtigkeit zu handeln. Sie wissen doch, daß ihm mein Vater auf meine dringende Bitte am letzten achten August den Befehl übersandte, mit Milde und Nachsicht gegen die Niederländer zu verfahren und in keinem Fall Bluturtheile zu erlassen, da er, der König, dorten demnächst selbst rechtsprechen werde."

„Gewiß ist mir dieß bekannt," erwiderte Herr von Montigny mit tiefer Bitterkeit; „aber nicht minder habe ich auch in Erfahrung gebracht, daß Seine Königliche Majestät gleich am andern Tage, am 9. August, diesen seinen Befehl zur Milde vor drei Zeugen, dem Notar Pedro de Hoyas, dem Doctor Martin de Velasco und dem Licenciaten Francisco de Menchaca als einen von ihm durch moralische Zwangsmittel erpreßten darlegte und heimlich sofort den Herzog von Alba anwies, in seinen Bluturtheilen unbeirrt fortzufahren. Hier, mein Prinz, lesen Sie diese Briefe, sowie die Documente, welche ich heute unter der Hand durch einen eigenen Boten aus den Niederlanden erhielt, dann wird Ihnen sowohl hierüber, als über so manches Andere vollkommene Klarheit werden."

Mit vor Aufregung fast zitternder Hand nahm Don Carlos die Papiere in Empfang und im Augenblick war er in dieselben vertieft. Je weiter er aber las, um so mächtiger schwoll die Zornader auf seiner Stirne an und zugleich leuchtete aus seinen Augen die grenzenloseste Verachtung. „Ha, was ist das?“ schrie er plötzlich. „Mein Vater soll gar nie ernstlich im Sinne gehabt haben, nach den Niederlanden zu gehen, und noch weniger, mich zum Statthalter derselben zu machen? Schändlich, schändlich, wenn das wahr wäre, und nach dem, was ich hier urkundlich vor mir habe, muß ich es als wahr annehmen. Beim allmächtigen Gott, hat je ein Vater mit seinem Sohn, ein König mit dem Erben seines Thrones ein solch’ niederträchtiges Spiel getrieben?“

„Ich,“ erklärte der Baron von Montigny, „zweifelte von Anfang an nicht einen Augenblick lang, daß der König, der ein Meister ist in der Verstellungskunst, sich nur eine Maske vorgebunden habe, gerade wie auch mit dem Versprechen, Ihnen die Erzherzogin Anna zur Gemahlin zu geben. Lesen Sie nur weiter, so werden Sie finden, welche geheime Instructionen der außerordentliche Gesandte des Königs, Don Luis Venegas, bei seiner Abreise nach Wien erhielt, und mit welchen Vorspiegelungen bis jetzt der Kaiser Maximilian, der Vater der Erzherzogin Anna, hingehalten wurde.“

Wiederum las Don Carlos, obwohl ihm die Augen im Kopfe schwirrten. Allein er hatte sich’s vorgenommen, mit den Schriftstücken fertig zu werden, und er wurde auch richtig mit ihnen fertig. Nun aber wie sah er aus? Eine Todesblässe bedeckte sein Gesicht und er mußte sich am Tische festhalten, um nicht vom Stuhle zu sinken. Seine Augen dagegen glühten wie Kohlen, und seine Pulse flogen, daß man ihr Schlagen hören konnte. So saß er eine Zeit lang; dann sprang er auf und rannte wie wahnsinnig im Zimmer auf und nieder, indem er sich zugleich mit der Faust vor den Kopf schlug. Endlich ging der Paroxismus vorüber und er stellte sich hart an den Baron von Montigny hin.

„Welches,“ sprach er sofort mit zischender Stimme, „welches, mein Herr Baron, ist nach Ihrer Ueberzeugung der Zweck, den mein Vater mit dieser seit Jahren fortgesetzten furchtbaren Lüge gegen mich verfolgt? Ich verlange ungeschminkte Offenheit.“

„Der Zweck,“ erwiderte Herr von Montigny, ohne zu zaudern, „kann kein anderer sein, als es unmöglich zu machen, daß Sie je der Thronnachfolger Ihres Vaters werden. Er haßt Sie mit jeder Faser seines Herzens, weil Sie in Allem sein Gegenbild sind.“

Wiederum schlug sich Don Carlos mit der Faust vor den Kopf und wiederum ging er mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder. Doch überließ er sich dabei nicht sowohl der Wuth, als einem tiefen brütenden Nach-

sinnen. Endlich stellte er sich zum zweiten Male hart vor den Baron von Montigny hin und sah ihn mit durchdringendem Blicke an. „Was würden Sie thun," fragte er ihn dann, „wenn Sie der Infant von Spanien wären?"

„Ich würde," war die augenblickliche Antwort, „schnellstens aus Spanien fliehen, um dem furchtbaren Geschicke, das mir mein Vater bereitet, zu entgehen. Mein Prinz," fuhr er darauf in eindringlicher Rede fort, „nicht ohne Grund hat mir Ihr Vater meine nun schon so oft wiederholte Bitte, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen, stets abgeschlagen. Er that es, weil er mir dasselbe Schicksal bestimmte, wie meinen Freunden in den Generalstaaten. Nun mein Bruder, der Graf von Hoorn und der Graf Lamoral von Egmond in Gent verhaftet sind, nun wird man auch mich dem Gefängnisse überliefern, wenn ich mich nicht noch zu rechter Zeit zu retten verstehe. Ich werde also fliehen, noch heute Nacht, denn ich habe schon längst, in der Voraussicht, daß es so weit kommen würde, alle Vorbereitungen hiezu getroffen. Schließen Sie sich mir an, mein Prinz. Jetzt augenblicklich schließen Sie sich mir an. Ich habe das nöthige Geld, die nöthigen Verkleidungen, die nöthigen Pferde und die nöthige Dienerschaft parat. In wenigen Tagen, noch ehe man auch nur ahnt, welche Richtung wir wählten, haben wir die Grenze von Portugal erreicht. Dann eilen wir auf einem schnellen Schiffe von Lissabon nach Vliessingen und mit einem ungeheuren Aufschrei der Freude wird Sie das niederländische Volk empfangen. Es wird Sie begrüßen als seinen Erretter und Befreier und über Hals und Kopf wird sich der Herzog von Alba genöthigt sehen, über Flanderns Grenzen zu entweichen. Dann eilen Sie zum Kaiser Maximilian, sich von ihm Ihre Braut zu holen, und er wird Sie nicht blos ebenfalls mit offenen Armen aufnehmen, sondern Sie werden an ihm auch eine mächtige Stütze haben, falls Spanien Miene machte, Ihnen Verlegenheiten zu bereiten. Es ist also eine glänzende Zukunft, der sie entgegengehen, falls Sie meinen Vorschlag annehmen; umgekehrt aber, bleiben Sie hier, was kann Ihnen bei dem Hasse Ihres Vaters anders bevorstehen, als fortgesetzte Demüthigung und Herabwürdigung, wenn nicht gar etwas noch weit Schlimmeres?"

Der Baron von Montigny sprach das in einem immer feuriger werdenden Tone und seine Rede machte offenbar den tiefsten Eindruck auf Don Carlos. Wie hätte dieß auch anders sein können, da er sich durch die Lügen seines Vaters um alle seine Pläne und Hoffnungen betrogen sah? Da ihm die Zukunft, wenn er fortfuhr, unter der Zuchtruthe seines Vaters in Madrid zu bleiben, nur in den düstersten Farben erscheinen konnte? Allein so verlockend auch der Antrag ihn anlachte und so unendlich seine Sehnsucht sein mochte, in andere lebensfrohere Verhältnisse zu kommen, so war es ihm doch unmöglich, so schnell einen definitiven Entschluß zu fassen, denn dieser Entschluß mußte ja für seine ganze

künftige Existenz entscheidend sein. Ueberdem wenn etwa doch nicht Alles sich wörtlich genau so verhielt, wie der Baron von Montigny es darstellte? Oder auch, wenn die Flucht entdeckt und er mit Montigny wieder eingefangen wurde? Gewiß, diese beiden Fälle waren wenigstens denkbar, und da es somit dem Infanten als eine Thorheit erschien, wenn er sie nicht vorher wohl erwöge, ehe er eine endgiltige Antwort gebe, so bat er um eine Bedenkzeit bis den andern Abend um dieselbe Stunde.

Nochmals machte ihm der Baron von Montigny die eindringlichsten Vorstellungen und beschwor ihn fast kniefällig, keinen Augenblick länger zu zögern, denn morgen sei die Flucht vielleicht bereits eine unmögliche. Umsonst, der Prinz blieb bei der Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden, da er durchaus nicht gewillt sei, sich zu überstürzen!

„Wohlan denn, Königliche Hoheit," sagte endlich der Baron von Montigny mit einem schweren Seufzer, „so will ich Ihnen nachgeben und die Flucht bis auf die morgende Nacht verschieben. Mögen wir Beide diese Verzögerung nie zu bereuen haben!"

Die Unterredung hatte ein Ende und gleich darauf hüllte sich der Baron von Montigny in seine Verkleidung, um sich von dem Barbier Ruy Diaz de Quintanilla, wie er glaubte, unbemerkt aus dem Schlosse bringen zu lassen. Der Infant Don Carlos aber blieb im tiefsten Nachdenken zurück und die ganze Nacht schloß derselbe kein Auge. Sollte er fliehen, oder sollte er nicht? Das war die schwer zu lösende Frage, die immer und immer wiederkehrte. Doch endlich, wie die Sonne in sein Gemach schien, hatte er einen festen Entschluß gefaßt, den nämlich, mit Montigny Spanien zu verlassen, sobald sich die Nachrichten desselben bestätigen würden.

Am 20. September schon ziemlich in der Frühe verließ Don Carlos seine Wohnung, um den päbstlichen Nuntius, Erzbischof von Rossano, welcher sich ihm stets sehr wohlwollend bewiesen hatte, aufzusuchen, denn von ihm hoffte er Näheres zu erfahren; er brauchte aber keinen sehr weiten Weg zu machen, da ihm der Nuntius im Palaste selbst begegnete.

„Königliche Hoheit," redete die Eminenz sofort den Infanten an, „wissen ohne Zweifel schon das Neueste."

„Welches Neueste?" fragte der Infant, indem er sich gänzlich unwissend stellte.

„Der Großinquisitor Espinosa," berichtete der Nuntius, „hat mir so eben im Namen Seiner Majestät des Königs die officielle Mittheilung gemacht, daß die Reise nach den Niederlanden bis auf's nächste Frühjahr aufgeschoben sei."

„Sagen Sie lieber für immer", rief Don Carlos, „dann werden Sie der Wahrheit noch näher gekommen sein."

„Wohl möglich," meinte der Nuntius, „da Seine Majestät die großen Reisen nicht besonders lieben. Doch," setzte er dann äußerst leise bei, „eine andere Neuigkeit dürfte vielleicht für Eure Königliche Hoheit noch wichtiger sein, die nämlich, daß Herr Florence von Montmorency, Baron von Montigny, der Abgesandte des niederländischen Adels, vor einer Stunde in seiner Wohnung verhaftet und alsbald nach der Festung Segovia abgeführt worden ist."

So sprechend verbeugte er sich auf's tiefste und schritt weiter, ohne sich nach dem Prinzen nochmals umzusehen. Dieser aber, dem alles Blut zum Herzen zurückgetreten war, kehrte rasch um, um sich wieder in seinen Gemächern einzuschließen. Wußte er ja doch nunmehr bis zur Evidenz gewiß, daß Alles das wahr sei, was ihm der Baron von Montigny mitgetheilt hatte!

Und in der That, die nächsten Tage schon brachten hiefür die vollste Bestätigung, denn die für die Königsreise gemietheten Schiffe wurden sofort wieder freigegeben, die eingeschifften Kriegs- und Mundvorräthe auf das Land zurückgebracht und bezüglich aller übrigen Anordnungen Gegenbefehl ertheilt. Wie aber in Beziehung auf die Reise nach den Niederlanden alle Verstellung nunmehr ein Ende nahm, so auch in Beziehung auf die Heirath des Infanten mit der Erzherzogin Anna, und die letztere betrübte sich darüber so sehr, daß sie bei Empfang der Nachricht vierundzwanzig Stunden lang weder Speise noch Trank zu sich nahm. Der Infant, der Kaiser und die Erzherzogin — sie Alle waren von König Philipp in gleicher Weise belogen und betrogen worden.

Der Eindruck, welchen die Verhaftung des Baron von Montigny auf den Infanten machte, war ein in der That unbeschreiblicher. „Hätte ich eingewilligt, gestern Nacht mit ihm zu entfliehen," rief es unaufhörlich in ihm, „so wäre er jetzt vielleicht gerettet und ich zugleich mit ihm. Jetzt aber ist er unwiederbringlich verloren und mir wird es auch nicht anders ergehen, wenn ich noch länger zögere, die Fesseln zu brechen, welche mein Vater um mich geschlungen hat." So beherrschten ihn denn von nun an nur noch zwei Gedanken; einmal der, daß er in Gefahr stehe, unversehens bei Nacht und Nebel verhaftet zu werden, wie Montigny; sodann aber, daß er fliehen müsse aus Spanien um jeden Preis.

Gegen die Gefahr, unversehens überfallen und seiner Freiheit, wenn nicht gar seines Lebens beraubt zu werden — er kannte seinen Vater und wußte, daß derselbe seit Jahren schon gewohnt war, sich Derjenigen seiner Feinde, die er nicht offen zu beseitigen wagte, unter dem Deckmantel der Nacht zu entledigen — traf er zu allererst Vorsichtsmaßregeln und von der Minute an ging er nie mehr zu Bette, ohne unter seinem Kopfkissen Waffen zu verbergen. Nicht minder hielt er in seinem Ankleidezimmer Gewehre nebst Pulver und Blei parat, und weiter gestattete er nicht mehr, daß, wie es die Hofsitte verlangte, einer

seiner Kammerherren in seinem Zimmer mit ihm schlafe. Endlich, um zu verhindern, daß man gegen seinen Willen in sein Schlafzimmer eindringen könne, ließ er, wie er glaubte ganz insgeheim — sein Barbier besorgte Alles — durch einen französischen Mechaniker, Namens Louis de Foix, am Schlosse seiner Thüre eine Einrichtung anbringen, vermittelst welcher er diese von seinem Bette aus schließen und öffnen konnte. Auch mußte ihm de Foix in Form eines Gebetbuches eine sechs Zoll lange und einen Zoll breite, mit Stahl überzogene Schlagwaffe liefern, welche ein solches Gewicht hatte, daß man damit auf den ersten Schlag einen Menschen tödten konnte. Er wußte nämlich aus der Geschichte, daß einmal ein eingekerkerter spanischer Bischof — er hieß Don Antonio de Acunna — mit einem von Leder umgebenen Backstein, der wie ein Brevier aussah, seinen Gefangenwärter tödtete und sich dann rettete.

Nunmehr, nachdem Don Carlos sich auf diese Weise gegen einen nächtlichen Ueberfall gesichert hatte, ging er sofort an die Ausführung seines andern Planes das ist an die Vorbereitungen zur Flucht aus Spanien, und zwar begann er damit, daß er sich Reisegeld zu verschaffen suchte. Woher sollte er nun aber dieses Geld bekommen und natürlich so heimlich bekommen, daß es den Spionen, die ihn umgaben, nicht auffiel? Von Kaufleuten oder Bankiers in Madrid? Ein solcher Schritt hätte unmöglich verheimlicht werden können. Somit beschloß er, zwei seiner Kammerjunker, die er nach und nach für sich gewonnen hatte, so daß er sich auf sie verlassen konnte, mit Namen Garci Alvarez Osorio und Juan Martinez de la Cuadra, unter einem unschuldigen Vorwande nach den Städten Toledo, Medina del Campe, Valladolid und Burgos zu senden, damit sie daselbst mehr oder minder beträchtliche Summen für ihn aufbrächten, und diesem Auftrage kamen die beiden Genannten auch wirklich nach, ohne Verdacht zu erregen. Allein da Don Carlos ihnen aus Vorsicht nichts Schriftliches mitgegeben hatte, so brachten sie nicht viel zusammen, nicht mehr als einige tausend Dukaten, und mit diesen kehrten sie zu Ende des Monats November nach Madrid zurück. Allein Don Carlos bedurfte nach seiner Berechnung zum mindesten einer Summe von 600,000 Dukaten und demgemäß beschloß er, den Osorio noch einen weitern Versuch machen zu lassen, aber dießmal in Sevilla und nicht ohne Creditbriefe mit seiner eigenen Namensunterschrift. Die Briefe, zwölf an der Zahl, lauteten wörtlich also: „Garci Alvarez Osorio, mein Kammerjunker, dem ich gegenwärtiges Schreiben an Sie anvertraue, wird von Ihnen in meinem Namen die Anleihe einer noch näher festzusetzenden Summe Geldes verlangen für die Bestreitung eines unabweisbaren Bedürfnisses. Ich ersuche Sie und fordere Sie auf, dem Begehren zu entsprechen, und Sie werden dadurch nicht nur die Pflichten meines Lehensmannes erfüllen, sondern mich auch noch persönlich verbinden. Die Rückzahlungstermine wird Osorio festsetzen und

ich genehmige im voraus, was er mit Ihnen verabreden wird. Madrid, den 1. Dezember 1567. Ich, der Prinz." Also ausgestattet reiste Osorio nach Sevilla und es scheint in der That, daß er dort mit Hilfe des Grafen von Gelves und des Don Juan Nunnez de Illescas eine ziemliche Summe gelehnt erhielt, denn Don Carlos ging nun gegen das Ende des Dezembers daran, mit der Flucht Ernst zu machen.

Am 20. Dezember 1567 nämlich reiste Philipp II. nach dem Escurial, um dort, wie er schon seit Jahren gewohnt war, bis zum Dreikönigsfest seinen Aufenthalt zu nehmen, und diese Zeit der Abwesenheit des Königs wollte Don Carlos nicht unbenützt lassen. Er schrieb also sofort an mehrere Granden des Reichs, zu denen er besonderes Zutrauen hatte, daß er nothwendig demnächst eine größere Reise unternehmen müsse, und forderte sie zugleich auf, sich bereit zu halten, ihn zu begleiten. Einige derselben, wie der Marques von Pescara und die beiden Herzoge von Medina=Cöli und von Sesa, antworteten ihm zustimmend; Andere meinten, sie stünden ihm in Allem zu Diensten, vorausgesetzt, daß er nichts von ihnen verlange, was ihre Pflichttreue gegen den König und ihr religiöses Gewissen verletzen könnte; nicht Wenige endlich, darunter besonders auch der Admiral von Castilien, Herzog von Medina de Rio Seco, gaben ihm gar keine Antwort, sondern sandten sein Schreiben dem Könige, damit dieser daraus ersehe, daß sein Sohn Geheimes im Sinne trage. Nun kann man sich denken, wie streng von jetzt an auf Philipps II. Befehl das Spionirauge des Ruy Gomez, Fürsten von Eboli, und der andern Bediensteten des Infanten auf diesen unseligen Jüngling gerichtet war. Doch wurde solche verdoppelte Spionirerei auf eine Weise gehandhabt, daß Don Carlos nichts davon bemerkte, und so fuhr derselbe gänzlich unbeirrt in seinen Fluchtvorbereitungen fort.

Hierunter gehörte insbesondere auch die Anfertigung einer Menge von Briefen, welche erst nach bewerkstelligter Flucht an ihre Adresse abgeschickt werden sollten, und von diesen Briefen war namentlich einer für den König, ein zweiter für den Pabst und ein dritter für den Kaiser bestimmt; die übrigen aber, ihrer gegen hundert, richtete Don Carlos an die sonstigen Regenten Europas, sowie an die Großen Spaniens und an die Magistrate der ersten Städte. Der Brief an den König enthielt eine Aufzählung aller der Beschwerden, welche der Infant gegen seinen Vater zu erheben hatte, und schloß damit: „Er, Don Carlos, verlasse Spanien, weil es ihm unmöglich sei, die Kränkungen, womit der König ihn überhäufe, noch länger zu ertragen." Den Granden Spaniens und den Behörden der großen Städte zählte er gleichfalls, sehr in's Einzelne gehend, die Ursachen seines Zerwürfnisses mit seinem Vater auf und indem er sie aufforderte, ihm, den sie als ihren künftigen Landesherrn feierlichst anerkannt hätten, den Eid der Treue zu halten, fügte er namentlich bei: „Philipp II.

verzögere seine, des Infanten Heirath, um die Vererbung der Krone auf die Kinder, die ihm geboren werden könnten, zu verhindern; mit andern Worten, um das Erbe dieser Krone den in Aussicht stehenden Söhnen aus der Ehe mit der Königin Elisabeth zuzuwenden." Den auswärtigen Fürsten schrieb er, „die fortwährenden Mißhandlungen seines Vaters hätten ihn gezwungen, heimlich aus Spanien zu entweichen," und bat sie zugleich dringend, „sich seiner und seiner gerechten Sache annehmen zu wollen." Kurz er versäumte nichts, um die Welt zu überzeugen, daß der Schritt, den er zu thun im Begriff war, ein ihm von der Nothwendigkeit abgerungener sei, und ich denke, der bei weitem größte Theil meiner Leser wird hierin vollkommen mit ihm übereinstimmen.

So große Umsicht nun übrigens Don Carlos in allem bisher Genannten zeigte, so wenig that er dieß in einem andern Punkte, ich meine in dem unbedingten Vertrauen, das er seinem Spiel- und Jugendgenossen, Don Juan von Oestreich, seinem ihm im Alter fast gleichstehenden Oheim, schenkte. Seit mehreren Jahren schon, zum mindesten seit 1559, lebte er in der innigsten Gemeinschaft mit ihm und offen sprach er es vor aller Welt aus, daß dieß der beste Freund sei, den er auf Erden besitze. Er sprach es aber nicht blos aus, sondern er glaubte es auch in seinem Tiefinnersten, denn er, der das Herz stets auf der Zunge trug, konnte natürlich nicht anders denken, als daß sein Oheim Don Juan, der stets so freundlich gegen ihn war, von denselben Gesinnungen wie er selbst beseelt sei. Von dieser Voraussetzung ausgehend hoffte er den Oheim mit Leichtigkeit für seine Pläne zu gewinnen, und diese Hoffnung machte ihm um so mehr Freude, als dadurch seine Flucht ungemein erleichtert werden mußte. Don Juan von Oestreich war nämlich in diesen Tagen von seinem Bruder, dem Könige Philipp II., an die Stelle des kränkelnden, vom Alter gebeugten Garcia de Toledo zum «Capitan general de la mar», das ist zum Großadmiral der spanischen Marine (wegen seiner Jugend wurde ihm übrigens in der Person des Großcomtur von St. Jago, Don Luis de Zuuniga y Requesens, ein kriegserfahrener «Lugarteniente» zur Seite gesetzt) ernannt worden, und somit stand die Flotte, die man eben in Carthagena ausrüstete, unter seinem Befehl. Er konnte also dem flüchtigen Don Carlos zur Seereise nach Italien nach Belieben dieses oder jenes Schiff zur Disposition stellen und nicht minder konnte er sich selbst mit ihm einschiffen, ohne daß irgend Jemand auch nur ahnte, es geschehe dieß gegen den Willen des Königs. Wenn aber Don Juan dieß that, war denn nicht die projectirte Flucht eine ganz gesicherte?

Von solchen Gedanken ausgehend bat Don Carlos einen oder zwei Tage vor Weihnachten den Prinzen Don Juan in sein Zimmer, schloß sich da mit ihm ein und theilte ihm alle seine Pläne mit, ihn zum Schlusse auffordernd,

mit ihm nach Italien und von da nach Deutschland und den Niederlanden zu fliehen. „Was kannst Du,“ stellte er ihm vor, „vom Könige erwarten? Du siehst, wie er mich, seinen einzigen Sohn und Erben, behandelt; er wird es Dir nicht besser machen und nie kannst Du unter ihm emporsteigen. Ich aber, wenn mein Unternehmen mit Deiner Beihilfe gelingt, gebe Dir das Herzogthum Mailand oder noch besser das Königreich Neapel und stets sollst Du meine rechte Hand sein.“ Don Juan war nicht weniger ehrgeizig, als der Infant, allein er besaß auch so viel Klugheit, daß er sogleich einsah, das Unternehmen, in welches Don Carlos ihn verwickeln wollte, sei im höchsten Grade ungereimt und gefahrvoll. Ueberdem, welchen Werth konnte er auf die Versprechungen seines Neffen legen? Mein Gott, Don Carlos, der weder Anhänger, noch Schätze, noch Truppen besaß, konnte sie ja ganz unmöglich erfüllen! Endlich würde Don Juan nicht den Vorwurf des schwärzesten Undanks, ja der gemeinen Ehrlosigkeit auf sich geladen haben, wenn er zum Verräther am Könige geworden wäre? Er, den dieser offen als seinen Bruder anerkannt, den er mit dem Orden des goldenen Vließes ausgezeichnet, den er soeben erst zum Generalissimus seiner Seemacht ernannt hatte? Dieß Alles ging dem Prinzen Juan mit Blitzesschnelle durch den Kopf, während Don Carlos ihm seinen Antrag machte, und er war also von Anfang an fest entschlossen, auf denselben nicht einzugehen. Weil er aber die Heftigkeit des Infanten kannte, wagte er es nicht, ihm offen zu widersprechen, oder ihn vollends geradezu abzuweisen, sondern er versuchte ihn vielmehr zu bestimmen, seinen Plan aufzugeben, indem er ihm die Schwierigkeiten und Gefahren der Ausführung auseinander setzte. Don Carlos jedoch blieb fest bei dem, was er sich vorgenommen, und schließlich konnte Don Juan nichts von ihm erlangen als die Bewilligung einer Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden.

In der auf diese wichtige Unterredung folgenden Nacht überlegte Don Juan nochmals genau, was er zu thun habe, und am Morgen war sein Beschluß unwiderruflich gefaßt, der Beschluß nämlich, daß er nach Ehre und Gewissen schuldig sei, den König, seinen Bruder, von dem ihm hochverrätherisch erscheinenden Vorhaben des Infanten zu benachrichtigen. Er schrieb also sofort an Don Carlos, er sei plötzlich in Berufsgeschäften — in Sachen der Marine — zum Könige nach dem Escurial berufen worden und habe wahrscheinlich längere Zeit daselbst zu verweilen. Dann ließ er sich sein Pferd satteln, um nach dieser ureigenthümlichen Schöpfung Philipps II. — wir werden später von ihr sprechen — zu sprengen und zwei Stunden darauf wußte der König Alles, was sein Sohn Don Carlos im Sinne trug. Was that nun aber der Monarch? Für den Augenblick gar nichts, als daß er seinem Bruder, nachdem er ihn ruhig und kalt angehört, befahl, für die nächste Zeit im Escurial zu bleiben und um

keinen Preis mit irgend Jemand von der Sache zu reden oder auch nur eine Andeutung darüber zu machen.

„Und das war Alles?“ fragt ohne Zweifel der Leser. Ja, erwidern wir, wenigstens dem äußern Anscheine nach, und zwar aus einem ganz guten Grunde. Philipp II. nämlich hatte jetzt allerdings die evidente Gewißheit — außer den Denunciationen des Prinzen Don Juan und des Admirals von Castilien lagen auch noch andere Anzeigen vor, wie besonders von der Gattin des königlichen Oberstallmeisters, Don Luis de Cordova, welche einige Worte des Infanten belauscht hatte —, daß sein Sohn Don Carlos, welchen er so überaus tief haßte, im Begriffe stehe, ein todeswürdiges Verbrechen zu begehen. Er hatte die Gewißheit, daß derselbe aus Spanien zu fliehen beabsichtige, um sich an die Spitze der rebellischen Niederländer zu stellen und so den König wenigstens des Einen seiner Throne zu berauben. Aber noch hatte Don Carlos die hochverrätherische Handlung nicht „begangen“, noch hatte er nichts „gethan“, woran man sich halten konnte, sondern er hatte nur eine Absicht geäußert, nur von seiner Flucht „gesprochen“, ohne der „Ausführung“ näher gerückt zu sein. Für jetzt war es also noch nicht möglich, demselben wegen Hochverraths den Prozeß zu machen; allein wenn man ihn ruhig gehen ließ, wenn der König sich stellte, als wisse er gar nichts von des Sohnes Plänen, dann ließ sich voraussehen, daß derselbe endlich factisch zur Flucht schreiten werde, und dann, dann war das Leben des Hochverräthers verwirkt. Solch' furchtbare Motive trieben den König an, ganz ruhig im Escurial zu bleiben und, damit Don Carlos ja nichts merke, alle die religiösen Uebungen daselbst vorzunehmen, welche er sonst stets über die heilige Christtagszeit und die darauf folgenden Dreikönige vornahm. Dagegen aber ertheilte er dem Fürsten von Eboli, dem Obristhofmeister seines Sohnes, von Neuem Befehl, mit verdoppelter und verdreifachter Spionerei über diesem zu wachen, und von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute mußte ihm Bericht erstattet werden, was Don Carlos treibe und vornehme. Ueberdem schrieb er zu Anfang des Januars an alle Klosteräbte von Madrid und Umgebung, sie sollten mit ihren Mönchen in alltäglichen Gebeten Gott anflehen: „Er möge ihm hinsichtlich eines Planes und einer Ueberlegung, die er im Herzen trage, Rath und Eingebung angedeihen lassen,“ und da er dieß sonst nur that, wenn er auf dem Punkte stand, einen Entschluß von großer Tragweite zu fassen, so sieht man daraus, daß ihm Tag und Nacht die projectirte Flucht seines Sohnes nicht aus dem Sinne kam. Nachdem nun übrigens die gehörige Zeit verflossen, verließ Philipp II. am 15. Januar 1568 den Escurial, brachte die Nacht und den folgenden Tag auf Schloß Pardo zu und traf am 17., einem Samstag, schon früh Morgens in Madrid ein.

Kehren wir nun zu Don Carlos zurück. Das von Don Juan erhaltene Billet, worin ihn dieser von seiner schnell nothwendig gewordenen Abreise nach dem Escurial benachrichtigte, hatte ihn im höchsten Grade aufgeregt. Ja er wurde von dieser Zeit an von einer ewigen Unruhe hin und her getrieben, so daß er fast keine Nacht mehr schlafen konnte. An einen Verrath seines „Freundes" dachte er übrigens nicht, sondern nur daran, daß seine Flucht nun so lange hinausgeschoben werde. Endlich machte die Nachricht, daß der König vom Escurial abgereist sei, seiner furchtbaren Ungeduld ein Ende, denn mit dem Könige mußte ja auch Don Juan nach Madrid zurückkehren und dann lag der Verwirklichung seines Planes nach seiner Ansicht kein Hinderniß mehr im Wege. Er lebte nämlich noch immer der festen Ueberzeugung, daß Don Juan mit ihm fliehen oder ihm doch jedenfalls, wie derselbe als Großadmiral konnte, eine der im Hafen von Carthagena liegenden Galeeren zur Disposition stellen werde.

So kam der 17. Januar herbei und wie nun Don Carlos erfuhr, daß der König, sein Vater, sogleich nach seiner Ankunft zur Königin gegangen sei, um sie zu begrüßen, begab er sich ebenfalls dahin. Es lag darin nichts Auffallendes, denn er mußte doch seinen Vater wegen seiner Rückkehr beglückwünschen, und er that dieß auch in sehr ehrerbietiger Weise, während seinerseits Philipp II. weder Zorn noch auch nur Unzufriedenheit blicken ließ. In Wahrheit ging jedoch der Infant nicht seines Vaters wegen zur Königin, sondern weil er den mit dem Könige angekommenen Don Juan dort wußte, und diesen sogleich sprechen wollte. Demgemäß bat er denselben bei der Verabschiedung von der Königin, ihm zu folgen, und Don Juan folgte auch richtig. Nachdem sie nun Arm in Arm die Appartements des Infanten betreten hatten, führte letzterer seinen Oheim in sein Geheimzimmer, schloß sofort die Thüre ab und trat in eine Berathung mit ihm, welche nicht weniger als zwei Stunden in Anspruch nahm. Was da verhandelt wurde, kann man sich denken; doch kennt man die Einzelheiten selbst jetzt noch nicht genau. Dagegen ist so viel sicher, daß Don Juan, von Don Carlos hart bedrängt, diesem endlich versprach, ihm bis zur Mitternachtsstunde die Depeschen einzuhändigen, welche den Infanten zur beliebigen Benützung einer der in Carthagena liegenden Galeeren ermächtigt haben würden. Nun erst schieden sie, dem Anscheine nach als die besten Freunde; unmittelbar nachher aber eilte Don Juan zum Könige, um denselben, wie er ihm vorher schon versprochen, von Allem, was vorgefallen, auf's genaueste zu unterrichten.

Don Carlos hatte also endlich das Versprechen, ein Schiff zu seiner Reise zu bekommen, und baute fest darauf, daß das Versprechen gehalten werden würde. Darum sandte er jetzt, weil er seine Flucht gleich nach Mitternacht beginnen wollte, einen seiner vertrautesten Kammerjunker zu Don Ramon de

Tassis, dem «Correo mayor», d. i. dem Oberpostmeister von Madrid, und ließ ihm den Befehl zukommen, für heute Nacht acht Postpferde auf Rechnung des Infanten parat zu halten. Don Ramon stutzte und erwiderte ausweichend, er glaube kaum dem Befehle genügen zu können, weil die meisten Pferde im Dienste verwendet seien. Allein Don Carlos wiederholte sofort seine Ordre und dießmal in so strengem, gemessenem Tone, daß der Correo Mayor nicht mehr zu widersprechen wagte. Weil er übrigens durch diese zweite Ordre noch stutziger geworden war, begab er sich sofort in's königliche Schloß, um einen der Räthe des Königs von dem auffallenden Schritt des Infanten in Kenntniß zu setzen, und so erfuhr Philipp II. auch diesen Schritt seines Infanten fast zu gleicher Zeit, wo er gethan worden war. Indessen traf Don Carlos seine letzten Vorbereitungen und wartete dann mit Sehnsucht auf die Mitternachtsstunde, in welcher Don Juan mit seinen Papieren sich einstellen sollte. Allein die Stunde ging vorüber und Don Juan stellte sich nicht ein. Dagegen erhielt Don Carlos am andern Morgen, Sonntag den 18. in der Frühe ein Billet von seinem Oheim, worin ihm dieser meldete: „er sei plötzlich unwohl geworden, und habe daher sein Versprechen nicht erfüllen können; doch werde er demselben in einer der nächstfolgenden Nächte nachzukommen suchen.“ Wiederum also mußte der Infant seine Flucht hinausschieben, und zähneknirschend fügte er sich. Dießmal übrigens nicht, ohne daß ein Verdacht, er könnte verrathen sein, in ihm aufstieg, und dieser Gedanke ging ihm so nahe, daß er den ganzen Tag — ich meine, Sonntag den 18. — sein Zimmer nicht verließ.

Wir kehren jetzt wieder zum Könige zurück. Im Laufe des 17. hatte er zwei weitere Beweise dafür erhalten, daß der Infant auf dem Punkt stehe, nach den Niederlanden zu entweichen, den einen durch seinen Halbbruder Don Juan, den andern durch den Oberpostmeister Tassis, und er legte sich nun die wichtige Frage vor, ob er den Sohn abreisen lassen solle oder nicht. That er es, so war der Hochverrathsbeweis gegen Don Carlos vollständig geliefert, allein dann brach möglicherweise durch die Anwesenheit des Infanten in den Niederlanden der Bürgerkrieg dorten in hellen Flammen aus. Umgekehrt, wenn er den Infanten sofort verhaften ließ, konnte der Zweifel erhoben werden, ob der Hochverrath desselben bereits zur Thatsache geworden und nicht als ein bloßer Versuch zu betrachten sei, dessen Bestrafung natürlich weit geringer ausfallen mußte. Weil aber solche Zweifel wenigstens möglich waren, berief er sofort am Spätabend des 17. in aller Stille seinen Geheimenrath zusammen, bestehend aus dem Großinquisitor Espinosa, dem Ruy Gomez, Fürsten von Eboli, dem Herzog von Feria, dem Großprior des Johanniterordens, Don Antonio von Toledo, einem Bruder des Herzogs von Alba, sowie dem Staatsrath Doctor

Martin von Velasco, dem damaligen besten Juristen Spaniens, und diese Fünfe beriethen sich nun mit ihm bis tief in die Nacht hinein. Ihre Ansicht ging einstimmig dahin, daß Don Carlos sich jetzt schon des vollendeten Hochverraths schuldig gemacht habe, und daß er also wegen dieses Verbrechens alsbald in Haft zu nehmen sei. Von ihnen war schon zum voraus kein anderer Beschluß zu erwarten gewesen, da sie Alle den Infanten gleichmäßig haßten und es in ihrem höchsten Interesse lag, daß derselbe nie der Nachfolger seines Vaters werde. Natürlich übrigens blieb diese nächtliche Verhandlung ein tiefes Geheimniß, denn jeden der Fünfe band ein feierlicher Eid, weder durch Wort noch Schrift, noch durch irgend ein Zeichen auch nur das Geringste offenbar werden zu lassen.

Am Sonntag, den 18. Januar 1568, machte sich am Hofe zu Madrid auch nicht das geringste Auffallende bemerklich. Der französische Gesandte, Seigneur von Fourquevaulx, hatte dem Könige von Seiten seines Hofes wichtige Mittheilungen zu machen und erbat sich daher am Morgen eine Audienz bei Philipp II. Sie ward ihm gewährt und der König unterhielt sich ganz wie gewöhnlich mit ihm. Auch nicht die Spur einer ungewöhnlichen Bewegung war in dem Gesichte des Monarchen zu lesen; noch weniger ein Zeichen, das auf Sturm deutete. Gleich nach der Audienz wohnte Philipp II. einer feierlichen Messe in der Kapelle des Palastes bei; aber auch hier war keinerlei Aufregung an ihm zu entdecken. Er zeigte dieselbe Kälte und Unempfindlichkeit, wie immer. Nur Eines mochte etwa auffallen: es gingen beständig Boten mit Billeten vom Könige zu Don Espinosa und von Don Espinosa zum Könige. So wurde es eilf Uhr Nachts und Stille herrschte im ganzen Königspalaste.

Da, genau um die genannte Stunde, traten Ruy Gomez, der Fürst von Eboli, der Herzog von Feria, der Prior Don Antonio von Toledo und Don Luis Quijada beim Könige ein und alsbald erhob sich dieser. „Ist Alles besorgt?“ fragte er. „Alles,“ erwiderte der Fürst von Eboli. Nun schritt der König der Treppe zu, welche nach den Gemächern des Infanten hinabführte, und unmittelbar hinter ihm her gingen die vier so eben Genannten, sowie die beiden königlichen Kammerherren Don Pedro Manuel und Don Diego de Acunna. Weiter schlossen sich an zwei Kammerdiener, mit Hämmern und Nägeln versehen, und ein Lieutenant mit zwölf Mann der königlichen Leibwache. In den untern Corridors angekommen, stellte sich der Herzog von Feria, ein Licht in der Hand, an die Spitze des Zugs, und der König ging von jetzt an neben dem Fürsten von Eboli. Er trug einen Panzer unter seinem Oberkleid und einen bloßen Degen in der Hand. Sein Haupt bedeckte ein Helm. Im Vorgemach der Zimmer des Infanten stieß man auf die beiden,

seit einem Jahre neu ernannten Kammerherren desselben, den Grafen von Lerma und Don Rodrigo de Mendoza. Sie hatten, zum voraus benachrichtigt, den König erwartet und verbeugten sich stumm-gehorsam.

Die Gemächer, welche der Infant bewohnte, wurden leise durchschritten, und alsbald hatte man die Thüre zum Schlafgemach erreicht. Dieselbe Thüre, welche auf Befehl des Don Carlos erst vor kurzem vom Mechanikus de Foix mit einem so eigenthümlichen Verschlusse versehen worden war. Heute stand sie unverschlossen, denn erst vor wenigen Stunden hatten auf Befehl des Königs die beiden genannten Kammerherren, während Don Carlos sich Abends in seinem Speisezimmer befand, die Bewegung der Thürriegel gehemmt und dadurch das Schließen von Innen unmöglich gemacht. Dem Eintreten stand also kein Hinderniß im Wege und der König winkte sofort dem Herzog von Feria mit dem Fürsten von Eboli, voranzugehen. Leise auftretend — den Boden deckte ein weicher Teppich — schlichen sie sich an das Bett des Infanten, in welchem dieser ruhig schlief, und bemächtigten sich schnellstens der Waffen — eines Degens, eines Dolchs und eines geladenen Gewehrs —, welche neben dem Kopfkissen lagen. Jetzt folgte auch der König und hinter ihm drein die übrige Begleitung.

„Wer da?" rief Don Carlos, an dem Geräusch jählings aus dem Schlafe erwachend.

„Der Staatsrath," erwiderte der Fürst von Eboli.

Wie der Blitz stürzte sich Don Carlos aus dem Bette, um nach seinen Waffen zu greifen, da sah er den König, der eben um einen Schritt vortrat. „Sie hier?" schrie er sofort. „Wollen Eure Majestät mich morden?"

„Ruhig, Knabe, und in Dein Bett zurück," erwiderte Philipp II. „Du sollst meinen Willen sogleich erfahren."

Nachdem er so gesprochen, befahl er den zwei Kammerdienern, welche Hammer und Nägel mitgebracht hatten, die Fenster des Schlafgemachs fest zu vernageln, daß sie unmöglich mehr geöffnet werden könnten, und der Lieutenant mit seinen Garden ward angewiesen, sich aller etwa noch weiter vorräthigen Waffen, sowie sämmtlicher eisernen Gegenstände, selbst die Feuerböcke am Kamine nicht ausgenommen, zu bemächtigen. Am meisten Gewicht legte er aber auf die Beschlagnahme der Papiere, eine Operation, die er selbst sorgfältig überwachte, und was nur irgend Ueberschriebenes sich vorfand, ward in eine eiserne Kasette gebracht. Endlich bemächtigte man sich noch der Werthgegenstände, insbesondere des Geldes und der Wechsel, die sich in den gepackten Koffern vorfanden, und brachte Alles zusammen mit den Papieren nach dem königlichen Privat-Cabinette.

Man kann sich die Verzweiflung des Infanten denken, als er diese

verschiedenen Proceduren mit ansehen mußte. „Tödten Sie mich, mein Vater,“ schluchzte er, sich dem Könige zu Füßen werfend; „nur berauben Sie mich nicht meiner Freiheit.“

„Dir geschieht Dein Recht,“ sprach Philipp II. mit eisiger Kälte, „und von nun an, merke Dir's, von nun an hast Du mich nicht mehr als Deinen Vater, nur noch als den König zu betrachten.“

Mit einem wilden Aufschrei warf sich Don Carlos in sein Bett zurück und vergrub den Kopf in die Kissen. Er kannte seinen Vater allzu gut, als daß er sich nicht schon jetzt vollkommen klar darüber gewesen wäre, was seiner wartete. Wozu also weitere Bitten?

Alsbald beauftragte nun Philipp II. den Herzog von Feria, als den Capitän seiner Garde, über der Person des Infanten zu wachen, welcher bei Todesstrafe sein Schlafzimmer, jetzt sein Gefängniß, nicht mehr verlassen dürfe. In dieser strengen Ueberwachung übrigens sollte der Herzog von dem Fürsten von Eboli, von Don Antonio de Toledo, sowie endlich von Don Luis Quijada in der Art unterstützt werden, daß zu jeder Stunde der Nacht und des Tages Einer von ihnen im Zimmer des Prinzen anwesend sein müsse. Den zwei Kammerherren von Lerma und von Mendoza wurde der Befehl ertheilt, den Infanten nach wie vor zu bedienen, ihm aber nicht zu erlauben, mit irgend Jemanden, außer ihnen beiden und den vier Obgenannten, zu sprechen. Auch verbot ihnen Philipp II. bei ihrem Leben, eine Botschaft für Don Carlos anzunehmen, oder eine solche von ihm zu überbringen. Vielmehr hätten sie das Thun und Treiben des Infanten auf's genaueste zu beobachten und ihm täglich darüber Bericht zu erstatten. Schließlich forderte Philipp II. die sechs Getreuen, denen er die Bewachung seines Sohnes übertrug, nochmals zum unverbrüchlichsten Gehorsam auf und kehrte dann, von seinen eigenen beiden Kammerherren begleitet, in seine Gemächer zurück.

So war denn Don Carlos ein Gefangener und der Herzog von Feria sorgte dafür, daß der Gewahrsam ein recht fester sei, denn er entließ sofort die frühere Dienerschaft des Infanten, ließ sich die Schlüssel zu allen Ein- und Ausgängen überliefern, stellte vor jede Thüre eine Wache mit geladenem Gewehr, und ließ gleich am frühen Morgen des 19. die Fenster des Schlafzimmers, in welchem Don Carlos gefangen saß, von außen mit schweren Eisenstangen verwahren. An ein Entweichen des Gefangenen war also nicht zu denken; allein trotz allem dem, fühlte sich jetzt der König zufrieden gestellt? Nichts weniger als das, sondern seine Unruhe mehrte sich eher noch und mußte sich mehren, so lange Don Carlos lebte. Philipp II. hatte sich nämlich keinen Augenblick verhehlt, daß die Verhaftung des Infanten nicht blos auswärts, wie besonders in Wien, Paris und Rom, sondern auch in Spanien

selbst eine ziemliche Aufregung hervorbringen werde, und es durfte deßhalb in den ersten vier Tagen nach dem 18. keine Post, kein Kurier und kein Reisender von Madrid abgehen, um das allzu schnelle Bekanntwerden des Ereignisses zu verhindern. Allein endlich wurde es doch unmöglich, ein längeres Geheimniß daraus zu machen und nun — was mußte er erfahren? Nichts anderes, als daß man ihn, den Mann mit dem eisernen Scepter, fast aller Orten auf's heftigste tadelte! Ja, daß Viele sogar Miene machten, noch weiter zu gehen, während er doch bisher der Ueberzeugung lebte, sein Wille müsse der ganzen Welt Gesetz sein! Wohl suchte er nun durch eigene Schreiben an die auswärtigen Souveräne, sowie an die Granden des Reichs und die Magistrate der großen Städte den Schritt dadurch zu rechtfertigen, daß er erklärte, die allergewichtigsten Staatsgründe hätten denselben nothwendig gemacht; allein die öffentliche Meinung ließ sich dadurch nicht kirren, und die Behörden von Catalonien, Aragonien und Valencia meldeten ihm sogar schriftlich: es würden Abgeordnete der Cortes nach Madrid kommen, um Aufklärung über die Verhaftung des Prinzen, sowie dessen Freilassung zu verlangen. Noch schlimmer stand's in Madrid selbst und durch die dortige Stimmung wurde der König so sehr afficirt, daß er es längere Zeit nicht wagte, die Stadt auch nur einen Augenblick lang zu verlassen. Sobald er außen sei, meinte er, werde sich die Bevölkerung erheben und den Prinzen mit Gewalt befreien. Nicht minder schweren Tadel fand die Verhaftung des Don Carlos auswärts, besonders in Oestreich und Italien, und der Kaiser wie der Pabst sandten eigene Bevollmächtigte, um die wahren Ursachen der furchtbaren That zu erkunden. Andere Fürsten traten vermittelnd auf und legten dem Könige die dringende Bitte an's Herz, die Verhaftung sobald als möglich wieder aufzuheben. Beistimmend äußerte sich Niemand, weder im Auslande noch im Inlande, diejenigen allein ausgenommen, welche dem Könige als Räthe beistunden, oder überhaupt von seiner Gnade abhingen. Dessen ungeachtet blieb Philipp II. fest bei dem einmal gefaßten Entschlusse, und wies nicht nur alle auswärtigen Einmischungen energisch zurück — dem genuesischen Gesandten zum Beispiel sagte er kurzweg, Genuas Regierung sei nicht berechtigt, bezüglich der Sache des Prinzen irgend eine Meinung auszusprechen —, sondern unterdrückte auch sofort mit großer Strenge alle Regungen der Theilnahme, die sich in Spanien selbst kundthaten. In Folge dessen wagte am Hofe von Madrid bald Niemand mehr vom Infanten auch nur zu sprechen und dieser konnte somit schon bei Lebzeiten so gut als wie todt angesehen werden. Das aber war's eben, was Philipp II. wollte. Don Carlos sollte mit dem Tage seiner Gefangennehmung aus dem Leben verschwinden, sei's nun durch ein ewiges Gefängniß, sei's, was jedenfalls noch besser, durch einen frühzeitigen, so oder so herbeigeführten Tod

Diese Absicht des Königs leuchtete aus Allem hervor, besonders auch aus der Behandlung, welche er dem Sohne nach dessen Gefangennahme zu Theil werden ließ. Wenige Tage nämlich nach der Verhaftung des Infanten wurde in der Bewachung desselben auf Befehl Seiner Majestät der Herzog von Feria durch den Fürsten von Eboli ersetzt, denn Philipp II. glaubte sich auf Niemanden so sehr verlassen zu können, als auf seinen vertrauten Ruy Gomez de Sylva. Ueberdem kannte er den tiefen Haß, welchen Gomez gegen den Infanten hegte, und somit war es gar nicht denkbar, daß der neue „Oberwächter" je einmal in seiner Strenge nachlasse. Dieß bewies derselbe auch sogleich in doppelter Beziehung. Einmal damit, daß er statt der Herren, die im Anfang mit ihm selbst zur Bewachung und Bedienung des Don Carlos kommandirt gewesen waren, also statt der Dons Quijada, Toledo, Mendoza und wie sie sonst hießen, sechs andere Edelleute — ihre Namen waren Don Juan de Borgia, Don Rodrigo de Benavides, Don Gonzalo Chacon, Don Juan de Mendoza, Don Francisko Maurique und Don Juan de Lerma — berief, von welchen er wußte, daß sie auf einen Wink von ihm selbst vor der Ermordung des Gefangenen nicht zurückschrecken würden. Zum Andern damit, daß er den Infanten sofort am 25. in einen Thurm des Schlosses oder vielmehr in ein unteres Gemach dieses Thurmes brachte, welches nur ein einziges Fenster, sowie nur einen einzigen Ausgang hatte. „Diese Wohnung," meinte der Fürst von Eboli, „sei allerdings etwas dunkel und klein und in so fern keine fürstliche, aber sie gewähre um so mehr Sicherheit, als die Thüre von Eisen und das Fenster bis oben auf vergittert sei." Schon hieraus konnte Jedermann den sichern Schluß ziehen, daß Don Carlos seine Freiheit nie mehr erhalten werde, denn sonst hätte man ihn nicht so durchaus entwürdigend behandelt. Ganz und gar kein Zweifel hierüber jedoch blieb übrig, als der König an demselben Tage, an welchem der Infant in den festen Thurm gebracht wurde, dessen ganzen Hofstaat auflöste und sogar über die Pferde seines Leibstalls verfügte, gerade wie wenn Don Carlos so eben begraben worden wäre.

Verzweiflung erfaßte sofort den Letzteren, und er beschloß, sich selbst das Leben zu nehmen. Ein anderes Mittel, der Schmach, die man ihm anthat, ein Ende zu machen, gab es für ihn nicht; aber es fehlten ihm die Waffen, sich zu tödten. Nicht einmal ein Messer besaß er, da man ihm die Speisen zerschnitten auftrug! Doch — das Hungern führte, wenn durchgeführt, auch zum Ziele, und so enthielt er sich denn urplötzlich jeglichen Genusses von Speise und Trank. Nach acht Tagen — man schrieb jetzt Ende Februar — war er bis zum Skelette abgemagert; seine Augen traten in ihre Höhlen zurück und er schlief nicht mehr. Ja, der Zustand seiner Abzehrung nahm eine Gestalt an, daß sogar die herbeigerufenen Hofärzte glaubten, seine letzte Stunde sei

gekommen, und er selbst war so fest davon überzeugt, daß er verlangte, von seinem Vater und Peiniger Abschied zu nehmen. Allein Philipp II. wandte sich kalt und verächtlich ab. „An Selbstaushungerung," sagte er, „stirbt Niemand, der den Charakter meines Sohnes hat. Er wird schon essen, wenn der Hunger noch größer geworden ist." Und dießmal hatte er Recht, der herzlose Philipp II. Der Naturtrieb besiegte den Willen des Infanten und er nahm wieder Nahrung zu sich. So wie er aber wieder aß und trank, kehrte auch seine Gesundheit zurück, und es zeigte sich sogar, daß das fortgesetzte Fasten auf seine Constitution höchst vortheilhaft gewirkt habe, denn alle die kleinen Fieberanfälle, von denen er sich früher noch hie und da geplagt sah, waren jetzt gänzlich verschwunden.

Kurz nach dieser Episode, am 2. März, dictirte Philipp II. seinem Staatssecretär, Peter del Hoyo, eine Ordonnanz, wie es „für alle Zukunft" — hierin liegt abermals eine Bestätigung dafür, daß der König die Gefangenschaft seines Sohnes stets als eine „lebenslängliche" betrachtete — mit Don Carlos gehalten werden solle, und die Hauptbestimmungen dieser Ordonnanz lauteten folgendermaßen: „Der Fürst von Eboli wird für Alles, was des Prinzen Bedienung betrifft, sorgen; also für seinen Tisch, seine Kleidung, die Reinlichkeit seines Gefängnisses und was sonst noch dazu gehört; die des Fürsten Befehlen untergeordneten Edelleute aber haben dem Prinzen mit der ihm schuldigen Ehrerbietung zu begegnen. Der Prinz darf nie, weder bei Tag noch bei Nacht, sein Zimmer verlassen, und die ihn bewachenden Edelleute haben ihn hieran selbst mit Gewalt zu verhindern. Außer den sechs zu seiner Bewachung und Aufwartung bestimmten Herren und Ruy Gomez selbst darf Niemand je sein Zimmer betreten mit Ausnahme des Arztes, wenn ein solcher nöthig sein sollte. Von den genannten sechs Edelleuten hat immer Einer im Zimmer des Prinzen zu schlafen, und auch den Tag über haben sie immer abwechselnd Wache zu halten. Ohne Erlaubniß des Königs darf der Prinz keine Botschaft annehmen und keine versenden. Auch ist ihm nicht erlaubt, über andere Gegenstände, als die des täglichen Lebens, Fragen an seine Umgebung zu richten. Thut er es doch, so soll man ihm nicht antworten. Unter keinen Umständen darf von Einem oder dem Andern der bewachenden Edelleute je leise mit dem Prinzen gesprochen werden, sondern was gesprochen wird, müssen alle Anwesenden verstehen können. Sollte der Eine oder der Andere der Edelleute dagegen handeln, so haben ihn die Uebrigen sofort dem Könige anzuzeigen. In dem an das Thurmgemach stoßenden Zimmer wird für den Prinzen von den dazu berufenen Kaplanen Messe gelesen und der Prinz hat sie mittelst der in seinem Gemache angebrachten Oeffnung in Gegenwart von zweien der sechs Edelleute anzuhören. Auch wird man ihm Gebetbücher, Bre=

viere und Rosenkränze, aber unter keinen Umständen andere Bücher geben. Die Speisen und Getränke werden von der Küche des Fürsten von Eboli in das Vorzimmer vor dem Gemache des Prinzen gebracht und der Fürst läßt sie dann durch einen der Edelleute auftragen. Messer und Gabeln aber sind dem Prinzen nicht gestattet und darum ist das Fleisch vorher zu zerschneiden. In allen durch diese Verfügung nicht vorhergesehenen Fällen hat man sich nach den Befehlen von Ruy Gomez, Fürsten von Eboli zu richten." Also lauteten die Verhaltungsmaßregeln, welche Ruy Gomez wegen seines hohen Gefangenen erhielt, und sicherlich hätten sie nicht leicht strenger ausfallen können.

Und wie nahm nun Don Carlos diese mehr als grausame Behandlung auf? Nun natürlich die Wuth darüber fraß ihm am Herzen und immer und immer wieder kam er darauf, sich selbst das Leben zu nehmen. Es gelang ihm aber nicht, denn selbst ein deßhalb um die Mitte des Monats März verschluckter Diamantring — man glaubte früher, ein Diamant durchfresse den Magen — ging nach wenigen Tagen, ohne geschadet zu haben, wieder von ihm ab. Weil aber alle Versuche fehlschlugen, warf er sich endlich der Religion in die Hände, und es drängte ihn zu Beichte und Abendmahl. Sein Beichtvater Don Diego de Chaves erschien also mit Genehmigung des Königs bei ihm und er empfing richtig zur Osterzeit, also Ende April, nachdem er gebeichtet, die heilige Communion. Von nun an wurde er sanft und freundlich und man vernahm nie mehr ein Wort des Hasses oder der Verachtung gegen seinen Vater von ihm. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben und selbst der Fürst von Eboli konnte jetzt nicht mehr umhin, ihm das Zeugniß auszustellen, daß sein Betragen über allen Tadel erhaben sei.

Viele hofften nun, der König werde in Folge dessen der Gefangenschaft des Sohnes ein Ende machen, allein sie kannten den Monarchen schlecht. Er blieb unerbittlich und mehr als je stand es fest in ihm, daß nur der Tod des Don Carlos ihn zufrieden stellen könne. Er haßte ihn ja seit Jahren als seinen Todfeind, und seine Geheimenräthe hatten einstimmig erklärt, daß Don Carlos des schwersten Verbrechens, das es in seinen Augen gab, nämlich des Majestätsverbrechens, sich schuldig gemacht habe, weil derselbe die Souveränetät der Niederlande an sich reißen wollte! Einen solchen Verbrecher zu schonen, wäre nach seinen Begriffen Wahnsinn gewesen, und er betrachtete schon das als eine allzu große Gnade, daß er denselben, statt zum augenblicklichen Tode, nur zur ewigen Gefangenschaft verurtheilte. Ja wohl als übergroße Gnade erschien ihm dieß, und er würde sich ohne allen Zweifel nicht dazu herbeigelassen haben, wenn er nicht die vollste Gewißheit gehabt hätte, daß solche Gefangenschaft in schnellster Eile den Tod herbeiführen müsse. Auch kam der Tod in der That überraschend schnell.

Es ist bekannt, daß in Madrid die Hitze mit dem Monat Juni unerträglich zu werden beginnt, und wer es nur irgend möglich machen kann, begibt sich sofort auf's Land. Diejenigen dagegen, welche sich zum Verbleiben gezwungen sehen, halten wenigstens ihre Fensterläden fest verschlossen, damit die Sonnenstrahlen nicht eindringen, und wissen sich auch durch sonstige Mittel kühle Zimmer zu verschaffen. Nicht so hielt man es mit dem Gefängnißlokal des Don Carlos, sondern man ließ die Sonne ganz ungehindert ihre Wirkung thun, und so wurde die Hitze in dem kleinen Gemach bald unerträglich. Natürlich übrigens nur für den Gefangenen, denn von seinen Wächtern, den sechs Edelleuten und dem Fürsten von Eboli, brachte jeder nicht mehr als den sechsten Theil des Tages darin zu, da sie beständig mit einander abwechselten, und so konnten sie sich also immer wieder nach Bedürfniß abkühlen. Nicht so Don Carlos, der fast verschmachtete und über den deßwegen der venetianische Gesandte Cavalli in jenen Tagen nach Hause schrieb: „wenn er jetzt den Verstand nicht verliert, so hat er nie einen gehabt.“ Nun wäre es allerdings ein Leichtes gewesen, die Lage des Infanten zu erleichtern, wenn man ihn auf eine der vielen Festungen gebracht hätte, über welche Philipp II. verfügen konnte, und eine Zeit lang glaubte man in der That am Hofe, es sei die Uebersiedlung des Gefangenen nach dem sehr starken Medina del Campo oder nach dem noch festeren Arrevalos beschlossen. Allein weit gefehlt, denn eben von der Hitze hoffte Philipp II., sie werde bei seinem Sohne die Wirkung hervorbringen, welche er hervorgebracht wissen wollte, und dann konnte Niemand seiner Behauptung, sein Sohn sei eines natürlichen Todes gestorben, mit irgend welchem Recht widersprechen.

Also die Hitze stieg im Kerker des Don Carlos auf eine furchtbare Höhe und sein Durst wurde in Folge dessen ein unauslöschlicher. Somit blieb ihm nichts übrig als zu dem Mittel zu greifen, welches der gemeine Mann Madrids in ähnlicher Lage anzuwenden pflegte, nämlich dazu, daß er Schneewasser trank und zugleich den Boden seines Zimmers damit anfeuchtete. Dieß verschaffte ihm wenigstens einigermaßen Linderung, aber nicht minder hatte es zur Folge, daß er fieberkrank wurde, und das Fieber vermehrte noch den Durst. So schüttete er abermals eine Masse Eiswasser in sich hinein und machte dadurch seinen Zustand immer schlimmer. Am 15. Juli erhielt er auf seine Tafel eine Feldhühnerpastete und zwar eine äußerst stark gewürzte. Es war dieß, wie man wußte, seine Hauptieblingsspeise und man konnte sich also denken, daß er viel davon essen würde. Er that es auch und selbstverständlich trat in der darauf folgenden Nacht eine heftige Indigestion ein, welche die Brechruhr zur Folge hatte. Diese gefährliche Krankheit aber steigerte sich innerhalb weniger Tage so sehr, daß bereits am 19. Juli keine Hoffnung mehr da war, er könnte noch mit dem Leben davon kommen.

Solches war bewiesenermaßen der Verlauf der kurzen Krankheit des Infanten und jeder Unbefangene wird daraus keinen andern Schluß ziehen können, als daß man es darauf anlegte, den Infanten an den Folgen der Hitze und des Schneewassers sterben zu lassen. Weit mehr zu seinen Gunsten stellte Philipp II. die Sache in seinen Depeschen an die fremden Höfe dar, denn dort heißt es wörtlich: „der Prinz ging ohne Kleider und Schuhe in seinem mit kaltem Wasser stark angefeuchteten Zimmer umher, schlief manche Nacht bei offenem Fenster ohne nur einige Bedeckung, trank oft Morgens nüchtern oder in der Nacht eine übermäßige Quantität Eiswasser, aß in großer Menge grüne Früchte sowie andere seiner Gesundheit nachtheilige Speisen, und einmal nahm er sogar eilf Tage lang fast gar keine Speisen, sondern nur kalte Getränke zu sich. Als er endlich dennoch warme und kräftige Speisen nahm, blieben sie nicht mehr bei ihm, und die Krankheit wurde tödtlich.“ Nach dieser Darstellung hätte sich Don Carlos seinen Tod durch „Excesse“ selbst zugezogen, und es trüge kein Mensch auf Erden daran Schuld, als der Prinz ganz allein. Aber gesetzt den Fall, die Darstellung Philipps II. sei die richtige und wörtlich wahre, wurde deßhalb nicht dennoch an Don Carlos vom Vater ein Mord, zwar kein directer, aber doch ein indirecter begangen? Hatte denn der so eng Eingesperrte die Freiheit, zu thun und zu treiben, was er wollte? Auf wessen Befehl wurde der Zimmerboden des Gefängnisses mit kaltem Wasser übergossen? Wer lieferte die großen Quantitäten von Eiswasser, welche der Prinz in sich hineingoß? Wer die Früchte und die seiner Gesundheit nachtheiligen Speisen? Nun natürlich kein Anderer als der gestrenge Gefängnißwärter Ruy Gomez, Fürst von Eboli, der alle Tage vom Könige selbst seine speciellen Weisungen erhielt!

Noch Ende Mai 1568 war der Infant so gesund, wie sonst noch nie in seinem Leben, und am 19. Juli bezeichnete der endlich herbeigerufene Hofarzt Olivarez den Zustand desselben als einen verlorenen. Nunmehr ließ Philipp II. öffentliche Gebete für die Wiedergenesung des Sohnes anstellen und trug eine große Betrübniß zur Schau. Als aber einige Granden seines Hofes in ihn drangen, wenigstens den Versuch zu machen, ob nicht eine schnelle Luftveränderung den Kranken doch noch retten würde, wandte er sich, ohne ein Wort zu erwidern, zur Seite und nicht minder unwillig schlug er der Königin Elisabeth, sowie seiner Schwester Donna Juana die Bitte, den Sterbenden besuchen zu dürfen, ab. Noch mehr, wie ihm Ruy Gomez meldete, Don Carlos, dessen Kräfte schnell dahinschwänden, wünsche ihn vor seinem Tode noch zu sprechen, bestand seine Antwort in einem harten „Nein“, und dieses — so berichten einstimmig der venetianische Gesandte Cavalli und der päpstliche Nuntius, Erzbischof von Rossano — „Nein“ wiederholte er noch härter, als der Sohn die Bitte erneuerte. Kann man sich ein steinerneres Herz denken?

Wie so ganz anders benahm sich Don Carlos! Sowie er vom Doctor Olivarez erfuhr, daß es keine Rettung für ihn gebe, da kehrte eine unendliche Ruhe in sein Herz ein. Ja, eine Freudigkeit des Gemüths und zugleich eine Verstandesklarheit, wie früher vielleicht nie! Gott schickte ihm die so lange ersehnte Erlösung und es lag nun doch nicht die Sünde auf ihm, sich selbst den Tod gegeben zu haben. Warum hätte er sich also nicht glücklich fühlen sollen? Uebrigens beschäftigte er sich von jetzt ab nur noch mit dem Himmel, ausgenommen die Stunde, in welcher er dem Martin de Gaztelu, dem gewesenen Secretär Karls V., seinen letzten Willen dictirte, und selbst sein Beichtvater, Don Diego von Chaves, der ihn gewiß nicht liebte, bezeugte nachher, daß er mit einer musterhaften Frömmigkeit aus dem Leben geschieden sei. Ja selbst das nahm er mit demüthiger Ergebung auf, daß ihm Philipp II. mit der widernatürlichsten Härte eine letzte Zusammenkunft versagte, und mit lauter Stimme erklärte er wiederholt, daß er allen seinen Feinden, selbst den Herzog von Alba, den Großinquisitor Espinosa und den Fürsten von Eboli nicht ausgenommen, insbesondere aber seinem Vater, der ihn so hart und so lange verfolgte, von ganzem Herzen vergebe. Doch warum soll ich dieses noch Alles weiter ausmalen? Genug also: die letzten vernehmlichen Worte des Infanten waren: „Gott sei mir armen Sünder gnädig", und in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli 1568 Morgens ein Uhr hauchte er seinen letzten Athemzug aus.

Noch am Abend des 24. ließ Philipp II. den Leichnam des Ermordeten — einen andern Ausdruck kann ich nicht gebrauchen — im Dominikanerkloster zu Madrid auf's feierlichste beisetzen, um ihn dann später nach dem Escurial bringen zu lassen. Die Minister und die Gesandten der auswärtigen Höfe, die Granden des Reichs, der gesammte hohe Adel und die Mitglieder der Rathscollegien wurden in den königlichen Palast berufen, damit sie der Feierlichkeit beiwohnten. Um sieben Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, die sämmtlichen Brüderschaften und Mönchsorden nebst der königlichen Hofkapelle voran. Als Marschall fungirte dabei Ruy Gomez, Fürst von Eboli, der Vollstrecker der gräßlichen Befehle seines Monarchen, und die kirchlichen Ceremonien leitete der Bischof von Pampeluna, unterstützt von der übrigen hohen Geistlichkeit Madrids. Der König sah dem Zuge von einem Fenster seines Palastes aus zu und ordnete sofort eine einjährige Hoftrauer an. Drei Tage später zog er sich nach dem Escurial zurück, um, wie er selbst sagte, seinen großen Schmerz dort auszuweinen. Einen größeren Heuchler hatte die Welt noch nicht gesehen!

Also endete das große Trauerspiel Don Carlos; doch können wir dieses Kapitel nicht schließen, ohne zweier Nachspiele zu erwähnen. Wenige Monate nach dem Infanten, am 3. Oktober 1568, starb auch Elisabeth von Valois, die frühere Braut desselben und nachherige Gemahlin Philipps II. Drei Wochen

nach ihrem Tode erwog letzterer bereits, welche Prinzessin er zu seiner vierten Gemahlin erheben solle, und sein Auge fiel auf die Erzherzogin Anna, die zweite Braut seines gemordeten Sohnes. Doch erst zwei Jahre später, am 12. November 1570, führte er sie als seine Gattin heim und sie gebar ihm dann einen Sohn, welcher als Philipp III. der Nachfolger seines Vaters wurde.

Ganz anderer Natur war das zweite Nachspiel, von dem ich zuletzt noch sprechen will. Den Tag nachdem Philipp II. die Nachricht von der Verhaftung der Grafen von Egmont und von Hoorn in den Niederlanden erhalten hatte, ließ er, wie wir wissen, auch den Herrn Florence von Montmorency, Baron von Montigny, Ritter des goldenen Vließes und Großbaillif von Tournay, einen Bruder des Grafen von Hoorn, in Madrid verhaften und sofort in den Alcazar von Segovia abführen. Der Baron war, wie ebenfalls bereits angedeutet, mit dem Grafen von Bergh nach Spanien gekommen, um auf den Wunsch der Statthalterin Margaretha eine Ausgleichung der Zwistigkeiten zwischen dem Könige und den Niederländischen Provinzen zu versuchen, und während der Unterhandlungen starb der Graf von Bergh am 21. Mai 1567. Montigny blieb also allein in Spanien zurück, sah aber bald ein, daß er nicht nur beim Könige nichts ausrichten könne, sondern daß ihn dieser blos zurückhalte, um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, wie den übrigen niederländischen Edeln. Er wollte also heimlich aus Spanien entweichen; doch ehe er seine Flucht bewerkstelligen konnte, ward er ergriffen, und wie gesagt nach Segovia gebracht. Nun setzte sich Philipp II. mit dem Herzog von Alba in den Niederlanden in Correspondenz und brachte es sofort zuwege, daß derselbe den Montigny als einen Mitschuldigen seines Bruders, des Grafen von Hoorn, der am 5. Juni 1568 zu Brüssel enthauptet wurde, zum Tode verurtheilte. Kurz nachdem der König dieses Urtheil erhalten hatte ließ er — im August 1570 — den Gefangenen unter starker Bedeckung von Segovia nach der Festung Simancas bei Valladolid abführen und stellte zugleich das Alba'sche Document dem Alcalden von Valladolid Don Alonso de Avellano zu mit dem Befehl, dasselbe vollziehen zu lassen. „Doch," fügte Seine Majestät bei, — „nicht öffentlich, sondern heimlich im Innern der Festung und überhaupt so, daß man die Welt glauben machen könne, der Gefangene sei eines natürlichen Todes gestorben." Also wieder ganz so, wie bei Don Carlos! Mit diesen allgemeinen Vorschriften übrigens begnügte sich Philipp II. nicht; vielmehr ging er in alle Einzelnheiten ein, ohne Zweifel aus Furcht, Don Avellano könnte nicht vorsichtig genug handeln. So wies er den Alcalden an, sich von dem in das Geheimniß eingeweihten Präsidenten des Gerichts in Valladolid einen Scharfrichter und einen Priester zutheilen zu lassen, mit denen er möglichst unbemerkt und natürlich in dunkler Nacht in Simancas inzutreffen habe. Weiter solle er dem Gefangenen das Todesurtheil verkünden,

ohne daß der Wärter oder sonst Jemand gegenwärtig sei. Er solle ihn dann die Nacht hindurch ungestört mit dem Priester allein lassen und erst in der folgenden Nacht die Hinrichtung in einer Weise vollziehen, daß an der Leiche kein Zeichen einer gewaltsamen Todesart verspürt werden könne. Ferner dürfe der zu Mordende allerdings einen letzten Willen aufsetzen, aber in dem Document müsse die Erklärung niedergelegt werden, er, der Baron Montigny, fühle sich durch Krankheit dem Ziele seines Lebens nahe und dieß sei der Grund, warum er ein Testament mache. Endlich sei die Leiche solenniter, wie dieß dem Range des Verstorbenen gebühre, in der Kirche von Simancas beizusetzen und ohnehin dürfe man es an der gehörigen Anzahl von Seelenmessen nicht fehlen lassen.

Solche und ähnliche Vorschriften machte der König dem Alcalden Don Alonso de Avellano, indem er zugleich dem Gouverneur von Simancas, Don Eugenio de Paralta, befahl, Alles zu thun, was Avellano von ihm verlangen würde, und nun begann der letztere seine Thätigkeit. Vor Allem gewährte man dem Gefangenen eine ungleich größere Freiheit, als ihm in Segovia gestattet gewesen war. Dann wurde hart bei seinem Gefängnisse eine lateinisch abgefaßte Schrift hingeworfen, deren Inhalt ergab, daß Montigny in Verbindung mit seinen Freunden die Flucht zu bewerkstelligen gedenke, und diese Schrift fand man sofort wie durch Zufall auf. Hierauf brachte man den Gefangenen in ein ganz abseits gelegenes Lokal und schnitt hiedurch den übrigen Bewohnern von Simancas alles Ausspähen ab. Nachdem dieß geschehen, verbreitete man plötzlich die Nachricht, Montigny sei in eine schwere Krankheit verfallen, und täglich sah man jetzt den Hausarzt Avellanos mit Medicamenten den Weg nach der Festung einschlagen. Darauf erschien am 15. Oktober der Dominikaner Hernando aus dem Collegium von San Gregorio in Valladolid, um mit dem zum Tode Verurtheilten zu beten, und man besitzt jetzt noch eine Denkschrift dieses Mönchs über den Hergang der Sache. Endlich am 16. Oktober 1570, um die Mitternachtsstunde, trat der Alcalde mit dem Nachrichter bei Montigny ein, las ihm das Todesurtheil, das er ihm schon vorher schriftlich mitgetheilt hatte, nochmals vor und schloß mit der Erklärung, daß der König aus angeborener Milde, um die Ehre des Gefangenen zu schonen, gnädigst befohlen habe, die Hinrichtung heimlich erfolgen zu lassen; der Nachrichter aber, ohne Rücksicht auf den feierlichen Protest Montignys, bemächtigte sich sofort seiner und den Moment darauf war er erdrosselt.

Alle diese Einzelnheiten berichtete Philipp II. selbst in einem eigenhändigen, jetzt noch vorhandenen Sendschreiben vom 3. November 1570 an den Herzog von Alba und setzte zum Schlusse noch hinzu: „So heimlich und ohne Aufsehen wurde diese Hinrichtung vollzogen, daß bis auf diese Stunde ganz Spanien an den natürlichen Tod Montignys glaubt." Nun möge der Leser selbst urtheilen, welch' ein furchtbarer Mensch dieser Philipp II. war.

Fünftes Kapitel.

Die Bluturtheile des Herzogs von Alba in den Niederlanden.

Eine der schönsten und werthvollsten Perlen in der Königskrone von Spanien war der Besitz der niederländischen Provinzen, damals gewöhnlich kurzweg Flandern geheißen, denn jene Provinzen hatten sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts durch Handel und Industrie, nicht minder aber auch durch die Bepflanzung des Grund und Bodens zu einer so ungewöhnlichen Blüthe emporgeschwungen, daß fast kein anderes Land Europas den Vergleich mit ihnen aushalten konnte. Um so mehr hätte, menschlichem Ermessen nach, Philipp II. darüber sich klar sein sollen, daß ihm nichts mehr am Herzen liegen müsse, als sich diesen herrlichen Juwel nicht blos zu erhalten, sondern ihn immer fester und fester an sich und sein Haus zu ketten. Allein so unglaublich es auch klingt, so war es doch gerade dieser König, welcher die Niederlande von sich stieß und sie schließlich zwang, sich durch einen fast vierzigjährigen Kampf die Unabhängigkeit zu erringen.

Vor dem Jahr 1495 kannten sich die Spanier und Niederländer wohl kaum dem Namen nach, und sie hatten, weil durch Frankreich von einander getrennt, gar kein Interesse, sich näher kennen zu lernen. Da heirathete anno 1495 der habsburgische Erzherzog Philipp, genannt der Schöne, der Sohn des Kaisers Maximilian, der seinerseits durch die Hand Mariens, der Tochter Karls des Kühnen, Burgund und Flandern erworben hatte, die Prinzessin Johanna von Aragonien, die Erbin von ganz Spanien, und in Folge dessen erhielten Spanien und die Niederlande ein und dasselbe Regentenhaus zum Oberherrn. Dieß war jedoch das einzige Band, welches die beiden Nationen mit einander verknüpfte, und in allem Uebrigen blieben sie sich fremd. Ja sie stießen sich sogar in vielfacher Beziehung gegenseitig ab, indem die Niederländer fast durchaus — mit der einzigen Ausnahme der belgischen Provinz — der germanischen, die Spanier aber der romanischen Rasse angehörten und also nicht blos eine andere Sprache redeten, sondern auch ganz andere Sitten und Gebräuche, und überdem eine ganz andere Regierungsform hatten. Freilich, das letztere dem Namen nach nicht, denn Philipps des Schönen Sohn

und Enkel, der Kaiser Karl V. und der König Philipp II. führten den Königsscepter gerade so gut über die Niederlande, als über Spanien; allein in Spanien durften sie fast in Allem als unumschränkte Monarchen auftreten, während in den Niederlanden jede der siebzehn Provinzen ihre besonderen Rechte und Privilegien hatte, welche die Bürger gegen alle Unterdrückung und Gewalt von Seiten ihres Oberherrn schützten. In der Wirklichkeit also war in den Niederlanden die Regierungsform eine ganz andere, denn hier mengte sich mit dem monarchischen auch noch das demokratische Element und mit ungeheurer Eifersucht wachten die Niederländer darüber, daß ihnen dieses demokratische Element, bestehend in ihren Freiheiten und Privilegien, nicht verkürzt werde.

So lange nun Karl V. über die Niederlande herrschte, hatten dessen Bewohner sich in keinerlei Weise viel zu beklagen. Nicht daß dieser Regent sich stets innerhalb seiner Befugnisse gehalten hätte, ohne je einmal seine Gewalt zu mißbrauchen! Nein so that er nicht; allein im großen Ganzen genommen achtete er die Privilegien der Bürger, wie des Adels, und berief nur solche zu niederländischen Aemtern und Würden, welche im Lande selbst geboren waren. Auch hielt er sich persönlich sehr viel in den Niederlanden auf, weil er eine Vorliebe für dieselben hatte, und sein äußeres Auftreten stimmte mit den Gesprächen und Sitten der Niederländer, unter denen er von seiner Tante Margarethe erzogen worden war, überein. Ueberdem — und dieß ist keineswegs gering anzuschlagen — verschloß er sich vor keinem seiner Unterthanen, mochte derselbe arm oder reich, vornehm oder gering sein, sondern Jedweder konnte Zutritt zu ihm erhalten und durfte gewiß sein, daß seine Beschwerde, wenn sie irgend gerecht war, berücksichtigt werden würde. Ganz anders gestaltete sich dieß, als Philipp II. zur Regierung gelangte. Von Natur ernst und schweigsam, wurde er durch seine Erziehung in Spanien wo möglich noch ernster und schweigsamer. Dazuhin benahm er sich stolz und abstoßend, so daß ihm auch die Franzosen und Engländer nie einen Geschmack abgewinnen konnten. Das Spanische allein war in seinen Augen etwas werth und darum sprach er auch keine andere Sprache, als nur allein die spanische. Darum kleidete er sich nur spanisch, huldigte nur spanischen Sitten und liebte nur spanischen Umgang. Ueberdem zeigte er bei jeder Gelegenheit den weitgehendsten Bigottismus, während in den Niederlanden, besonders in den größeren Städten, wo der Handel alle Nationen zusammenführte, schon längst eine gewisse Freiheit des Denkens, verbunden mit religiöser Duldsamkeit, sich eingebürgert hatte.

All' dieß zusammen konnte die Niederländer natürlich für Philipp II. gleich von Anfang an nicht besonders einnehmen und er selbst that während seines Aufenthalts in jenem Lande von 1555 bis 1559 auch nicht das Geringste, um das Volk dorten anders zu stimmen. Im Gegentheil hüllte er sich von

Monat zu Monat mehr in seine spanische Grandezza und wenn die Leute zusammenströmten, um ihn bei dem Einzug in diese oder jene Stadt zu sehen, so versteckte er sich in den Winkel seiner Kutsche, statt hoch zu Roß sich aller Welt zu zeigen. Noch mehr erbitterte er die eingeborenen hohen Adeligen gegen sich, da er sie zur Erledigung der Regierungsgeschäfte zwar allerdings beizog, aber erst dann, wenn er über dieselben mit seinen spanischen Rathgebern bereits definitiv entschieden hatte. Kurz, also, die Freude der Niederländer an dem Nachfolger Karls V., der sich so überaus populär zu machen gewußt hatte, war keine große und es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um das Mißvergnügen zur offenen Beschwerde zu steigern. Dieser Anlaß kam mit der Abreise Philipps II. nach Spanien im August 1559.

Zur Statthalterin der Niederlande ernannte er damals, wie uns bekannt, seine Halbschwester Margarethe, Herzogin von Parma, und wir wissen auch, warum er dieß that. Das jedoch weiß der Leser noch nicht, daß er ihr gleich von Anfang an die Hände band, und zwar durch eine Art von Nebenregierung, welche er ihr setzte. Natürlich nämlich mußte die Statthalterin ein Ministerium haben und in dieses — Staatsrath genannt — berief Philipp II. den Anton Perrenot von Granvella, Bischof von Arras, den Grafen Karl von Berlaimont, Präsidenten des Finanzraths, den Viglius van Zuichem, Präsidenten des Privatraths, den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, den Grafen von Egmont, Fürsten von Gavre, endlich die Herren von Staveln, von Glayon und Simon Renard, ehemaligen Gesandten in England. Von diesen acht Herren hatte Jeder — so lautete das Decret des Königs — gleiches Stimmrecht und die Statthalterin war in allen Stücken den Ansichten des Staatsraths zu folgen gehalten. Allein außer diesem öffentlichen Decret hinterließ Philipp II. noch eine geheime Instruction, durch welche die ganze Anordnung eine illusorische wurde, denn laut dieser Instruction bildeten die drei erstgenannten Staatsräthe eine eigene, aber geheime Consulta, an welche sich die Statthalterin ganz allein zu halten hatte, und somit galt der Staatsrath als solcher gar nichts, sondern die ganze Gewalt lag in den Händen der drei Herren Granvella, Berlaimont und Viglius. Solche Anordnung konnte natürlich nicht lange ein Geheimniß bleiben, indem es ja die fünf andern Staatsräthe mit Händen greifen konnten, daß sie nur zu Statisten berufen seien, und selbstverständlich mußten sie sich hierdurch äußerst gekränkt fühlen. Auch blieben sie hinfort von den Staatsrathssitzungen weg und überließen das Feld rein den obengenannten Triumvirn.

Doch war es wirklich ein Triumvirat? Es zeigte sich gar bald, daß der gelehrte Viglius sich lieber in gründliche Studien vertiefte, als daß er sich mit Regierungsgeschäften abgemüht hätte, und nicht minder wußte man, daß der Graf von Berlaimont als Präsident des Finanzraths weitaus den ganzen Tag

in Anspruch genommen sei. Die sämmtlichen Regierungsgeschäfte concentrirten sich also in den Händen Granvellas und er ausschließlich bestimmte über die Besetzung aller Aemter, sowie überhaupt über alle Beförderungen und Gnadenbezeugungen. Lag nun darin nicht eine neue noch schwerere Kränkung? Dem Namen nach machte Philipp II. seine Schwester zur Statthalterin; der Sache nach war sein vertrauter Granvella, ein Mann, der sich ganz seinen Anschauungen zu fügen wußte, der oberste Leiter der niederländischen Angelegenheiten! Und dieser Ausländer, dem zu lieb die Edelsten unter den Eingeborenen auf die Seite geworfen wurden; dieser Augendiener Philipps II. — wie benützte er seine hervorragende Stellung? Man konnte nicht in Abrede ziehen, daß er eine ganz ungewöhnliche staatsmännische Begabung besaß und damit eine fast unermüdliche Arbeitskraft verband; aber zugleich kannte sein Ehrgeiz — er ruhte nicht als bis er Erzbischof von Mecheln und später sogar Cardinal wurde — keine Grenzen, und seine Prachtliebe war womöglich noch größer. Am meisten empörte sein Hochmuth, sowie auf der andern Seite seine Parteilichkeit, denn die letztere machte, daß er einzig und allein seine Verwandten, Freunde und Parteigenossen mit Aemtern und Pfründen begnadigte, und der erstere ging so weit, daß er nicht nur den Leuten aus dem Volk — das Volk nannte er ein boshaft verächtlich Thier — jeden Zutritt zu seiner Person versagte, sondern daß er auch dem eingeborenen Adel, selbst dem höchsten, mit trotziger Geringschätzung begegnete. War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn dieser Mann schon nach kurzem für die sämmtlichen Niederländer ein Gegenstand des Hasses wurde und wenn Hoch und Niedrig sich in dem Verlangen einigte, daß Granvella unter allen Umständen vom Ruder entfernt werden müsse?

Einen triftigen Beschwerdepunkt hatten also jetzt die Niederländer, und man kann sich wohl denken, daß die Einflußreicheren unter ihnen, besonders jene zurückgesetzten fünf Staatsräthe nebst dem ganzen hohen Adel, nichts versäumten, um theils durch die Statthalterin, theils durch eigene Abgesandte bei König Philipp zu ihrem Rechte zu kommen. Diesem ersten Beschwerdepunkt aber reihte sich bald ein zweiter an, der die Gemüther nicht minder aufregte. Nach dem im April 1559 zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossenen Frieden hatte Philipp II. seine Truppen größtentheils entweder verabschiedet oder nach Spanien zurückgesandt; dagegen hielt er noch einige spanische Regimenter, zusammen gegen 4000 Mann, in den Niederlanden fest und ließ sie an der Grenze gegen Frankreich Cantonnirungen beziehen. „Es sei dieß ein Act der Vorsorge,“ erklärte er, „da sie am besten zur Bewachung der Grenze paßten.“ Die niederländischen Generalstaaten dagegen, welche der König damals zu versammeln genöthigt war, weil er Geld von ihnen verlangte, erklärten

einstimmig, die Aufstellung „fremder“ Truppen in den Niederlanden ginge gegen die Landesprivilegien, indem nach niederländischem Recht nur „einheimische“ Truppen zur Bewachung der Grenzen und zum Dienst im Innern verwandt werden dürften. Keiner von beiden Theilen wollte nachgeben, allein endlich sah sich doch der König, weil man ihm sonst ohne Zweifel die geforderten drei Millionen Gulden verweigert haben würde, genöthigt, einzulenken und versprach also, die 4000 Mann Spanier in längstens vier Monaten abzuberufen. Unmittelbar darauf reiste er nach Spanien ab.

Nun verging aber Monat um Monat und die Truppen wurden nicht abberufen. Umgekehrt dagegen hausten sie in ihren Garnisonen, als wären sie in Feindesland, und was das heißen soll, das können die Leser am besten ermessen, wenn sie an die Horden des dreißigjährigen Krieges denken. Raub und Plünderung war noch das geringste, was sie sich erlaubten, und um's kurz zu sagen, ihre Zügellosigkeit stieg auf einen solchen Grad, daß die ganze Umgegend auf viele Stunden weit geradezu an den Rand der Verzweiflung gebracht wurde. Die stürmischsten Klagen liefen also bei der Herzogin-Statthalterin ein, denn kein Tag verging, an dem jene Banden nicht eine neue Schändlichkeit begingen, und in Folge dessen konnte Margarethe von Parma nicht umhin, den König — in allen nur halbwegs wichtigen Angelegenheiten durfte sie nicht selbstständig handeln — dringend zu ersuchen, sein früher gegebenes Versprechen zu erfüllen. Philipp II. aber ließ sie beharrlich ohne Antwort, entweder weil es mit seinen Begriffen von königlicher Allmacht nicht übereinstimmte, auf Klagen von Unterthanen Rücksicht zu nehmen, oder, was das wahrscheinlichere, weil er mit diesen Truppen später geheime Absichten in Ausführung zu bringen gedachte. Nun nahmen sich die Generalstaaten, als die gesetzlichen Vertreter der Vereinigten Niederlande, der von den spanischen Truppen so schwer bedrängten Landestheile an und erklärten, jährlich auf ihre Kosten eben so viel einheimische Fähnlein an der französischen Grenze unterhalten zu wollen, als die spanischen Fähnlein stark waren, natürlich aber unter der Bedingung, daß die letzteren sofort aus dem Lande entfernt würden. Nicht minder mischte sich auch der Staatsrath ein, den Prinzen von Oranien und den Grafen von Egmont an der Spitze, und so wurde die Statthalterin von allen Seiten gedrängt. Da, wie endlich die Gefahr nahe lag, daß die von der spanischen Soldateska Mißhandelten zur Selbsthilfe schreiten würden, gab Margarethe nach und befahl, die 4000 Mann nach Seeland zu transportiren, damit sie von da nach Neapel eingeschifft werden könnten.

Solches geschah im Anfang September 1560 und augenblicklich benachrichtigte die Statthalterin den König von dem, was sie zu thun gezwungen gewesen sei. Auch ließ jetzt die Antwort keineswegs auf sich warten, sondern

sie lief vielmehr umgehend — sie ist vom 5. Oktober 1560 datirt — ein; allein was enthielt sie? Nichts mehr und nichts weniger als den kurzen frostigen Befehl, die Truppen müßten sofort in ihre früheren Quartiere an der französischen Grenze zurückgeführt werden, denn es könnte der Fall eintreten, daß der König sie den Guisen in Frankreich überlassen würde, um sie in ihrem Kampfe gegen die Hugenotten zu unterstützen. Man kann sich denken, welchen Eindruck ein solcher Befehl auf die Niederländer hervorbringen mußte. Er konnte kein anderer sein, als der, der Indignation und des Hasses. Selbst der sonst so tief unterthänige Granvella sah ein, daß dieser Befehl unmöglich zur Ausführung gebracht werden könne, wenn man nicht einen allgemeinen Aufruhr hervorrufen wolle, und erklärte sich daher in einer am 25. Oktober abgehaltenen Staatsrathssitzung dahin, daß die spanischen Truppen fort müßten. Waren ja doch selbst die Seeländer, trotzdem diese Soldateska nur ganz kurze Zeit in ihrer Mitte verweilte, durch deren brutale Ausschweifungen so erbittert worden, daß sie erklärten, lieber ihre Dämme einreißen und ihr Land vom Meere verschlingen lassen zu wollen, als die Spanier länger unter sich zu dulden! Unter solchen Umständen gab es also keinen andern Ausweg, als die Truppen schleunigst zu entfernen, und richtig brachte man es auch so weit, daß sie am 30. November 1560 endlich nach Neapel absegelten.

Damit war nun allerdings der zweite Beschwerdepunkt beseitigt; allein wurde hiedurch Dankbarkeit gegen Philipp II. erweckt? Nein, gewiß nicht, sondern gerade das Gegentheil, denn man wußte ja allgemein, daß die Entfernung der schrecklichen Soldateska ganz gegen seinen Willen erfolgt sei und daß er es schließlich nur deßwegen nicht verhindert habe, weil die Verhinderung nicht in seiner Macht lag. Ueberdem was half es die Niederländer, wenn dieser kleineren Klage abgeholfen wurde, während die Hauptklage, die gegen das Regiment des allmächtigen Granvella, keine Berücksichtigung fand? Ueber das Letztere aber konnte man sich keine Illusionen mehr machen, seitdem Philipp II. eine energische Eingabe der fünf Staatsräthe, die nicht zur geheimen Consulta gehörten — diese Eingabe war vom 11. März 1562 datirt und in derselben wurde gerade herausgesagt, daß, so lange Granvella alle Gewalt der Landeshoheit in Händen habe, für den niederländischen Staat kein Heil zu hoffen sei — am 6. Juni 1563 abschläglich beschieden hatte. Gesetzt den Fall jedoch, Philipp II. würde auch hierin nachgegeben und schließlich, wie das Jahr darauf in der That geschah, den inzwischen zum Cardinal vorgerückten, tief verhaßten Minister entfernt haben, konnte dieß das tiefe Zerwürfniß wieder ausgleichen, das sich durch seine bisherige Hartnäckigkeit bereits gegen ihn festgesetzt hatte? Nein, unmöglich, denn es war in der Zwischenzeit ein dritter Beschwerdepunkt hinzugekommen, gegen welchen die zwei früheren geradezu in ein Nichts verschwanden.

Schon gleich nach den ersten Erfolgen der Reformation hatte diese sich auch nach den Niederlanden gewendet und die ersten Verkündiger der neuen Lehre waren die Augustinermönche in Antwerpen. Nun gelang es zwar allerdings den energischen Bemühungen, der Magistrate, sowie noch mehr den strengen Placaten Kaiser Karls V., die Weiterverbreitung der neuen Lehre wenigstens in so weit zurückzuhalten, daß sich in der nächsten Zeti keine größeren protestantischen Gemeinden bildeten; aber die gänzliche Unterdrückung der „Ketzerei", wie man sich damals ausdrückte, war doch eine Sache der Unmöglichkeit. Im Gegentheil, je mehr der Protestantismus in Deutschland und der Calvinismus in Frankreich sich ausbreitete, um so mehr nahm er auch in den Niederlanden zu, denn beide Länder grenzten ja hart an Flandern und Burgund und standen in stetem sehr lebhaftem Verkehr zu einander. Nicht minder wirkte das nahe England ansteckend, besonders seitdem nach dem Tod der blutigen Maria die protestantische Königin Elisabeth dort herrschte, und auch der Umstand blieb nicht ohne Wirkung, daß der Adel der Niederlande schon seit einiger Zeit gewohnt war, seine Söhne zu weiterer Ausbildung nach Genf zu senden, welches in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Herd der Häresie genannt werden konnte. Endlich darf nicht vergessen werden, daß die deutschen Miethtruppen, welche schon Karl V., noch mehr Philipp II. in seinem Kriege gegen Frankreich in Sold hatte, weil sie meist dem lutherischen Glauben huldigten, ihre eigenen lutherischen Feldprediger mit sich führten und daß man es dann nicht verhindern konnte, wenn diese Prediger unter dem Volk der Niederlande Proselyten machten. Kurz also, um's Jahr 1560 machte der Bischof Granvella die schreckliche Entdeckung, daß die Ketzerei des Lutheranismus und Calvinismus, sowie selbst die noch ärgere der Wiedertäuferei eine Masse von Anhängern gewonnen habe, und wie er nun der Sache auf den Grund ging, bekam er die Gewißheit, daß mit den bisherigen Organen des Katholicismus nichts gegen das eingerissene Uebel auszurichten sei. Hatte sich ja doch die katholische Geistlichkeit in den Niederlanden durch ihren Lebenswandel sowohl, als durch ihre Unwissenheit — darüber sind selbst streng katholische Schriftsteller einverstanden — zu einem großen Theile geradezu verächtlich gemacht, so daß kein Mensch mehr auf sie hören wollte! War ja doch aus den Mönchs- und Frauenklöstern die Zucht und Ehrbarkeit so sehr verschwunden, daß jene Anstalten weniger Gotteshäusern, als vielmehr öffentlichen Vergnügungsörtern, wenn nicht gar etwas noch Schlimmerem glichen! Mit den vorhandenen Mönchen und Geistlichen konnte man also nichts ausrichten und doch war es der Wille Granvellas, sowie noch mehr der seines Herrn und Meisters, Philipps II., daß die Niederlande um jeden Preis dem Pabstthum erhalten bleiben müßten. Wie nun da helfen? Es gab nur ein einziges, wirksames Mittel, die Einführung der Inquisition, wie sie in Spanien gehandhabt wurde!

Es war ein furchtbares Mittel und die Niederländer — auch den katholischen Theil derselben nicht ausgenommen — erschracken bis in den Tod, als sie vernahmen, was ihr König über sie beschlossen habe. Man wußte, wie dieses Bluttribunal in Spanien hauste; man wußte, daß dort auch der Gläubigste, von den Ehrlichen und Redlichen gar nicht zu sprechen, zum Scheiterhaufen verdammt wurde, sobald ein paar schlechte Subjekte im Complott gegen ihn aussagten; man wußte, daß da alles Leben erstarrte, wo das heilige Officium sein rothes Banner entfaltete, und war es nun ein Wunder, wenn der Schrecken in den Niederlanden ein allgemeiner wurde? Trotzdem hatte die Einführung dieses extremen Mittels die Folgen nicht, welche Philipp II. und seine Rathgeber erwarteten. Vielmehr verrechnete sich der König gänzlich, denn die Niederländer, als vom germanischen Stamm, wurden vom Schrecken nicht gelähmt, so daß sie nun Alles willenlos über sich ergehen ließen, sondern es erwachte sofort der Geist des Widerstandes in ihnen und zuletzt beschlossen sie, der Gewalt — Gewalt entgegenzusetzen. Man merke übrigens wohl, diesen Entschluß faßten sie erst „zuletzt", und es mußte sich noch vorher Verschiedenes ereignen, bis der Kampf um die Freiheit losbrach. Umgekehrt aber steht das fest, daß dieser Kampf nie begonnen worden wäre, wenn Philipp II. nicht darauf bestanden hätte, die Inquisition in den Niederlanden einzuführen.

Zuerst versuchten es die Niederländer, den König Philipp von seinem Entschlusse, dieses Tribunal in den Niederlanden einzuführen, durch Vorstellungen und Bitten abzubringen, und zwar geschah dieß nicht blos schriftlich, sondern es wurden auch zu verschiedenen Malen hochgestellte Männer, wie der Baron von Montigny und der Graf von Egmont, nach Madrid gesandt, um ihn anderen Sinnes zu machen. Auch schloß man aus den zweideutigen Antworten, welche Philipp II. im Anfang gab, daß derselbe wirklich nachgeben werde; allein hierin täuschte man sich vollkommen, denn schon am 17. Oktober 1565 schickte er der Statthalterin, seiner Schwester, einen stricten Befehl, die Inquisition in all' ihrer Strenge durchzuführen, und zugleich befahl er ihr, in Deutschland 10,000 Söldner anzuwerben, um mit ihnen jeden etwa möglichen Widerstand zu brechen. Natürlich erneuerte sich jetzt der Schrecken und eine Menge von solchen, welche ihr Leben in Gefahr sahen, begaben sich auf die Flucht. „Hinüber nach England, wo eine freie Luft weht", war ihr Feldgeschrei, und man rechnet, daß nur allein nach London und Sandwich über 20,000 Flamänder gingen. Sie gingen aber nicht mit leeren Taschen, sondern sie verkauften vorher ihr Hab und Gut und überdieß nahmen sie auch noch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit mit. Doch dieß war nicht die einzige Folge jenes Decrets vom 17. Oktober, und auch nicht die wichtigste. Weit schwerer in die Wagschale fiel vielmehr, daß man allerorten anfing, ganz offen die Frage zu

erörtern, ob man schuldig sei, dem Könige in dieser Sache zu gehorsamen, und daß die Vornehmsten und Edelsten des Landes hierin dem Volke mit ihrem Beispiele vorangingen. So erklärte der Prinz von Oranien der Herzogin-Statthalterin alsobald unumwunden, daß er lieber alle seine Aemter niederlegen würde, als den Henkersknecht der spanischen Inquisitoren zu machen, und dasselbe thaten auch die Grafen von Egmont und von Hoorn, sowie fast alle höheren Richter und Provinzialgouverneure. So übergaben im Januar 1566 die vier ersten Städte Brabants: Brüssel, Löwen, Antwerpen und Herzogenbusch, dem obersten Gerichtshof ihrer Provinz einen förmlichen Protest gegen die Einführung der Inquisition, und augenblicklich folgten die Städte Brügge und Gent, sowie überhaupt die Hauptplätze der übrigen Provinzen nach. So bildete sich endlich unter dem Adel der Niederlande eine förmliche Conföderation mit dem festausgesprochenen Zweck, die Aufhebung des Inquisitionsdecrets unter allen Umständen durchzusetzen, und es läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß diese Conföderation bereits etwas Revolutionäres an sich hatte.

Nachdem nämlich schon vorher im Kuilemburg'schen Hofe zu Brüssel, das ist im Palais des Grafen von Kuilemburg, Vorbesprechungen stattgefunden hatten, fanden sich am 16. Februar 1566 zu Breda im Hause des Philipp von Marnix, des Herrn von Adelgunde, eines Vertrauten des Prinzen von Oranien, neun entschlossene Männer zusammen, darunter Heinrich von Brederode, Graf Karl von Mansfeld und Nikolaus von Hammes, der Wappenkönig des Ordens vom goldenen Vließe, und diese neun Männer faßten sofort den einstimmigen Entschluß, zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten ihres Vaterlandes ein bewaffnetes Schutz- und Trutzbündniß des niederländischen Adels zu errichten. Zu diesem Behufe setzten sie eine Schrift folgenden Inhalts auf: „Da hab- und ehrsüchtige Fremde zur Befriedigung ihrer unersättlichen Begierden den König so sehr eingenommen haben, daß er sich nicht nur weigert, die erlassenen strengen Religionsedicte zu mildern, sondern auch, seinem königlichen Versprechen zuwider, mit Gewalt eine Inquisition einführen will und zum Theil schon eingeführt hat, welche durch Unterdrückung, Sklaverei und Mord die Nation unfehlbar zu Grunde richten muß; so findet sich der niederländische Adel in Betracht der seinem Stande obliegenden Pflichten gezwungen, in einen Bund zu treten, um diesen Gewaltthätigkeiten desto nachdrücklicher widerstehen zu können, und laut der Acte dieses Bundes verpflichtet sich jedes Mitglied desselben eidlich, durchaus keine Inquisition, unter welchem Namen man sie auch einführen möchte, in den Niederlanden zu dulden." Dieses Schriftstück aber, später das Compromiß genannt, wurde von obigen Neunen, zuerst von Philipp von Marnix, mit ihren vollen Namen unterzeichnet und circulirte dann den ganzen Winter hin-

durch zur Weiterunterzeichnung auf den Schlössern und Burgen des sämmtlichen niederländischen Adels. Sehr Viele, ja die Meisten, die Höchstgestellten der Vorsicht wegen natürlich ausgenommen, unterschrieben, und nicht minder fand auch der Gedanke Anklang, der Statthalterin in corpore eine geharnischte Bittschrift zu übergeben, in welcher man alle Beschwerden der Nation aufzählen und auf deren Beseitigung dringen wollte. In Folge des letzteren Beschlusses fanden sich am 3. April 1566 wohl vierhundert niederländische Grafen und Freiherren in Brüssel ein, alle hoch zu Roß und wohlbewaffnet, sowie überdem jeder mit seinem gewohnten Gefolge. So wuchs die Zahl der Vierhunderte bis auf Viertausende an, und man kann sich also denken, wie sehr die Statthalterin über diese neue Sorte von Bittstellern erschrocken sein mag. Da suchte sie der Graf von Berlaimont zu beruhigen und sprach dabei die denkwürdigen Worte: «Ce n'est qu'un tas de gueux», zu deutsch: „es ist nur ein Haufe Bettler"; aus diesem Dictum aber entstand der Name „Geussen", welchen sich die verschworenen Bittsteller sofort aneigneten, und eben dieser Bund der Geussen war es, aus dem factisch die spätere Freiheit der Niederlande erwuchs. Die vierhundert Edelleute nämlich zogen am 5. April in großer Procession nach dem Schlosse, und in ihrem Namen überreichte Heinrich von Brederode der Statthalterin die obgenannte Bittschrift, auf welche sofort vom Könige mit Ja oder Nein geantwortet werden sollte. Eine andere Wahl ließen sie demselben nicht und so war die Eingabe nicht sowohl eine Bittschrift, als eine Drohnote. Eine Drohnote aber, erlassen von Unterthanen an ihren Souverain, kann doch gewiß von letzterem nicht anders angesehen werden, denn als ein revolutionärer Act, und somit wird wohl kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß, wie ich oben behauptete, in dem Vorgehen der Adelsconföderation der Anfang der niederländischen Unruhen lag.

„Aufhebung der Inquisition und Freiheit des Gewissens" war von nun an das Feldgeschrei in den sämmtlichen Provinzen der Niederlande und auf einmal zeigte sich's, bis zu welcher Stärke die Partei der „Ketzer" bereits angewachsen sei. Seit Jahren schon hatte es nicht an Sendboten des Calvinismus und des Lutherthums gefehlt; aber wegen der Strenge, mit der man gegen sie verfuhr, wagten sie es nur selten, offen aufzutreten, und nur im Dunkel der Nacht sammelten sie ihre Gesinnungsgenossen. Jetzt, seit der Geussenbund existirte, riefen sie öffentlich zu ihren Versammlungen und jeder Hügel, jeder Baumstumpf, jedes Felsstück wurde zur Kanzel. Auch drängten sich die Leute massenhaft herzu, denn, wie ich schon weiter oben bemerkte, ihre bisherigen Priester hatten sich ihnen längst verächtlich gemacht, und dazuhin vertheilte man Traktate und Bibelübersetzungen, um die Menge noch mehr zu elektrisiren. So wuchs die Partei der Akatholiken bald so sehr an, daß sie die der Katholischgeblie-

denen an Anzahl überragte, und insbesondere ist zu verzeichnen, daß nun nicht mehr blos die Gebildeten und Höhergestellten sich dem neuen Glauben zuwandten, sondern auch die große Masse, also die Armen und Beladenen, an denen bekanntlich ein jedes Land reich ist. Nun bedenke man aber, wie damals die katholischen Geistlichen in den Niederlanden lebten und wie sie trieften vom Fett des Landes. Man bedenke den Reichthum der Klöster, deren Insassen in Liederlichkeit und Völlerei einander überboten. Man bedenke endlich den kostbaren Schmuck, in welchem die Kirchen erglänzten; ja einen so kostbaren Schmuck, daß man wohl sagen kann, es lagen hier Millionen todt und vergraben. Mußte dieß Alles nicht den Neid der Armen erwecken? Mußte nicht ihr Haß auf's furchtbarste anschwellen und lag es nicht in der Natur der Sache, daß die Sendboten der neuen Lehre, zum großen Theil abtrünnig gewordene Mönche und Priester, diesen Haß noch weiter entflammten? So kam es, daß am 14. August 1566 ein Haufe aus dem niedersten Volk, mit Beilen, Aexten und Hämmern bewaffnet, in fanatischer Wuth in die Kirchen und Klöster von St. Omer einbrach und daselbst die gräulichsten Verwüstungen anrichtete. Die Altäre wurden umgestürzt, die Heiligenbilder mit Füßen getreten, die Crucifixe zerschlagen und die Prunkgewande der Mutter Gottes in lauter Fetzen zerrissen. Das war der Anfang des Bildersturmes, der nun wie eine Windsbraut über die sämmtlichen niederländischen Provinzen hinfegte, und dann auch über das angrenzende Deutschland. Von St. Omer nämlich zogen die Rasenden nach Ypern, sich unterwegs durch viele Zuzügler vermehrend, und nachdem sie hier wo möglich noch ärger gehaust, ging's nach Bailleul, Menin, Courtrai, Comines, Lille, Oudenarden und wie die Städte alle hießen. Nirgends oder wenigstens beinahe nirgends wagten die Behörden einen ernsthaften Widerstand, nicht einmal in Antwerpen, wo das herrliche Münster unserer lieben Frau in einer einzigen Nacht all' seines, seit Jahrhunderten angesammelten Schmucks beraubt wurde. „Hinweg mit den Bildern! Tod dem Götzendienste!“ schrieen die Wahnsinnigen und zerstörten Alles, was nur irgend im Innern der katholischen Kirche zerstörbar war, selbst die unschätzbarsten Kunstgegenstände. Mit nicht minder großer Wuth gingen sie den Klöstern und Abteien zu Leibe und Nonnen wie Mönche mußten froh sein, das nackte Leben zu retten. Ja, manche Abtei ward gar verbrannt, wie zum Beispiel die von Watten und Marchienne, und aus anderen machte man mit Hilfe von Brechwerkzeugen ganz werthlose Ruinen. Kurz es war eine tolle Raserei, von der das niedere Volk ergriffen wurde, und in einem Zeitraum von wenigen 14 Tagen hatte dasselbe nur allein in Flandern und Brabant über 400 Kirchen und Klöster verwüstet. Man kann sich denken, wie groß die Entrüstung Philipps II. sein mußte, als ihm die Nachrichten von den neuesten Vorgängen in den Niederlanden zukamen. Schon

das Auftreten des Adels mit seiner Drohnote war ein Gräuel in seinen Augen, denn darin lag ein Angriff auf seine Majestät, ein Revolutioniren gegen das unumschränkte Königthum. Als ein noch weit gräßlicheres Verbrechen erschien ihm der Bildersturm und er machte dafür nicht sowohl das gemeine Volk der Bilderstürmer verantwortlich, als vielmehr den Calvinismus und das Lutherthum selbst. Waren es ja doch die Prediger der neuen Lehre gewesen, welche das Volk gegen die Bilder fanatisirten, weil sie den Bilderdienst eine Abgötterei nannten und mit dem goldenen Kalb in der Bibel verglichen! Und solchen Gräuel sollte er ungestraft hingehen lassen? Nein, das wäre ihm gegen die Natur gegangen und somit beschloß er augenblicklich in seinem Innern, die beleidigte römische Religion in einer Weise zu rächen, wie noch nie zuvor erhört worden sei. Zwar allerdings gelang es der Herzogin von Parma, der Statthalterin der Niederlande, nach kurzem schon die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen und sogar manchen der Hauptbilderstürmer öffentlich hinrichten zu lassen; aber um welchen Preis gelang ihr dieß? Nur durch einen schimpflichen Vergleich, den sie auf Anrathen des Prinzen von Oranien und der Grafen von Egmont und von Hoorn am 25. August mit den Abgeordneten der Adelsconföderation abschloß; einen Vergleich, dahin gehend, daß sie, die Statthalterin, im Namen des Königs versprach, die Inquisition aufzuheben, die strengen Edicte gegen die Ketzer zu annulliren und die freie Ausübung der protestantischen Religion zu gestatten, während umgekehrt der verbündete Adel sich verbindlich machte, das Volk mit Güte oder Gewalt zur Ruhe zurückzuführen. Nur durch diesen die Königliche Majestät auf's tiefste herabwürdigenden Vergleich gelang ihr dieß, denn jetzt erst eilten alle Statthalter nach ihren Provinzen und jetzt erst dämpften sie mit Hilfe der auf ihren Schlössern sitzenden Baronen den tollen Wahnsinn der aufgestachelten Menge.

Der König blieb also auf seinem Entschlusse, die beleidigte Religion zu rächen. Ja er nahm sich sogar vor, diese Rache womöglich noch zu verschärfen, weil nun auch die beleidigte Majestät zu rächen war, und sofort sah er sich um, wen er mit dem Racheamte betrauen solle. Er brauchte aber nicht lange zu suchen, denn da stand er ja vor ihm, der Herzog von Alba, sein vertrauter Minister und erprobter General, der Mann mit dem steinernen Herzen, der allein fähig war, das Henkeramt in den Niederlanden mit unbeugsamer Consequenz durchzuführen. Ein jeder Anderer hätte vielleicht Gewissensbisse davor bekommen, alle Rechte und Freiheiten der Niederlande, welche der König seiner Zeit bei der Uebernahme der Regierung beschworen hatte, ohne irgend welche Scheu in den Staub zu treten; der Herzog von Alba wußte von solchen Regungen des Gewissens nichts und entsprach also allein der gräßlichen Mission, welche Philipp II. in seinem Sinne trug. Er allein hatte das Zeug dazu,

mit den Häretikern, wie mit den politisch Anrüchigen in gleicher Weise aufzuräumen, denn Philipp II. war natürlich von Anfang an entschlossen, von den Zusagen, welche seine Schwester, die Statthalterin, der Adelsconföderation gemacht hatte, auch nicht eine einzige zu halten.

Schon im Dezember 1566 stand es also im Herzen des Königs fest, den Herzog von Alba als den Nachfolger Margarethens nach den Niederlanden zu senden; allein er hatte, wie ich schon im vorigen Kapitel auseinandersetzte, seine Gründe, die Sache vorerst noch geheim zu halten, und so blieb es denn vorderhand in den Niederlanden vollkommen ruhig. Man traute dort dem gegebenen Worte der Statthalterin, daß fortan Gewissensfreiheit im Lande herrschen und von der Inquisition keine Rede mehr sein solle. Auch erwartete man mit Zuversicht, daß Philipp II. seiner feierlichen Zusage gemäß im Sommer 1567 in Person nach Brüssel kommen werde, um allen Denen, welche sich in der letzten Zeit compromittirt, einen Generalpardon angedeihen zu lassen. Um so furchtbarer wirkte die Nachricht, als man im Mai 1567 plötzlich erfuhr, nicht der König komme nach den Niederlanden, sondern statt seiner der Herzog von Alba. Man kannte die Unerbittlichkeit dieses Mannes schon von früher her und alle Niederländer waren daher vom heftigsten Haß gegen ihn erfüllt. „Was wird er uns bringen?“ rief man sich zu. „Die Erniedrigung, den Schrecken, den Tod,“ erwiderte man, und sofort fragte sich Jeder, ob er nicht wohl daran thun würde, die gewitterschwangere Luft seines Vaterlandes mit einer reineren zu vertauschen. Flucht in's Ausland, besonders nach England hinüber, wurde also jetzt abermals die Losung, und wer es nur irgend möglich machen konnte, ohne allzu große Verluste zu erleiden, verkaufte Hab und Gut, um sich schleunigst über das Wasser zurückzuziehen. Diese Flüchtlinge aber, im Ganzen mehr als 100,000 Personen, wie die Statthalterin Margaretha in ihrem Bericht an den König selbst zugibt, gehörten nicht sowohl dem niederen Volke, als vielmehr den besseren und reicheren Ständen, besonders der Kaufmannschaft an, und hieraus kann man ermessen, welch' herrliche Kräfte des Wohlstandes den Niederlanden damals entzogen wurden. Ueberdem war dabei der höhere Adel sehr stark vertreten und insbesondere nenne ich den Namen des Prinzen von Oranien, der sich mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie — nur seinen ältesten Sohn Philipp Wilhelm ließ er auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der Akademie hinlänglich sicher glaubte — nach Dillenburg in's Nassauische zurückzog. Ihm folgten gleich nachher, jeden Gedanken an den bewaffneten Widerstand von vorn herein aufgebend, die Grafen von Hoogstraten, von Kuilemburg und von Bergen, nebst dem Baron Heinrich von Brederode und vielen Andern, die sich einstens an dem „Compromiß“ betheiligt hatten. Die Grafen von Egmont und von

Hoorn dagegen blieben zurück, darauf pochend, daß sie sich stets als loyale Unterthanen des Königs erwiesen und demselben früher im Felde große Dienste erwiesen hätten. Ueberdem war ihre gut katholische Gesinnung über allen Zweifel erhaben und somit — wer sollte ihnen unter solchen Umständen etwas anhaben können?

Am 10. Mai 1567 schiffte sich der Herzog von Alba im Hafen von Carthagena ein und auf 30 Galeeren begleitete ihn eine ansehnliche Truppenmacht. Am 17. erreichte er Genua und hier erwarteten ihn die Veteranenregimenter Karls V., welche bisher im Mailändischen und Neapolitanischen gestanden hatten. Es war nicht groß, dieses Heer, kaum 10,000 Mann stark, aber es gehörte unter die auserlesensten der Welt und war ausgestattet mit all' den Tugenden und Lastern, welche damals den Tapfersten unter den Miethtruppen anklebten. Nicht minder, wie der gemeine Mann, zeichnete sich auch das Offiziercorps aus, und ich nenne darunter besonders die Obristen Alphons de Ulloa, Julian Romero, Sancho de Londonno und Gonzalva de Braccamonte, von welchen jeder ein Regiment der spanischen Infanterie kommandirte. An der Spitze der Reiterei stand Chiappin Vitelli, Marquis von Cettona, und unter ihm dienten, damit sie sich mit der Kriegskunst vertraut machten, die beiden Söhne des Herzogs, Don Friedrich von Toledo, sein Erbe, und Don Ferdinand von Toledo, welcher, obwohl nicht in der Ehe geboren, der Liebling des Vaters und bereits zum Maltheserritterprior von Castilien vorgerückt war. General des Geschützes war Gabriel Serbelloni, der erste Artillerist damaliger Zeit, und ihm zur Seite stund der vielerfahrene Ingenieur und Kriegsbaumeister Franz Paciotto aus Urbino. Außerdem sind noch anzuführen der todesmuthige Sancho d'Avila, der Kapitän der Leibgarde des Herzogs von Alba; dann der Mann der Feder Bernardino de Mendoza, welcher aber das Schwert nicht minder gut zu führen wußte; endlich der Tapferste der Tapfern Christoph Mondragone, der unter Karl V. die Schlacht am Mühlberg entschieden hatte. Mit einem solchen Heere, geführt von solchen Offizieren, konnte der Herzog von Alba einem dreimal so starken Feinde entgegentreten, denn es besaß dasselbe so zu sagen nur eine einzige Seele, die des Oberfeldherrn, und jeder seiner Befehle, auch der grausamste, schonungsloseste, blutigste, durfte sicher sein, augenblicklich ausgeführt zu werden. Dafür aber genoß auch der Soldat, der höhere wie der niederere, wenn er nicht im Dienst war, der ungebundensten Freiheit und durfte allen seinen Lüsten fröhnen, ohne irgend dafür zur Verantwortung gezogen zu werden.

Am 2. Juni 1567 hielt der Herzog von Alba zu Feliciana zwischen Asti und Alexandria Musterung über seine kleine Armee und den Tag darauf schon trat er den Marsch nach den Niederlanden an. Es war aber ein weiter

und gefährlicher Weg, zuerst über den Montcennis und durch die savoyischen Alpen; dann der Rhone entlang und an Genf vorbei nach der Franche-Comté, welche als ein burgundisches Land damals noch zu Spanien gehörte. Hier stießen außer einem starken Geschwader burgundischer Reiterei drei Regimenter deutschen Fußvolkes, geführt und angeworben für ihn von den Grafen von Lodron, von Eberstein und von Schauenburg, zum Hauptheer, und dieses wuchs dadurch zu einer Stärke von 20,000 Mann an, was damals schon eine bedeutende Macht war. Endlich zu Anfang des August erreichte der Herzog Thionville, das erste Grenzstädtchen des Herzogthums Luxemburg, und hier empfingen ihn die Grafen von Berlaimont und Noircarmes, welche ihm die Statthalterin, um ihn zu begrüßen, entgegensandte. Er selbst war nicht minder höflich und beorderte sofort den Don Francisko de Ybarra nach Brüssel, um seinerseits die Statthalterin zu begrüßen; zu gleicher Zeit aber traf er schon von hier aus seine Vorsichtsmaßregeln und ließ den Grafen von Lodron mit seinem 3000 Mann starken Regimente nach Antwerpen abmarschiren, damit er dort Besitz von der Citadelle ergreife. Nicht minder starke Besatzungen warf er nach Gent und nach anderen wichtigen Plätzen. Die Hauptarmee dagegen, seine spanischen Regimenter, behielt er bei sich, denn nur in diesen fand er seine eigene Sicherheit.

Nachdem solches und Anderes in aller Stille geschehen, brach der Herzog wieder von Thionville auf und erreichte am 18. August Jodoigne, wo ihm der Graf von Meghem und der Herzog von Arschott aufwarteten. Auch andere Herren von Adel stellten sich hier ein, denn einmal forderte schon die Pflicht der Höflichkeit, daß man den neuen Statthalter des Königs begrüße, und noch gebieterischer forderte dieß die Klugheit, denn nur dadurch konnte man die Gnade des gewaltigen Alba gewinnen zu können sich Hoffnung machen. Gleich darauf in Tirlemont traf der Herzog den Grafen von Egmont, der mit einem Gefolge von vierzig Edelleuten zu seiner Begrüßung gekommen war. Der Herzog umarmte ihn als einen intimen Freund und bezeugte eine ungemeine Freude darüber, daß ihm der Graf zwei herrliche Pferde aus seinen Gestüten zum Präsente machte. Sehr unangenehm dagegen schien es ihn zu berühren, daß der Graf von Hoorn nicht ebenfalls in Person kam, sondern nur seinen Sekretär Alfons de Laloo sandte, während er selbst auf seinem Schlosse Weert bei Mecheln blieb. Sogleich schrieb er also an den Grafen und lud ihn freundlichst nach Brüssel ein. Der Graf aber lehnte ab mit der Erklärung, daß er keinerlei Amt in den Niederlanden begleite, da ihn der König schon längere Zeit eines solchen nicht mehr für würdig erachtet habe. Nun machte sich Juan Albornoz, der Sekretär des Herzogs von Alba, an Alfons de Laloo und versicherte diesen, daß der Herzog von Alba vom Könige

eigens beauftragt sei, dem Grafen von Hoorn ehrenvolle Anträge zu machen. „Das Gouvernement Mailand sowie das Vicekönigthum Neapel," setzte derselbe vertraulich hinzu, „würden demnächst erledigt, und der Graf von Hoorn habe nur zu wählen, ob er dieses oder jenes zu verwalten wünsche." Durch solche Aussichten geschmeichelt verließ der Graf von Hoorn sein Schloß Weert und wartete am 20. August dem Herzog in Löwen auf, wohin dieser von Tirlemont aus gezogen war. Auch durfte er sich des allercordialsten Empfangs rühmen, denn wie gegen den Grafen von Egmont, so benahm sich der Herzog von Alba auch gegen ihn und ihre gegenseitige Umarmung hätte nicht zärtlicher sein können.

Am 22. August 1567, um drei Uhr Mittags hielt der Herzog von Alba seinen Einzug in Brüssel, umgeben von seinen spanischen Regimentern, seiner Garde und seinen Offizieren. Weder von Seiten des Magistrats und der Behörden, noch von Seiten der Bürgerschaft wurde ihm ein Empfang bereitet. Im Gegentheil fand er die Straßen leer, trotzdem ein kriegerisches Spektakel sonst immer eine Menge Menschen anzieht. Der Grund lag darin, daß der Schrecken ihm vorangegangen war.

Sofort nach dem Einzug wurden die Truppen theils in den Vorstädten, theils in der Stadt selbst einquartirt; verschiedene Compagnien und Schwadronen auch in den nächstgelegenen Ortschaften, so jedoch, daß sie der Herzog innerhalb weniger Stunden auf Einen Punkt zusammenziehen konnte. Während dieß vor sich ging, machte er selbst der Statthalterin, welche noch immer als solche fungirte, seine Aufwartung; sie empfing ihn aber kalt, fast zurückstoßend, denn sie fühlte sich in hohem Grade indignirt, daß der König, ihr Bruder, sich nicht vorher über die Sendung des Herzogs mit ihr verständigt hatte. Auch gewährte sie ihm keine Privataudienz, sondern der Graf von Egmont, der Herzog von Arschott, der ältere Graf von Mansfeld und einige andere Hochgestellte mußten dabei zugegen sein.

„Ihre Bestallungen?" fragte sie ihn dann kurzweg.

„Meine Patente und Beglaubigungsschreiben," erwiderte der Herzog mit einer tief unterthänigen Verbeugung, „werde ich Eurer Durchlaucht morgen überreichen. Nicht minder auch Briefe von Seiner Majestät dem Könige."

Damit hatte die Audienz ein Ende und der Herzog zog sich in den Kuilemburg'schen Hof zurück, den er zum voraus schon zu seinem Quartier bestimmt hatte. Es war dieß dasselbe Palais, in welchem vor wenigen Monaten erst die Vorbereitungen zum Geussenbunde abgehalten worden waren, und es nahm somit das nun beginnende Alba'sche Blutgericht an demselben Ort seinen Anfang, von welchem auch die spätere niederländische Freiheit ausging.

Den andern Tag machte der Herzog der Statthalterin seine zweite Auf-

wartung und überreichte ihr richtig die versprochenen Patente nebst einem eigenhändigen Briefe Philipps II. an seine Schwester. Die Patente lauteten dahin, daß der Herzog von Alba zum obersten Befehlshaber sämmtlicher Truppen in den Niederlanden ernannt und ihm auch das ganze Festungs- und Kriegswesen daselbst untergeordnet sei; in seinem Briefe aber erklärte sich Philipp II. dahin, daß der Herzog eigentlich als nichts Anderes, denn als sein Vorläufer betrachtet werden müsse, indem er, der König, demnächst — nach Herstellung der Ordnung — selbst nach Flandern kommen würde. Diese Versicherung Phlipps II. war, wie wir schon wissen, eine kolossale Lüge, und eine nicht minder kolossale Lüge enthielt das vorgezeigte Patent, welches dem Herzog von Alba nur allein das Amt eines militärischen Oberbefehlshabers zusprach, denn in Wahrheit besaß er ganz andere Vollmachten; allein die Niederländer sollten in Sicherheit eingelullt werden, damit der Schlag, den ihnen Philipp II. zugedacht hatte, mit um so größerer Wucht geführt werden könne.

Die Herzogin-Statthalterin glaubte also, daß sie noch immer Statthalterin der Niederlande sei und es auch so lange bleiben werde, bis der König in's Land komme, um ihr das Amt abzunehmen. Eben dasselbe glaubten auch die Bewohner von Brüssel, die Vornehmen wie die Geringen, und der Herzog von Alba that Alles, um sie in diesem Glauben zu bestärken. Mein Gott, wie liebenswürdig war der Mann nicht! Wie zuvorkommend und freundlich gegen Alle und Jede! Wie beeiferten sich seine Söhne, Don Ferdinand und Don Friedrich, alle Höhergestellten, besonders die Grafen von Egmont und von Hoorn, mit ihrer Gastlichkeit zu umgarnen! Freilich bei einigen Wenigen, insbesondere auch beim Grafen von Hoorn erregte dieses übertriebene Entgegenkommen Mißtrauen und als letzterer einmal allein mit dem Grafen von Egmont zusammen war, warf er die Frage auf, ob sie Beide nicht besser thun würden, dem Beispiel des Prinzen von Oranien schnellstens zu folgen, indem ihm das Betragen des Herzogs von Alba viel zu unnatürlich vorkomme, als daß es ehrlich gemeint sein könne. „Mein theurer Freund," erwiderte ihm der Graf von Egmont, „wie können Sie nur so sprechen? Der Herzog von Alba mag viele schlimme Eigenschaften haben und ich will es Ihnen selbst nicht bestreiten, wenn Sie ihn trotzig, hart und grausam nennen. Aber offenherzig und aufrichtig ist er von jeher gewesen und es gehört ja gerade zum Naturell des Trotzes und der Rauheit, der Verstellungskunst unfähig zu sein."

So vergingen vierzehn Tage und während dieser ganzen Zeit schien sich der Herzog von Alba rein blos mit militärischen Angelegenheiten zu befassen. Insbesondere lag ihm — so mußte man wenigstens seinem Gebahren nach glauben — die Befestigung von Valenciennes, Thionville und Luxemburg am Herzen, um die Niederlande gegen Frankreich hin besser zu schützen, und er

hielt daher mehrmals einen Kriegsrath ab, zu welchem er, schon der erforderlichen Geldmittel wegen, auch die Mitglieder des niederländischen Staatsraths zog. Von den übrigen Maßregeln dagegen, welche er in aller Heimlichkeit traf, wußte Niemand etwas, denn er brauchte dazu nur ganz vertraute Diener und überdem geschah Alles, selbst das Kommen und Gehen der Kuriere, unter dem Deckmantel der Nacht.

Endlich war er mit seinen Vorbereitungen so weit fertig, um den ersten Schlag gegen die Niederlande führen zu können, und sofort berief er auf den 9. September bis um ein Uhr Mittags den gewohnten Kriegsrath zusammen. Es erschienen also im großen Saal des Kuilemburg'schen Palastes niederländischerseits die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Noircarmes und von Mansfeld, sowie die Herzoge von Areuberg und von Arschott, spanischerseits außer dem Herzog von Alba dessen beide Söhne, Don Ferdinand und Don Friedrich, nebst Chiappin Vitelli, dem General der spanischen Cavallerie, Gabriel Serbelloni, dem General des Geschützes, und Franz Paciotto, dem Kriegsbaumeister. Auf dem langen Tische, um den sie saßen, lagen eine Menge von Plänen, Karten, Rissen, und die ganze, sehr bewegte Berathung handelte sich wieder um die Befestigung von Valenciennes, Thionville und Luxemburg. Trotzdem nun übrigens die Berathung, wie gesagt, eine sehr lebhafte war, und man sich viel, theils über die Art der Ausführung der zu errichtenden Werke, theils über die Kosten, welche diese Ausführung verursachen könnte, herumstritt, so war doch leicht ersichtlich, daß der Herzog, der dem Kriegsrath präsidirte, nicht ganz bei der Sache sei, und auch seine beiden Söhne, besonders Don Ferdinand, der Maltheserritterprior, gingen oft ab und zu, als ob sie nach irgend Etwas zu sehen hätten. Woher kam nun dieß? Einfach daher, daß der Herzog auf gewisse Nachrichten mit Schmerzen wartete und daß Don Ferdinand nebst seinem Bruder sich überzeugen wollte, ob die von seinem Vater ertheilten Befehle richtig ausgeführt seien. Der Herzog hatte nämlich eine Abtheilung von 500 spanischen Arquebusieren beordert, sich in Schlachtordnung um den Kuilemburgschen Hof aufzustellen und alle Aus- und Eingänge so gut zu bewachen, daß Niemand wider ihren Willen sich dort eindrängen oder auch den Palast verlassen könnte. Um vier Uhr Mittags war letzteres geschehen und nicht allzulange hernach meldeten verschiedene Eilboten, daß auch in allem Uebrigen Alles in Ordnung sei.

Ja wohl, Alles war in Ordnung, oder, um deutlicher zu reden, die Verhaftungen von drei Männern, welche der Herzog angeordnet hatte, waren glücklich vollzogen worden. Die erste Verhaftung betraf den Sekretär des Grafen von Hoorn, Alfons de Laloo, und diese wurde durch Juan Albornoz, den Sekretär des Herzogs, vollzogen. Albornoz nämlich machte dem Laloo einen freundschaftlichen

Besuch, lud ihn dann ein, sich mit ihm in einem damals viel besuchten Vergnügungsort zu divertiren, und ließ ihn dort, nachdem er ihn in ein besonderes Zimmer geführt, durch ein Halbdutzend Soldaten arretiren. Sofort, nachdem der Gefangene sicher untergebracht war, begab sich Albornoz in dessen Wohnung und bemächtigte sich aller Scripturen und Werthsachen, welche er daselbst vorfand. Bei der zweiten Verhaftung handelte es sich um einen noch weit wichtigeren Fang, nämlich um den des Johann Casembroodt, Herrn von Backerzeele, denn dieser fungirte seit Jahren schon als der Sekretär, Geheimerath und Haushofmeister des Grafen von Egmont und besaß nicht nur den Schlüssel zu seines Herrn Geheimnissen, sondern auch zu dessen Truhen und Schätzen. Weil aber Backerzeele dieser seiner Stellung wegen eines großen Ansehens genoß, hätte es leicht, wenn man ihn offen in seiner Wohnung festnahm, zu einem Auflauf kommen können, und somit erhielten die beiden spanischen Kapitäne, Johann von Espucha und Johann Salazar, zwei Krieger, welche selbst die Hölle nicht fürchteten, sich aber zugleich durch große Verschmitztheit auszeichneten, den Auftrag, sich seiner auf kluge Weise zu bemächtigen. Diese Beiden mietheten sich also in einem Wirthshause, das ganz in der Nähe der Wohnung Backerzeeles lag, ein Zimmer und lauerten dann am 9. September von Morgens früh an, ob der Vertraute Egmonts nicht ausgehe. Endlich, ziemlich spät am Mittag, geschah dieß, und nun schlichen sie ihm eilends nach. So wie er aber um die Ecke bog, um nach seinem gewohnten Speisehause — er war Junggeselle — zu gelangen, warfen sie sich unversehens auf ihn, steckten ihm einen Knebel in den Mund, hoben ihn in eine dort bereit gehaltene verschlossene Chaise und fuhren mit ihm, was die Pferde laufen konnten, nach der nahen Feste Vilvorde, wohin gleich darauf auch Alfons de Laloo gebracht wurde. Diese beiden Verhaftungen gingen, wie wir gesehen haben, in Brüssel vor sich; die dritte spielte in Antwerpen und dabei handelte es sich um den ebenso angesehenen als reichen Bürgermeister Anton Strählen, einen vertrauten Freund des Prinzen von Oranien. Mit diesem hochwichtigen Fang hatte der Herzog den Grafen Alberich von Lodron, den Kommandanten der Citadelle von Antwerpen, beauftragt; allein die Sache hatte ihre großen Schwierigkeiten, denn Antwerpen war damals eine großartige Stadt von mehr als 200,000 Einwohnern und die ganze Bürgerschaft hielt wie Ein Mann zu ihrem ersten Bürgermeister. Der Zufall übrigens begünstigte den Obristen von Lodron. Anton Strählen nämlich besaß ein Landgut in der Nähe von Antwerpen, auf welches er im Sommer und Herbst meist jeden Abend hinauszufahren pflegte, um den andern Morgen wieder in die Stadt zurückzukehren. Auch führte der Weg nach diesem Landgut wenigstens zum Theil durch eine ziemlich einsame Gegend und hierauf gründete Lodron seinen Verhaftungsplan. Sobald er also am 8. September Abends durch seine Späher erfuhr,

daß der Bürgermeister soeben in seiner Kalesche, nur von zwei Freunden begleitet, fortgefahren sei, wählte er sich vierzig von seinen Leuten aus und legte sich mit diesen noch in der Nacht an einem passenden Ort in Hinterhalt. Wie dann aber den andern Morgen, am 9., Strählen mit seinen Freunden, nichts ahnend, angefahren kam, überfiel er denselben und brachte ihn, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, nach dem nur wenige Meilen entfernten gutbefestigten Lierre. Auch bemächtigte er sich sofort aller Papiere des Bürgermeisters, welche sich theils auf dem Landgut, theils in Antwerpen selbst befanden, und schonte selbst die Werthsachen und besonders das baare Geld nicht.

Das waren die Nachrichten, auf welche der Herzog von Alba während der Kriegsrathssitzung mit so vieler Unruhe wartete; sobald er aber Abends kurz nach fünf Uhr durch seinen Sohn, Don Ferdinand, erfahren hatte, daß alle drei Verhaftungen glücklich bewerkstelligt seien, hob er die Sitzung auf und verließ an der Seite des Grafen von Egmont, den er in ein lebhaftes Gespräch zu verwickeln wußte, den Saal. An der Haupttreppe verabschiedete er sich in höchst freundschaftlicher Weise von ihm, und der Graf von Egmont stieg nun die Treppe hinab. Kaum jedoch war er unten angekommen, so trat Sancho d'Avila, der Kapitän der Garde des Herzogs, von einem Dutzend Bewaffneter begleitet auf ihn zu und forderte ihm im Namen des Herzogs seinen Degen ab. Der Graf trat um einen Schritt zurück und starrte den Kapitän mit einem Blicke an, als ob er nicht recht gehört hätte. „Ich verhafte Sie im Namen des Herrn Herzogs von Alba," wiederholte nun der Kapitän. „Geben Sie mir Ihren Degen ab."

„Mein Herr Kapitän," erwiderte sofort der Graf, der sich in der Minute gefaßt hatte, „Sie täuschen sich wohl in der Person. Ich bin Ritter des goldenen Vließes und die Mitglieder dieses höchsten Ordens geben ihr Schwert nur in die Hände des Königs selbst ab."

„Was ich thue," war die Antwort des Kapitäns, „geschieht im Namen des Königs und ich wäre untröstlich, wenn ich Gewalt brauchen müßte."

So sprechend trat er hart auf den Grafen von Egmont zu und auf seinen Wink rückten die zwölf Gardisten ebenfalls näher.

„Gut," sagte jetzt der Graf mit Würde, indem er zugleich sein Degengehäng losschnallte; „hier nehmen Sie. Ich denke, es ist ein Schwert, das dem Könige schon gute Dienste geleistet hat."

Mit einer ehrerbietigen Verbeugung nahm der Kapitän d'Avila das Schwert und bat dann den Grafen, ihm zu folgen. Doch nicht über die Straße führte er ihn, sondern die Treppe hinauf in ein hinteres Zimmer des Palastes, worin er ihn mit seinen Gardisten auf's strengste bewachte.

Während dieß geschah, spielte sich in einem andern Theile des Kuilem-

burg'schen Hofes eine ähnliche Scene ab. Der Graf von Hoorn nämlich war durch Don Ferdinand von Toledo, nachdem die übrigen Mitglieder des Kriegsraths sich bereits entfernt hatten, noch eine Zeit lang im Saal zurückgehalten worden, um mit ihm noch etwas der Festungen wegen zu besprechen. Kaum aber hatten sie sich von einander verabschiedet und der Graf von Hoorn, während Don Ferdinand durch eine Nebenthüre verschwand, einige Schritte dem Hauptausgang zu gemacht, so trat ihm der Kapitän Salinas mit einer Rotte von Arquebusieren entgegen und forderte ihm im Namen des Herzogs von Alba seinen Degen ab. Bestürzt wich der Graf zurück und fragte sofort nach dem Grunde seiner Verhaftung.

„Es wird," entgegnete der Kapitän Salinas in roher Weise, „es wird derselbe Grund sein, wegen dessen man auch den Grafen von Egmont gefangen gesetzt hat."

„Ha!" rief jetzt der Graf von Hoorn. „Meinem Freund Egmont hat man ebenfalls den Degen abgefordert? Wohlan denn, es ist billig. daß ich sein Schicksal theile!"

Ohne weitere Weigerung gab er darauf seine Waffe ab und ließ sich von Kapitän Salinas abführen. Er erhielt, wie Lamoral von Egmont, ein hinteres Gemach des Palastes zum Gefängniß und wurde darinnen ganz mit derselben Strenge bewacht.

Der erste Schlag gegen die Niederlande war also gefallen und aus diesem schon konnte man erkennen, welche Mission dem Herzog von Alba von Philipp II. übertragen worden sei. Von nun an aber ging's im Sturmschritt vorwärts, denn nachdem man einmal die Maske abgelegt, wäre es nur thöricht gewesen, auf der betretenen Bahn wieder stille zu stehen. Doch ehe wir den weitern Verlauf dieser großen Tragödie schildern, wollen wir zuerst in kurzem berichten, welchen Eindruck die Verhaftung des Grafen von Egmont auf die Einwohnerschaft der Niederlande nach ihren verschiedenen Classen gemacht habe.

Die Herzogin Margaretha von Parma hatte sich bis jetzt, wie wir wissen, noch immer als die Statthalterin der Niederlande betrachtet; nun aber, als sie noch am Abend des 9. September durch den Grafen von Berlaimont erfuhr, was soeben im Palais Kuilemburg vorgegangen sei, gingen ihr plötzlich die Augen auf, und sie forderte augenblicklich den Herzog von Alba vor sich.

„Wie konnten," fragte sie denselben in einem Tone, der davon Zeugniß gab, wie schwer beleidigt sie sich fühle; „wie konnten Sie es wagen, hinter meinem Rücken und ohne mich zu fragen, eine solche Gewaltsmaßregel vorzunehmen?"

„Die Maßregel," erwiderte der Herzog ausweichend, „war nothwendig im Interesse des Staats; weil sich aber voraussehen läßt, daß dieselbe in den

Niederlanden viel böses Blut erzeugen wird, so nahm ich sie auf mich, damit der Haß des Volkes meine Person und nicht Eure Hoheit treffe."

„Ihre Handlung, ich wiederhole es," fuhr die Statthalterin noch herber fort, „war ein solcher Act der Willkür und Gewalt, daß er sich durch nichts entschuldigen läßt; aber ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie Ihre Befugnisse nicht zum zweiten Male in solch' grober Weise überschreiten."

„Eure Hoheit," versetzte der Herzog kalt, „befinden sich in einem großen Irrthum. Was ich that, that ich auf unmittelbaren Befehl Seiner Majestät des Königs, welchem ich auch allein für meine Handlungen verantwortlich bin. Ueberzeugen sich Eure Hoheit selbst."

Der Herzog griff in die Brusttasche und überreichte der Statthalterin ein Schriftstück, das diese hastig entfaltete. „Es führt ein anderes Datum," murmelte sie, „als das, welches Sie zum Oberfeldherrn der niederländischen Truppen ernannte."

„Es ist," versetzte der Herzog, der die Worte gar wohl gehört hatte, „die letzte Bestallung, welche mir Seine Majestät der König gerade vor meinem Abgang aus Spanien zu übertragen geruht hat."

Die Statthalterin las aufmerksam; je länger sie aber las, um so bleicher wurden ihre Wangen. „Unerhört! Unerhört!" wiederholte sie mehr als sechsmal hinter einander. „Gewalt, alle Statthalter der Provinzen, alle Befehlshaber der Städte, alle königlichen Beamten, sie mögen einen Namen und eine Stellung haben, welche sie wollen, nach Gutdünken abzusetzen und andere statt ihrer zu ernennen — das ist ja die Uebertragung der Königlichen Macht selbst! Ha und noch mehr! Gewalt, wegen den vergangenen Unruhen Untersuchung zu thun und wenn nöthig einen eigenen Gerichtshof einzusetzen; unbeschränkte Gewalt, die Urheber jener Unruhen zu strafen, selbst am Leben zu strafen und dazuhin das Ketzerthum mit dem Scheiterhaufen auszurotten. Mein Gott, mein Gott, wo ist je Aehnliches dagewesen?"

Das Schriftstück zitterte in ihrer Hand, nachdem sie es durchgangen hatte, und wie vernichtet sah sie zu Boden.

„Eure Hoheit," sprach nun der Herzog von Alba trocken, „Eure Hoheit werden sich aus diesen Papieren überzeugt haben, daß ich ganz in meinem Rechte war, die Verhaftungen von heute an vornehmen zu lassen."

Die Herzogin Margaretha machte eine starke Anstrengung, sich zu fassen. Dann faltete sie das Schriftstück langsam zusammen und gab es dem Herzog zurück. „Ich sehe," erklärte sie darauf mit Würde, „daß mein Bruder, der König, Ihnen die unbeschränkteste Gewalt über die Niederlande eingeräumt hat. Eine Gewalt, die Sie zum absoluten Herrscher dieser Provinzen macht. Ich werde daher noch heute alle meine Aemter niederlegen und Seine Majestät hievon durch einen Eilboten benachrichtigen."

Sie machte eine Handbewegung und der Herzog war entlassen. Sowie sich aber die Thüre hinter ihm schloß, sank sie auf einen Stuhl und vergoß die bittersten Thränen. Jahrelang hatte sie sich bemüht, die Niederlande für die Krone Spaniens auf's getreueste zu verwalten, und während dieser Zeit mußte sie oft die bittersten Widerwärtigkeiten erdulden. Zum Dank für all' dieß ward sie vom Könige einer werthlosen Eierschale gleich weggeworfen, und man hatte nicht einmal so viel Artigkeit für sie, der beleidigenden Maßregel durch irgend einen Vorwand ihr Herbes zu nehmen! War es also unter solchen Umständen ein Wunder, wenn sich ihr Inneres auf's tiefste gekränkt fühlte? Nach einiger Zeit jedoch siegte der Stolz über ihre Herzensbeklemmung und sie schrieb sofort dem Könige, ihrem Bruder, einen langen Brief, in welchen sie alle ihre Klagen niederlegte. Auch ließ die Antwort des Königs nicht allzu lange auf sich warten und darinnen ward ihrem Entlassungsgesuch bereitwilligst Folge gegeben. Doch nicht in ungnädigen Ausdrücken; im Gegentheil überhäufte sie Philipp II. mit Lobsprüchen und setzte ihr einen lebenslänglichen Gehalt von 14,000 Dukaten aus.

Wenn nun übrigens die vorgenommenen Verhaftungen selbst auf die Statthalterin, welche doch die Schwester Philipps II. war, einen solch' tief schmerzlichen Eindruck machten, wie viel mehr noch auf die Niederländer selbst, in deren Brust sich schon vorher eine tiefe Abneigung gegen den König von Spanien festgesetzt hatte! Man fühlte sich förmlich betäubt von dem Schlage, denn da man wohl wußte, daß weder den beiden Grafen von Egmont und von Hoorn, noch ihren Sekretären und dem Bürgermeister von Antwerpen irgend ein strafwürdiges Vergehen zur Last gelegt werden konnte, sondern daß der Grund ihrer Verhaftung einzig darin lag, daß sie an den Privilegien und Gerechtsamkeiten der Niederlande festhielten und solche nicht willkürlich zu Boden treten lassen wollten — da man dieß allgemein wußte, so konnte sich kein einziger patriotisch gesinnter Mann in den Niederlanden mehr sicher wissen. Nein, im Gegentheil, der nächste Schlag war vielleicht für ihn bestimmt, selbst wenn er das reinste Gewissen hatte. Darum schloß sich jetzt Alles in seine Häuser ein, und in Brüssel namentlich herrschte eine Stille, als ob die Pest darin hauste. Die in ihren Häusern Eingeschlossenen aber horchten auf jedes Geräusch, weil sie jeden Augenblick fürchten mußten, ein Piquet Soldaten wolle den Einen oder den Andern von ihnen dem Gefängnisse überliefern. Allzu lange jedoch hielt bei den kräftigeren Naturen die Betäubung nicht an, sondern dieselbe verwandelte sich sofort in einen furchtbaren Zorn über den, der sich solche Gewaltthaten erlaubte. Ja, man darf es wohl sagen, es war ein Ingrimm, der sich bis in's tiefste Herz hineinfraß; freilich aber zugleich ein Ingrimm ohne Aussicht auf Erfolg, da natürlich Keiner dem allmächtigen

Herzoge etwas anhaben konnte. Auch durfte man seine wahre Gesinnung nicht einmal zeigen, aus Furcht, die Blicke der spanischen Spürhunde auf sich zu locken, und das Einzige, was man unternehmen konnte, war noch das, daß man sich so schnell als möglich der Gewalt des Herzogs von Alba durch die Flucht entzog. Der Erste, der dieß that, war der jüngere Graf von Mansfeld und er entkam auch glücklich nach Köln. Mehr als Fünfzigtausende ahmten sein Beispiel nach; zwei Drittheile jedoch nicht mit dem gleichen Erfolge, denn der Herzog von Alba, von der allgemeinen Flucht unterrichtet, ließ sofort die Häfen nach England sperren und setzte Todesstrafe auf das Ueberschreiten der Grenzen nach Frankreich und Deutschland, wenn man sich nicht durch einen Paß legitimiren konnte.

Doch wir kehren zu den Gefangenen zurück, welche sich der Herzog von Alba als seine ersten Schlachtopfer ausersehen hatte. Einige Tage lang blieben sie in den Gelassen, in welche man sie zuerst gesperrt; allein weil ihre Bewachung da mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft war, so beschloß der Herzog, die beiden Grafen von Hoorn und von Egmont auf die feste Citadelle von Gent bringen zu lassen, wo sie, weil seit dem 13. September der Obrist von Ulloa dort kommandirte, ganz sicher aufgehoben waren. Am 22. September Morgens wurde die Transportation in's Werk gesetzt und nun konnte man sehen, welche außerordentliche Wichtigkeit die beiden Grafen in den Augen des Herzogs hatten. Voraus nämlich ritten vier Schwadronen Arquebusiere; dann kam ein Regiment spanischer Infanterie und in deren Mitte der Graf von Egmont in einer von zwei Maulthieren getragenen Sänfte, der Graf von Hoorn aber auf einem gewöhnlichen Fuhrwerke; den Schluß des Zugs bildeten drei Schwadronen Chevauxlegers. Im Ganzen also wurden 1700 Mann Infanterie und 500 Mann Cavallerie verwandt, um die beiden Grafen nach Gent zu transportiren, offenbar, weil der Herzog fürchtete, es könnte ein Befreiungsversuch gemacht werden. Nicht minder große Umsicht zeigte der Herzog in der Auswahl der Gefängnißlokale, indem er befahl, sie in solche Gelasse zu sperren, von welchen aus eine Communication mit der Außenwelt eine Sache der Unmöglichkeit sei. Nachdem so für die beiden Grafen auf's beste gesorgt war, schenkte der Herzog auch den beiden Sekretären derselben, sowie dem Bürgermeister von Antwerpen seine Aufmerksamkeit und alle drei kamen in drei verschiedene Zellen des Schlosses Vilvorde, wo sie der Kapitän de Torres mit der scrupulösesten Sorgsamkeit bewachte.

Sie saßen also fest, die zwei Grafen von Egmont und von Hoorn, die Edelsten und Höchstgestellten in den Niederlanden nach dem Prinzen von Oranien, dessen man aber leider nicht hatte habhaft werden können. Sie saßen fest mit ihren beiden vertrauten Sekretären und dem vertrauten Freunde des Prinzen

von Oranien, dem reichen Bürgermeister Strählen von Antwerpen, und kein Mensch hatte eine Hand gerührt, um ihre Verhaftung zu verhindern. Ganz ruhig war Alles vorübergegangen und nicht einmal von einem kleinen Tumulte war etwas zu verspüren gewesen, viel weniger von einem Befreiungsversuche. Was brauchte man also weitere Umstände zu machen? Was brauchte man länger zu zögern, den ganzen großartigen Strafact in Scene zu setzen, mit dessen Ausführung Philipp II. seinen neuen Stellvertreter in den Niederlanden, den Herzog von Alba, beauftragthatte? Vorwärts demnach mit den Verhaftungen und frischweg los auf die vielen Tausende, welche sich des Verbrechens entweder der beleidigten katholischen Religion oder der beleidigten königlichen Majestät schuldig gemacht hatten! Los auf sie mit allen Spürhunden der Inquisition, welche dem Herzog aus Spanien gefolgt waren — los auf sie, und wenn man sie selbst nicht bekommen konnte, wenigstens los auf ihr Vermögen!

Wer war nun aber der beleidigten Majestät und Religion schuldig? Der furchtbare Herzog von Alba zählte nach seinen Abmachungen mit Philipp II. darunter erstens alle diejenigen, welche außer Landes geflohen waren, sowie diejenigen, welche ihnen dabei behülflich gewesen. Zweitens alle diejenigen, welche an der Adelsconföderation, Geussenbund geheißen, Theil genommen oder auch nur die Insignien dieses Bundes getragen hatten. Ja sogar die, welchen man beweisen konnte, daß sie beim Absingen von Geussenliedern — es kursirten deren viele — anwesend gewesen, ohne laut dagegen zu remonstriren. Drittens alle diejenigen, welche gegen die Inquisition gewirkt und deren strenges Verfahren getadelt. Noch mehr die, welche bei Scenen der Bilderstürmerei anwesend gewesen und nicht gewaltsam eingeschritten waren. Am allermeisten die, welche den öffentlichen Predigten der calvinistischen oder lutherischen Geistlichen angewohnt oder auch nur von solchen Predigten gewußt und sie nicht sogleich denuncirt hatten. Endlich viertens alle diejenigen, welche es gewagt, sich auf die Privilegien der Niederlande zu berufen und den Grundsatz aufzustellen, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. „Alle diese, ohne Unterschied, also so ziemlich die sämmtlichen Bewohner der Niederlande, seien" — so sprach Philipp II. und mit ihm sein Stellvertreter, der Herzog von Alba — „in die Strafe verfallen, welche das Gesetz auf Hochverrath dekretirt, und diese Strafe solle ohne Schonung und Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Mitwelt zum Beispiel und zum Schrecken für alle künftigen Generationen, an den Schuldigen vollzogen werden."

An Spionen und Denuncianten, um Gelegenheit zu massenhaften Verhaftungen zu haben, fehlte es dem Herzoge von Alba nicht, denn die katholische Priesterschaft, besonders die spanischen Inquisitoren, welche ihm gefolgt waren, stellten ihm solche in beliebiger Menge. Aber wo waren denn die Richter,

welche die Denuncirten verurtheilten? Die bisher in den Niederlanden üblichen Gerichte paßten hiezu nicht, sondern man mußte ein Ausnahmsgericht haben, ein Tribunal, welches alle bestehenden Gesetze der Provinzen als nicht vorhanden betrachtete und rein nach dem Willen des Herzogs von Alba handelte. Somit ging der Herzog augenblicklich daran, ein solches Tribunal zu schaffen, das heißt, die dazu passenden Individuen auszulesen, und nachdem er es geschaffen, gab er ihm den spanischen Namen: «Il consejo de las altercationes,» auf deutsch: „Rath der Unruhen", nämlich der Unruhen, welche vor Jahr und Tag in den Niederlanden geherrscht, aber schon lange vor der Ankunft des Herzogs gedämpft worden waren. Bei diesem Namen übrigens blieb es nicht, sondern das Volk der Niederlande taufte ihn alsbald in „Blutrath" um, und nie war eine Benennung eine richtigere. Doch weiter — wer waren die Mitglieder des Blutraths? Um ihm wenigstens einigen Anschein von Gerechtigkeit zu geben, wurden als Vorsitzende desselben berufen die Grafen von Barlaymont und von Noircarmes, allein nach der ersten Sitzung schon blieben sie für immer weg. Weitere Mitglieder waren Adrian Nicolai, Kanzler des Raths von Geldern, Jakob Martens, Präsident des Raths von Flandern, Peter Asset, Präsident des Raths von Artois, Jakob von Bläsere, Mitglied des großen Raths von Mecheln, Jakob Hessele, Mitglied des Raths von Flandern, und die beiden Spanier, der Doctor Luis del Rio, und der Licentiat Juan de Vargas, welche der Herzog aus Spanien mitgebracht hatte. Doch auch von diesen Sieben erschienen die vier Ersten bald nicht mehr bei den Berathungen, und so blieben nur die zwei Spanier und der Jakob Hessele oder Hesselts, ein Mensch, dem für Geld Alles feil war, übrig. Zu Procuratoren und Secretären des Tribunals endlich ernannte der Herzog ebenfalls eine Zahl von Sieben, nämlich: Johann Dubois, Johann de la Porte, Claudius Belin, Johann von Vlierden, Johann Masdach, Stephan Praß und Jakob de la Torre; allein merkwürdig, selbst von diesen Herren schämten sich die sechs Ersten des ihnen übertragenen Amtes schon nach wenigen Monaten so sehr, daß sie dasselbe unter irgend einem Vorwande quittirten, und nur Jakob de la Torre, ein fanatischer, von den schlimmsten Leidenschaften beherrschter Mensch, hielt getreulich aus. In Wahrheit bestand also der Blutrath nur aus vier Mitgliedern, den beiden Spaniern del Rio und de Vargas, dem Holländer Hesselts und dem Wallonen de la Torre, und von diesen Vieren — Hesselts schlief meistens während der Sitzungen und wenn's dann zum Abstimmen kam, so schrie er stets noch schlaftrunken: «ad Patibulum, ad Patibulum», d. i. „an den Galgen, an den Galgen!" so geläufig war ihm das Todesurtheil-sprechen geworden — gingen bei weitem die meisten Bluturtheile aus. Doch mußte jedes derselben dem Herzog von Alba zur Bestätigung vorgelegt werden, denn

dieß hatte er sich von Anfang an vorbehalten, und nicht minder stand es in seiner Macht, Urtheile, die ihm zu mild vorkamen, nach Willkür selbst bis zur Todesstrafe zu verstärken. Ja in den ersten drei Monaten führte er sogar stets den Vorsitz im Blutrathe, obwohl die Sitzungen meist sieben Stunden und mehr in Anspruch nahmen, und erst als er durch anderweitige dringende Geschäfte abgehalten war, übertrug er denselben an seinen Liebling de Vargas, einen unwissenden, schamlosen, brutalen, verhärteten Bösewicht, voll Geiz, Wollust und Blutgier, der wegen des gemeinen Verbrechens der Nothzucht in Spanien zu langjährigem Gefängniß verurtheilt war.

Schon am 20. September 1567 hielt der Blutrath seine erste Sitzung, so sehr hatte sich der Herzog von Alba beeilt, ihn zu constituiren, und von nun an verging fast kein Tag mehr, an dem er sich nicht versammelt hätte. Worin aber bestanden seine Berathungen und Beschlüsse? Einzig und allein darin, Alle und Jede, die sich dem spanischen Hofe verhaßt oder verdächtig gemacht hatten, vor den hohen Rath zu fordern und nach kurzem Verhör zum Tode, sowie natürlich auch zum Verluste des Vermögens — dieß wurde nie vergessen — zu verurtheilen. So wurden vorgefordert der Prinz Wilhelm von Oranien und Ludwig von Nassau, sein Bruder; so die Grafen von Hoogstraten, von Kuilemburg und von Vandenberg; so Heinrich von Brederode nebst allen seinen Freunden, welche das Compromiß unterschrieben hatten. Sie wurden vorgefordert, und weil sie natürlich ihre sicheren Asyle im Auslande nicht verließen, um sich einem gewissen Tode zu überliefern, so ward die Strafe der ewigen Verbannung nebst der Vermögensconfiscation über sie verhängt. Ja, noch mehr, auch der Graf von Bergh, dessen Gebeine, wie wir wissen, längst in Spanien moderten, wurde citirt und es geschah dieß, wie man sich wohl denken kann, einzig und allein deßwegen, um sich seiner Güter bemächtigen zu können. Doch nicht blos die Flüchtigen und Abwesenden zog der Blutrath sofort vor sein schreckliches Forum, sondern in noch weit größerer Anzahl die Anwesenden, und um dem Leser ein Bild davon zu geben, wie man dabei verfuhr, bitte ich ihn, mir auf ein paar Augenblicke nach Gent zu folgen. Am 16. Januar 1568 wurden dort siebenundvierzig, am 4. Februar achtundvierzig und am 7. Februar wieder achtundvierzig Männer, lauter angesehene und sehr vermögliche Bürger von Gent, zum größten Theil aus Patrizierfamilien, nach Brüssel beschieden, damit sie sich dort vor dem Rath der Unruhen verantworteten. Zu diesem Behufe hatten eigene Commissäre ihre Namenslisten verfertigt und diese nicht blos an's Rathhaus angeschlagen, sondern auch zu wiederholten Malen durch die Gerichtsboten auf allen öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen ablesen lassen. Die Citirten konnten also über ihre Citation nicht im geringsten Zweifel sein; allein eben weil sie nun

Gewißheit hatten, daß es auf sie abgesehen sei, suchten die Meisten von ihnen ihre Rettung in der schnellsten Flucht. Achtzehn dagegen von den Hundertdreiundvierzig hatten, im Bewußtsein ihrer vollkommenen Unschuld, die Kühnheit, sich dem Blutrath in Brüssel zu stellen. Man legte ihnen verschiedene Fragen vor und nahm auch ihre Antworten zu Protokoll, so daß es den Anschein hatte, als wolle man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Allein am 20. Februar Nachts 10 Uhr wurden sie plötzlich Alle, jeder in seinem Quartier, von den Profoßen des Blutraths verhaftet und sofort, je zwei zusammengebunden in's Gefängniß geworfen. Am 3. April verkündete man ihnen dann ihr Urtheil und es lautete bei Allen auf den Tod. Doch machte man in der Art und Weise der Hinrichtung einen Unterschied, denn Fünfe, weil von Adel, erlitten den Tod durch's Schwert, während die Andern am Galgen sterben mußten. In Beziehung auf die Vermögensconfiscation fand kein Unterschied statt. So verfuhr man allüberall in allen Städten und Dörfern der Niederlande.

Es ist nun übrigens Zeit, daß wir zu unseren ersten Gefangenen zurückkehren, insbesondere zu den Grafen von Egmont und von Hoorn, als den beiden vornehmsten Männern der Niederlande. Auch ihre Untersuchung führte der schreckliche Blutrath und die beiden spanischen Mitglieder desselben, de Vargas und del Rio, reisten deßwegen mehrmals nach Gent, um sie daselbst zu verhören. Nicht minder viel Mühe gab man sich, nachdem man ihre Güter confiscirt, auch ihre sonstigen Schätze aufzufinden, und Herr von Backerzeele wurde sogar auf die Folter gelegt, damit er die nöthigen Geständnisse mache. Endlich, den 13. Januar 1568, kam man zum Ziele, und nun war die Freude groß. Fand man ja doch nicht weniger als eilf Kisten, sämmtlich mit goldenen und silbernen Geräthschaften, mit Edelsteinen und andern Kostbarkeiten gefüllt! Ging es nun aber hierin dem Herzog von Alba ganz nach Wunsch, so machte ihm, wie seinem königlichen Herrn, der Umstand um so mehr Unlust, daß die Verhaftung der beiden Grafen in ganz Europa die größte Entrüstung hervorrief. Ja, daß man von allen Seiten auf deren sofortige Freilassung drang! So thaten fast sämmtliche Ritter des goldenen Bließes; so die vornehmsten Herzoge und Fürsten Deutschlands; so endlich der Kaiser Maximilian II. selbst, welcher seinen eigenen Bruder, den Erzherzog Karl, nach Madrid sandte, um dem Könige Philipp die dringendsten Vorstellungen zu machen. Sie thaten so, theils deßwegen, weil die Grafen von Egmont und von Hoorn durch ihre beiden Gemahlinnen — die des Ersteren hieß Sabina und war eine geborene Herzogin von Baiern, die des Zweiten nannte sich Walpurga, Erbgräfin von Nurnao, Moers und Saewerden — mit den meisten fürstlichen Häusern Deutschlands und Europas in nahen Verwandtschaftsverhältnissen standen, theils deßwegen, weil sie es für eine schwere Beeinträchtigung des höchsten Adels an-

sahen, wenn zwei seiner vornehmsten und hervorragendsten Mitglieder unter solch' nichtigen Vorwänden in den Kerker geworfen und am Ende gar dem Nachrichter überliefert würden. Doch all' dieß war vergeblich, denn beim Könige von Spanien wie beim Herzog von Alba stand der Entschluß fest, die beiden Grafen sterben zu lassen, und so erhielt der Blutrath Befehl, sie zum Tode zu verurtheilen. Solches geschah sofort Ende Mai 1568 und als Grund der Verurtheilung galt Verschiedenes, zum Beispiel der Vorwurf, sie hätten die Conföderation des Adels — den Geussenbund — heimlich gefördert. Ferner seien sie gegen die Bilderstürmer viel zu nachsichtig gewesen und hätten sogar den calvinistischen und lutherischen Sendboten das Predigen gestattet. Endlich liege von ihnen die Erklärung vor, die Einführung der spanischen Inquisition in den Niederlanden, welche doch der König befohlen habe, sei den Gesetzen zuwider und sie würden lieber auswandern, als dieselbe neben sich dulden. Das waren die großen Verbrechen, wegen deren die beiden Grafen den Verbrechertod erleiden mußten.

Ihre Hinrichtung übrigens wurde auf's würdigste eingeleitet. Am 1. Juni nämlich ließ der Herzog von Alba achtzehn Edelleuten, als früheren Anhängern des Geussenbundes, auf dem großen Sandplatze zu Brüssel — la place du Sablon — die Köpfe abschlagen und darunter waren Jünglinge von den herrlichsten Anlagen, wie Maximilian von Blois, Peter von Andelot und die beiden Brüder Gysbert und Thierry von Batenburg. Den andern Tag, am 2. Juni, wiederholten sich die Hinrichtungen; nur traf die Todesstrafe dießmal Männer anderer Gattung, einige Calvinistenprediger nämlich nebst ihren Anhängern, wie den Cornelius de Meen und den Herrn von D'Huy, einen Abkömmling der alten Grafen von Namur. Sie starben sämmtlich, vierzehn an der Zahl, mit ungebrochenem Muthe und während ihrer Hinrichtung wurden beständig die Trommeln gerührt, damit das Volk nicht hören könne, wie sie die Rache des Himmels auf ihre Mörder herabriefen. Nach solch' würdiger Einleitung kam die Reihe an die Grafen von Egmont und von Hoorn, und am 3. Juni in der Früh führte man sie aus der Citadelle von Gent ab. Dreitausend Mann spanischer Infanterie und achthundert Reiter dienten ihnen zur Eskorte und die Kapitäne d'Avila und Tordesillas waren mit ihrer besonderen Bewachung beauftragt. In Termonde brachten sie die Nacht zu und den andern Tag, Mittags 3 Uhr, geschah der Einzug in Brüssel, dessen ganze Besatzung in Schlachtordnung aufgestellt war. Auf dem Marktplatz angekommen, führte man sie in das sogenannte Brodhaus, auch «Maison du Roi» genannt, gegenüber dem Rathhause, und hier in diesem finsteren Gebäude wies man jedem eine Zelle an, als wären sie die gemeinsten Missethäter. Hier sollten sie die letzten Stunden ihres Lebens zubringen.

Am Spätabend desselben 4. Juni, an welchem die Grafen von Egmont und von Hoorn nach Brüssel gebracht worden waren, kam auch der Bischof von Ypern, Martin Rithov, einem Befehle des Herzogs von Alba folgend, in jener Stadt an, und begab sich augenblicklich in dessen Palais. Er wußte nicht, was der Herzog von ihm wolle; dieser aber übergab ihm sofort das gegen den Grafen von Egmont gefällte Todesurtheil, damit er es dem Grafen überbringe. Wie vom Donner gerührt stand der ehrwürdige Prälat, denn einen solchen Blutspruch hatte er nicht erwartet und überdem, wie kam der Herzog dazu, gerade ihn, den Bischof von Ypern, mit dieser schweren Mission zu betrauen? Sofort jedoch faßte er sich und warf sich dem Herzog zu Füßen, ihn mit thränenden Augen um Gnade für den edlen Verurtheilten oder doch wenigstens um Aufschub des Urtheils anflehend. „Ich habe," erwiderte ihm der Herzog in strengem, zornigem Tone, „ich habe Sie nicht hierherberufen, damit Sie der Ausführung der Sentenz Hindernisse bereiten, sondern deßwegen, damit Sie dem Grafen von Egmont, dessen Tod unwiderruflich beschlossen ist, die Tröstungen unserer heiligen Religion zukommen lassen." Aus diesen Worten und noch mehr aus dem Tone, in dem sie gesprochen wurden, erkannte der Bischof, daß es ein thörichtes Beginnen wäre, noch weiter in den Herzog zu dringen, und somit erhob er sich, um dem erhaltenen Befehle nachzukommen.

Es war 11 Uhr Nachts, als er das Kuilemburg'sche Hotel verließ. Ueberall herrschte eine unheimliche Stille; vom Marktplatz her aber erscholl ein eigenthümliches Geräusch. Er traf dort eine starke Anzahl von Zimmerleuten damit beschäftigt, ein breites Schaffot zu errichten. Ringsum hielten spanische Soldaten in voller kriegerischer Ausrüstung. Auch der Posten vor dem Rathhause war nicht mehr von der Bürgerwache besetzt, sondern eine Abtheilung des Regiments des Obristen Romero hatte ihn eingenommen. Nichts war somit vom Herzog von Alba versäumt worden, um jeden etwaigen Aufstand mit Gewalt niederzuschlagen.

Der Graf von Egmont schlief fest, als der Bischof Zutritt in sein Gefängniß verlangte. Man weckte ihn und der Bischof trat bei ihm ein.

„Sie hier?" rief der Graf, den ehrwürdigen Prälaten anstarrend.

Ohne ein Wort zu erwidern, überreichte ihm der Bischof das Todesurtheil.

Der Graf erbleichte, als er dasselbe beim trüben Lampenscheine durchlas. „Nicht möglich!" sprach er dann mit tief bewegter Stimme. „Es gäbe keine Gerechtigkeit mehr, wenn dieß wahr wäre!"

„Es ist wahr," erwiderte der Bischof, dessen Stimme vor Mitleid zitterte.

„Nein," erklärte der Graf von Egmont mit starker Stimme; „in solch' gräßlicher Weise kann König Philipp meine ihm geleisteten Dienste nicht lohnen.

Ha, und was sehe ich!" fuhr er fort, das Schriftstück noch einmal betrachtend. „Dieß Document hier ist ganz ungesetzlich, denn es trägt nicht die Unterschrift von Richtern, sondern nur die des Herzogs von Alba und des Sekretärs Pratz."

„Und doch," versetzte der Bischof mit einem hörbaren Seufzer; „und doch wird es morgen früh vollzogen werden, so gewiß ich jetzt vor Ihnen stehe. Darum, mein theurer, edler Herr, lassen Sie uns keine Zeit mehr versäumen, Ihre Seele für die Ewigkeit vorzubereiten."

Noch immer wollte der Graf nicht glauben, daß das Todesurtheil wirklich an ihm vollzogen werden würde; allein endlich wußte ihn der Bischof doch zu überzeugen, und nun wandte Egmont seine Gedanken dem Himmel zu. Er betete mit dem Bischof und dieser las die Messe. Dann beichtete der Graf und der Bischof ertheilte ihm die Absolution.

Er war jetzt gefaßt, der unglückliche Graf von Egmont, aber plötzlich wurden seine Gedanken wieder auf die Erde herabgezogen. „Mein Weib, meine Kinder," rief er, „wie wird es ihnen ergehen?" Händeringend ging er auf und nieder; dann verlangte er dringend Dinte und Papier. Man reichte es ihm und nun schrieb er drei Briefe. Den ersten an seine Gemahlin, den zweiten an den Herzog von Alba, den dritten an den König von Spanien. Im ersten nahm er rührenden Abschied von seiner theuren Sabine und seinen eilf Kindern; im zweiten erinnerte er den Herzog von Alba an die alte Waffenbrüderschaft und beschwor ihn, sich des Weibes und der Kinder anzunehmen, die er hinterlasse; der dritte lautete folgendermaßen: „Sire, vor zwei Stunden hat man mir das Urtheil eröffnet, welches über mich aussprechen zu lassen Eurer Majestät gefallen hat, und so weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Eurer Majestät, oder gegen die einzig wahre alte katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem über mich verhängten Schicksal in Geduld. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was in anderem Lichte erscheinen möchte, so ist es gewiß in der besten Meinung geschehen und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Eure Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine früheren Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu haben. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes. Brüssel, den 5. Juni 1568, im Angesicht des Todes. Eurer Majestät treuester Vasall und Diener Lamoral von Egmont." — Also schrieb der Graf einige Stunden vor seinem Tode an seinen gekrönten Mörder und sicherlich hatte er also nicht das Zeug eines Hochverräthers in sich. Wegen Hochverraths aber mußte er sterben!

Nunmehr, nachdem er die drei Briefe geschrieben und der Bischof ihm

versprochen hatte, dieselben pünktlichst zu besorgen, wurde er ruhig und unterhielt sich mit seinem Beichtiger blos noch über religiöse Dinge. Später auch darüber, ob er vom Schaffot aus eine Anrede an's Volk halten solle, welches ihm aber der Bischof entschieden widerrieth, weil bei der gegenwärtig herrschenden Aufregung seine Worte leicht mißverstanden werden und Gewaltthätigkeiten daraus entstehen könnten. Somit verzichtete der Graf von Egmont hierauf, um selbst im Tode noch seine Loyalität zu beweisen, und unmittelbar nachher schnitt er den Kragen seines Unterwammses eigenhändig ab, mit wehmüthigem Lächeln bemerkend, er wolle es dem Scharfrichter leicht machen.

Nicht lange nach 10 Uhr, am 5. Juni, Morgens traten der Obrist Don Romero und der Kapitän Salinas mit einer starken Wachbegleitung in das Zimmer des Grafen von Egmont, um ihn zu seinem letzten Gange abzuholen, und sofort befahl der Obrist, nach gewohntem Brauch, dem Delinquenten die Hände zu binden. „Nie und nimmer," rief Egmont; „dagegen mein Wort darauf, ich werde mich dem Scharfrichter nicht widersetzen." Man unterließ es also, und gleich darauf trat man den Gang zum Schaffot an. Der Graf in der Mitte zwischen Don Romero und dem Bischofe von Ypern; unmittelbar hinter ihm der Kapitän Salinas mit der spanischen Wache. Gekleidet war Egmont in einen Rock von rothem Damast, über welchem er einen schwarzen, mit goldenen Tressen verbrämten Mantel trug; in der Hand hielt er ein gesticktes Taschentuch.

Auf dem Marktplatz waren zweiundzwanzig Fahnen spanischer Infanterie in voller Schlachtordnung mit brennenden Lunten aufgestellt; die Zugänge hielt die Reiterei besetzt. Das Schaffot hatte man mit scharzem Tuch ausgeschlagen und ebenso auch die zwei langen, mit eisernen Spitzen versehenen Stangen, welche sich an beiden Enden des Schaffots erhoben. Neben einer dieser Stangen hatte sich der Großprofoß von Brüssel postirt, wie sich von selbst versteht, hoch zu Roß und seinen rothen Amtsstab in der Hand; unter dem Schaffot barg sich der Nachrichter, des Zeichens zur Hinrichtung wartend. Die Zuschauermasse konnte nur von der Ferne zusehen, der zweiundzwanzig Soldaten-Fähnlein wegen; etwas zu hören war unmöglich, weil die Trommeln beständig gerührt wurden.

Um eilf Uhr betrat der Graf von Egmont das Schaffot, nur allein begleitet vom Bischof von Ypern. Sofort knieten beide vor einem silbernen Crucifixe nieder, das in der Mitte des Schaffots stand, und wohl zehn Minuten lang dauerte ihr Gebet. Darauf erhob sich der Graf, und seinen Mantel und Ueberrock abwerfend überschaute er mit einem letzten Blicke den menschenbedeckten Marktplatz. Unmittelbar nachher kniete er abermals vor dem Crucifixe nieder, küßte dasselbe und erhielt vom Bischof die letzte Oelung. Jetzt war die Zeit

gekommen und Thränen im Auge zog sich der Bischof zurück. Der Graf von Egmont aber stülpte sich eine seidene Mütze über die Augen und einen Moment später fiel der Streich. Ohne einen Laut von sich zu geben, starb der Graf. Ueber seinen Leichnam warf der Scharfrichter alsbald ein großes schwarzes Tuch.

Wenden wir uns nun zu dem Grafen von Hoorn, dem edlen Genossen des Grafen von Egmont. Auch ihm war das Todesurtheil in der Nacht vom 4. auf den 5. Juni eröffnet, aber nicht durch einen Bischof, sondern durch den ersten Prediger der königlichen Hofkapelle, denn der Herzog von Alba glaubte mit ihm weniger Umstände machen zu dürfen. Ein furchtbarer Zorn erfaßte den Grafen, als er die Sentenz zu lesen bekam. „Es ist ein Mord," schrie er, „kein rechtskräftiges Urtheil." Der Geistliche suchte ihn zu beruhigen; aber seine Worte goßen Oel in's Feuer und immer heftiger werdend rief der Graf die Rache des Himmels auf seine Mörder herab. Endlich ward er stiller und nun ermahnte ihn der Geistliche, zu beichten, damit er ihm die Absolution ertheilen könne. „Ich habe," erklärte der Graf, „meine Beichte längst vor Gott abgelegt; ein Weiteres ist nicht nöthig." Dabei blieb er, der Geistliche mochte ihm die Hölle noch so heiß machen. So verging die Nacht und der Morgen des 5. Juni. Gegen Mittag, unmittelbar nach der Hinrichtung des Grafen von Egmont, begaben sich der Obrist Don Romero und der Kapitän Salinas in das Zimmer des Grafen von Hoorn, um ihn ebenfalls abzuholen, und in der Minute war er bereit; doch die Begleitung des Geistlichen verbat er sich. Festen Trittes, das Auge stolz über die Menschenmenge schweifen lassend, schritt er zwischen den beiden Offizieren dahin und ohne daß auch nur eine Wimper gezittert hätte, betrat er das Schaffot. Da sah er das große schwarze Tuch, mit welchem man die Ueberreste des Grafen von Egmont bedeckt hatte, und zugleich sah er, daß Blut unter demselben hervorquoll. „Wessen Leichnam birgt dieses Tuch?" rief er nun mit starker Stimme. „Vielleicht den meines Freundes und Bruders, des Grafen von Egmont? Hah!" setzte er darauf noch lauter hinzu, als er aus einer Bewegung des Don Romero erkannt hatte, daß er die Wahrheit errathen; „ha, ein Mord mehr oder weniger, was liegt daran?" Er hätte noch Weiteres hinzugesetzt, aber auf einen Wink Romeros wirbelten die Trommeln zusammen, daß man kein Wort mehr verstehen konnte. Noch einen Blick warf jetzt der Graf über den weiten großen Marktplatz und dann einen zweiten nach dem Himmel. Darauf kniete er auf dasselbe Kissen nieder, auf welchem vor ihm der Graf von Egmont gekniet hatte, und noch keine Sekunde später rollte sein Kopf in den Staub. Diesen aber, sowie auch den des Grafen von Egmont, ergriff sofort der Nachrichter und pflanzte jeden derselben auf eine der zwei langen, mit eisernen Spitzen

versehenen Stangen, von denen ich oben gesprochen. Damit erreichte der grausige Act sein Ende.

Ja wohl, dieser Act hatte mit der Execution des Grafen von Hoorn sein Ende erreicht; nicht aber hörte damit der Act des Mordens selbst auf. Nein im Gegentheil, jetzt fing der Blutrath erst recht zu wüthen an und so lange der Herzog von Alba in den Niederlanden weilte, verging kein Tag, nicht einmal ein Sonntag, an welchem nicht allüberall ringsum Todesurtheile, oft fünfzig oder hundert zumal, vollzogen worden wären. Ja, noch am nämlichen fünften Juni, an welchem Egmont und Hoorn starben, fuhr man mit den Executionen fort und zwar betrafen dieselben die beiden Sekretäre der Grafen nebst dem Bürgermeister Strählen, welche man alle drei zusammen im Schloßhofe von Vilvorde köpfte. Doch soll ich nun alle die weiteren Hinrichtungen im Detail schildern? Es müßte bei dem Leser ein entsetzliches Grausen erregen und ich begnüge mich also, zu constatiren, daß der Herzog von Alba mittelst seines Bluraths in den Niederlanden ärger wüthete, als irgend je vor ihm ein Wütherich, selbst die gräßlichen römischen Dictatoren Cinna, Marius und Sylla nicht ausgenommen, denn er verschonte Niemanden, den Armen so wenig als den Reichen, den Geringen so wenig als den Vornehmen, das Weib so wenig als den Mann, obwohl ihm allerdings die Reichen und Hochgestellten schon der Vermögensconfiscation wegen weit hinrichtungswürdiger erschienen. So war denn das Köpfen, das Hängen, das Viertheilen und das Verbrennen während der ganzen Zeit seiner Amtsführung in den Niederlanden seine hergebrachte Tagesverrichtung und er selbst rühmte sich, als er nach Spanien zurückgekehrt war, daß er nicht weniger als 18,000 Erwachsene — sage achtzehntausend Erwachsene durch die Hand des Scharfrichters ausgerottet habe. Hätte er noch hinzugesetzt, daß mindestens zwanzigmal so Viele durch den Versuch, sich und die Ihrigen den Verfolgungen des Blutraths durch die Flucht zu entziehen, in's tiefste Elend gestürzt worden seien, so würde er der Wahrheit noch näher gekommen sein, und das Entsetzen ob solchen Gräueln erfüllte damals die ganze Welt. Nur Einer freute sich derselben und dieser Eine war Philipp II., der König von Spanien.

Ich könnte nun füglich dieses Kapitel hier schließen; um aber den Beweis, welch' ein Wütherich dieser Herzog von Alba gewesen, bis zur Evidenz zu führen, erlaube ich mir, dem Leser wenigstens noch eine einzige Mordgeschichte zu erzählen. Eine einzige nur, aber eine solche, daß man daraus einen Schluß auf das ganze von Philipp II. angeordnete Regiment ziehen kann.

Daß die Bluturtheile des Herzogs von Alba ein allgemeines Entsetzen erregten, habe ich bereits gesagt, und nicht minder weiß der Leser, daß Tausende und aber Tausende es mit mehr oder weniger Glück versuchten, sich dem gräßlichen Würgengel durch die schnellste Flucht zu entziehen. Dieß waren

aber nicht die einzigen Folgen, sondern die Bluturtheile erzeugten noch ein Drittes, das weder der Herzog von Alba noch sein Herr und Meister in Spanien erwartet hatten, nämlich den Widerstand und die Rebellion, woraus schließlich die Befreiung der Niederlande vom spanischen Joche hervorging. Es kam dieß ganz naturgemäß und konnte gar nicht anders kommen, denn der Wurm, der getreten wird, krümmt sich und Verachtung verdient der Mann, der sich seiner Existenz nicht zu wehren weiß. Demgemäß erklärte Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, dem Herzog von Alba schon kurz nach der Hinrichtung seiner Freunde Egmont und Hoorn den Krieg und da die niederländischen Flüchtlinge, welche glücklich in's Ausland entkommen waren, fast sämmtlich zu ihm stießen, so gelang es ihren vereinten Kräften bald, ein Heer zu sammeln, mit dem sie die Feindseligkeiten eröffnen konnten. Nicht minder Großes leisteten jene Verzweifelten, welche sich das Meer und die Flüsse auserkoren, um der spanischen Tyrannei Widerstand zu leisten, ich meine die sogenannten Wasser-Geussen, die, nachdem sie sich den gewaltigen Guislain de Fiennes, einen Seemann sonder Gleichen, zum Admiral erkoren, mit ihren schlechten Schiffen wahrhafte Wunder verrichteten. Natürlich übrigens kann es nun nicht meine Absicht sein, den ganzen Revolutionskrieg der Niederlande zu schildern, der mit dem Jahr 1568 seinen Anfang nahm, sondern ich will blos durch ein Beispiel erhärten, in welcher Weise der Herzog von Alba jenen Krieg führte.

Im Sommer 1572 hatten die Aufständischen unter der Oberführung des Prinzen Wilhelm von Oranien bereits sehr große Fortschritte gemacht und es war nahe daran, daß sich der Herzog von Alba für vollständig besiegt erklären mußte. Dieses großartige Resultat konnte übrigens nur dann erreicht werden, wenn die Calvinisten in Frankreich, die sogenannten Hugenotten, unter dem Admiral Coligny, ihrem Versprechen gemäß, dem Prinzen Beihülfe leisteten und die französische Regierung sich völlig neutral verhielt. Doch siehe da, plötzlich und unversehens ließ sich König Karl IX. durch die ultrakatholischen Guisen, die heimlichen Verbündeten Philipps II., überreden, in einer einzigen Nacht, der Bartholomäusnacht vom 24. auf den 25. August 1572, alle Hugenotten in ganz Frankreich dem Tode zu überliefern, und nun, da diese Abschlachterei beinahe durchgängig gelang, wurde die Sachlage in den Niederlanden auf einmal eine ganz andere. Nicht nur nämlich blieb die Beihülfe, welche der Prinz von Oranien erhalten sollte, selbstverständlich aus, sondern umgekehrt unterstützten die nunmehr in Frankreich allmächtigen Guisen den Herzog von Alba auf alle Weise und dasselbe thaten auch die katholischen Reichsfürsten in Deutschland, besonders Salentin von Isemburg, der Erzbischof von Köln, welcher mit spanischem Gelde 16,000 Mann Miethstruppen für den Herzog anwarb. Ueberdem schickte auch Philipp II. theils Geld, theils neue Truppen, und so wuchs, um's kurz

zu sagen, im Herbst 1572 die Macht des Herzogs von Alba so sehr an, daß ihm der Prinz von Oranien nicht mehr gewachsen war. In Folge dessen wurde im September 1572 eine Stadt nach der andern von den Spaniern zurückerobert, und viele ließen sich zu einer Capitulation herbei, wie insbesondere auch am 21. September Mons, die stark befestigte Hauptstadt der Provinz Hennegau, welche deßhalb ziemlich günstige Bedingungen erhielt. Von Mons aus wollte der Herzog von Alba gegen Mecheln ziehen, das ebenfalls zu den Aufständischen hielt, und auch von dieser Stadt hoffte er, daß sie sich bei seiner Annäherung augenblicklich ergeben werde. Ja, er zählte sogar mit Sicherheit darauf, denn ihre Befestigungswerke waren gering und zum Theil sogar förmlich zerfallen. Wenn sie es aber dennoch wagte, sich auch nur einen Augenblick lang zu widersetzen, beim Himmel, dann sollte sie dafür büßen und zwar um so furchtbarer, als die Bilderstürmerei sich früher, vor ein paar Jahren, hier gar manche Unbill erlaubt hatte.

Vom 18. bis 21. Sept. hatte der Prinz von Oranien in Mecheln verweilt und die Einwohner ermahnt, treu bei der Sache der Freiheit auszuhalten. Auch zeigten die Bürger zum Theil großen Eifer, besonders die jüngeren, von denen viele der neuen Lehre des Calvin anhingen und sich fünfundzwanzighundert Mann stark längst in den Waffen geübt hatten. Zu diesen 2500 Mann fügte der Prinz sofort noch eine reguläre Besatzung, bestehend aus 1200 Landsknechten und 500 Reitern nebst einer nicht zu unterschätzenden Artillerie, und ernannte dann zum Kommandanten von Mecheln den Bernard de Merode, einen Offizier so tapfer, umsichtig und erprobt, als man ihn sich nur wünschen konnte. Für die Vertheidigung der Stadt war also in so fern die beste Vorsorge getroffen; allein umgekehrt ließ sich nicht in Abrede ziehen, daß die Mauern, welche Mecheln umgaben, in Hinsicht ihrer Festigkeit sehr viel zu wünschen übrig ließen, und überdem, wie konnte man hoffen, eine Stadt von solch' großartigem Umfang, als Mecheln damals hatte, mit so wenigen Truppen gegen einen weit überlegenen Feind in die Länge zu halten? Doch wäre Alles noch gut gewesen, wenn nur Frieden und Einhelligkeit im Innern geherrscht hätte. Dem war aber nicht so, denn obwohl Merode mit aller Strenge darauf hielt, daß keine religiösen Reibereien aufgeführt wurden, so konnte er die Katholiken, welche sich in der Stadt in der großen Mehrheit befanden, doch nicht dazu bringen, neidlos mit den Calvinisten Hand in Hand zu gehen, und besonders war er selbst, trotz seiner Unparteilichkeit, weil er zur neuen Lehre hielt, den Altgläubigen ein Gegenstand des bittersten Hasses. Freilich im Anfang trat dieß nicht so grell hervor, sondern die Leute wußten sich, schon aus Furcht vor dem gestrengen Herrn Kommandanten, zu verstellen, allein die traurige Wirklichkeit kam nur zu bald an's Tageslicht.

Am 29. September 1572 forderte der Herzog von Alba die Stadt zur Uebergabe auf, erhielt jedoch von deren Kommandanten eine unbedingt ablehnende Antwort. Den Tag darauf, am 30. September, bemächtigte sich der Herzog der Vorstädte, so weit sie der Kommandant von Mecheln nicht hatte vorher verbrennen lassen, und noch am Abend dieses Tages eröffnete er das Bombardement auf die Altstadt. Wie sich nun auf einmal die Physiognomie von Mecheln veränderte! Wie sich jetzt urplötzlich die wahre Gesinnung der Katholischen entpuppte! Am Morgen des 1. Oktober strömte die ganze altgläubige Welt in die Kirchen und sofort donnerten die Geistlichen ganz offen gegen den Ketzer Merode. Gleich darauf sammelte sich der Magistrat nebst der vornehmsten Bürgerschaft auf dem Rathhaus und da der katholische Theil bei weitem die Uebermacht hatte, so ward auch hier, wie in den Kirchen, der ketzerische Merode mit dem bittersten Tadel überschüttet. „Er allein," so schrieen die Leute wie toll durch einander, „sei Schuld, daß die Stadt beschossen werde, und wenn man ihn mit seinen calvinistischen Soldaten nicht hereingelassen hätte, so würde es nie so weit gekommen sein." Endlich beschloß die Mehrheit, den Rath der Bischöfe von Namur und Arras, welche Merode als eine Art von Geißeln in Mecheln festhielt, einzuholen und die beiden Bischöfe erschienen daraufhin im Rathhaussaale. Wie sprachen sie sich aber gegenüber der Bürgerschaft aus? „Wenn die ketzerische Garnison," erklärten sie, „mit ihrem ketzerischen Anführer fortfährt, die Stadt gegen den Herzog von Alba zu vertheidigen, so erwartet uns Alle Tod und Verderben, denn davon ist keine Rede, daß der Herzog nicht schon nach kurzem obsiegt. Wenn aber der Kommandant mit seinen Leuten abzieht, so wollen wir beide bei dem Herzoge von Alba Fürsprache einlegen, und dann wird er der Stadt Gnade angedeihen lassen. Darum bleibt nichts übrig, als den Herrn von Merode nöthigenfalls mit Gewalt zu zwingen, daß er in der allerkürzesten Frist Mecheln verläßt." Also sprachen die zwei Bischöfe, welchen natürlich nichts mehr am Herzen lag, als die Stadt Mecheln so schnell als möglich wieder unter die Obhut des Herzogs von Alba, des Horts des katholischen Glaubens, zu bringen; die um ihren Leib wie um ihr Eigenthum besorgte Bürgerschaft aber stimmte ihnen natürlich fast einstimmig bei. Alsbald ward nun Bernard de Merode von dem gefaßten Entschluß benachrichtigt und obwohl er sofort selbst auf dem Stadthause erschien, um in eindringlicher Rede zu beweisen, daß das einzige Heil der Stadt in einer kräftigen Vertheidigung zu suchen sei, so sah er doch bald ein, daß ihm nichts übrig bleibe, als sich dem Willen der Uebermacht zu fügen. Wie wäre es ihm auch möglich gewesen, mit seinen wenigen Leuten zugleich die Stadt zu vertheidigen und eine aufrührerische, feindliche Bürgerschaft im Zaum zu halten? Er wartete also nur das Dunkel der Nacht ab, und zog um zwei Uhr in der

Früh, am 2. Oktober, mit dem protestantischen Theil der Besatzung ab. Er konnte dieß leicht, weil der Herzog von Alba die Stadt noch nicht von allen Seiten cernirt hatte, und so verlor er während seines Rückzuges fast nicht einen einzigen Mann. Zu seinem Ruhm übrigens muß ich es ihm nachsagen, daß er vor seinem Auszug die Hervorragendsten von dem protestantischen Theil der Bürgerschaft um sich versammelte und ihnen auseinandersetzte, wie sie nunmehr allesammt verloren seien, wenn sie noch länger in der Stadt blieben. Dieß hatte zur Folge, daß fast alle diejenigen, welche zur Partei des Prinzen von Oranien gehörten, alsbald mit Weib und Kind, sofern sie solche hatten, zu demselben Thore hinausflüchteten, durch welches Merode seinen Rückzug bewerkstelligte, und die Zahl dieser Flüchtlinge, die später aus Angst vor dem Alba'schen Blutrath nie mehr nach Mecheln zurückkehrten, wird auf mindestens 12,000 Köpfe angegeben.

Mit Tagesanbruch am 2. Oktober versammelte sich unter dem Vorsitz der beiden Bischöfe der große Rath von Mecheln und nach kurzer Berathung ging aus seiner Mitte eine Deputation an den Herzog von Alba ab, ihm meldend, daß die Thore für ihn offen stünden, denn alle ihm feindlich Gesinnten hätten die Stadt verlassen. Zu gleicher Zeit erschienen die sämmtlichen katholischen Geistlichen von Mecheln, begleitet von allen Mönchen und Nonnen, mit Fahnen und Kreuzen auf den Wällen, fielen auf ihre Kniee nieder und hoben die Hände flehend empor. Es war ein rührender Anblick und nicht minder rührend waren die Worte, deren sich die Deputation bediente, um den Herzog zur Milde zu stimmen. Aber welche Antwort gab der letztere? „Ihr seid," sprach er kalt wie Eis; „ihr seid eurer fünfzigtausend und habt doch von dem aufrührerischen Oranien eine ketzerische Besatzung eingenommen, die ihr hättet in Stücke zerreißen können. Noch mehr, ihr habt zwei Tage lang geduldet, daß mir von den Wällen herab Schuß auf Schuß erwidert wurde, und somit seid ihr allesammt Hochverräther. Geht, eure Strafe wird nachfolgen." Mit diesen harten Worten entließ der Herzog von Alba die Deputation und unmittelbar nachher versammelte er seine Obersten, ihnen verkündend, daß er beschlossen habe, seine tapferen Soldaten durch eine dreitägige Plünderung der Stadt Mecheln zu belohnen. „Der erste Tag," setzte er hinzu, „gehört den spanischen Truppen, der zweite den Wallonen, der dritte den Deutschen. Sorgt, daß diese Ordnung streng eingehalten werde."

Mit diesen ruhig, fast gleichgültig gesprochenen Worten leitete der Herzog von Alba eine Missethat ein, die unerhört dasteht in der Geschichte. Ja, mit diesen paar Worten decretirte er den Untergang einer Stadt, welche sich ihm freiwillig geöffnet h..e und in der nur gute Katholiken, für deren Glauben er kämpfte, zurückgeblieben waren. Wie soll ich nun aber die Greuelscenen schildern,

die jetzt folgten? Das Haar sträubt sich mir auf dem Kopfe, wenn ich nur daran denke; aber dennoch muß es sein, damit der Blutmensch Alba, der Henker Philipps II., in all' seiner Scheußlichkeit erkannt werde.

Mit dem Schlag sieben Uhr ritt Don Ferdinand von Toledo, der Lieblingssohn des Herzogs von Alba, begleitet vom Herzog von Medina-Celi und einem großen Gefolge in der Stadt Mecheln ein und nahm Quartier im Hôtel Caudron. Ihm folgte auf dem Fuße der Artilleriekommandant de la Cressonière mit verschiedenen anderen Offizieren, welche zusammen das Hôtel Hoogstraten in Beschlag nahmen. Hinter ihnen drein stürzten sich sofort ihre Soldaten, die gut katholischen spanischen Regimenter, und zerstreuten sich nach allen Seiten. Niemand widersetzte sich ihnen; wohl aber fanden sie die meisten Häuser geschlossen und darum stießen sie, nachdem sie die Thüren gesprengt, zur Strafe die ersten Bewohner, die ihnen unter die Hände kamen, ohne weiteres über den Haufen. Dann ging's an's Plündern; besser gesagt an's erbarmungsloseste, grausamste, viehischste Stehlen, Rauben und Auspressen, wobei auch nicht der geringste Unterschied gemacht wurde. Es war ganz gleich, wer in einem Hause wohnte, ob ein armer Teufel oder ein hoher Rathsherr; ob ein geringer Arbeiter oder eine Familie vom vornehmsten Adel; ob eine bescheidene Wittwe, oder ein dicker Prälat mit seinen verschiedenen Niecen. Kein Gebäude wurde verschont, nicht einmal die Nonnenklöster, und selbst in den königlichen Palast, den Sitz des hohen Raths, woselbst die Mitglieder dieses Gerichtshofes ihre Kostbarkeiten geborgen hatten, drangen die Plünderer. Ja sogar mit den Bischöfen von Namur und Arras machte man keine Ausnahme, sondern die Glaubenssoldaten des bigotten Königs Philipp setzten ihnen so lange zu, bis sich jeder mit tausend Goldgulden ranzionirt hatte. Daß ich's übrigens nicht verschweige, zwei Paläste respectirte man, die Hôtels Caudron und Hoogstraten, einfach deßwegen, weil dort die obgenannten höheren Offiziere der königlichen Armee ihre Quartiere hatten; das Hôtel Granvella dagegen, die frühere Residenz der Königin Marie von Ungarn und jetzige Eigenthum des Erzbischofs Granvella, des treusten Dieners des Königs von Spanien, theilte das Schicksal der übrigen Stadt. Noch mehr, die Ausraubung erstreckte sich selbst auf die Kapellen und Kirchen, ohne daß man mit der großen Kathedrale des heiligen Romuald, dem herrlichsten Dome Mechelns, eine Ausnahme gemacht hätte. Wohl beeilten sich die Sakristane, die mächtigen Thürflügel zu schließen; die Soldaten schlugen sie mit Aexten ein. Wohl drohten die Priester den Kirchenschändern mit Bann und Höllenstrafen; die Krieger des Herzogs von Alba lachten ihnen in's Gesicht und rissen Alles an sich, was die Altäre und Schreine Werthvolles hatten. Sogar die heiligen Ciborien, worin die geweihten Hostien lagen, und die Büchsen für das Chrisam oder Salböl wanderten in

die Taschen der Räuber; die Madonnenbilder aber zogen sie lachend nackt aus und wenn die Geistlichen darob die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, so setzte man sie ebenfalls in den Stand, wie Gott den Adam erschaffen hatte.

Eine furchtbarere Plünderung hatte man noch nie gesehen; aber wenn die spanischen Soldaten am ersten Tage schon hausten, als wäre Mecheln eine türkische oder heidnische Stadt gewesen, wie trieben's nun erst am zweiten und dritten Tage die Wallonen und Deutschen! Kostbarkeiten in Silber und Gold gab's weder in den Häusern noch in den Kirchen mehr; folglich machte man sich an die Vorräthe, sowie an die Kleider und das Mobiliar. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde auf die Straße geschleppt; Betten, Tische, Stühle, Schränke, besonders aber auch Waaren aller Art, bis auf das Brennholz herab. Ueberdieß zog man Jedwedem, dessen man habhaft wurde, ob alt oder jung, ob männlich oder weiblich, die Kleider bis zum Hemde vom Leibe, und selbst das letztere ließ man den Weibern nicht. Dann verlud man Alles auf großen Wägen, die man ebenfalls gestohlen hatte, und führte den Kram nach Brüssel oder Antwerpen, wo man ihn um jeden Preis losschlug. So hauste die Soldateska selbst in den Spitälern, denn auch von dort schleppte sie, die Kranken aus den Betten werfend, Alles fort, was nur irgend fortgeschleppt werden konnte, unbekümmert darum, daß ihre Grausamkeit den Tod von Hunderten zur Folge haben mußte. Doch an diesem Allem war es noch nicht einmal genug, sondern mit dem Plündern und Rauben verband man auch noch weit gräßlichere Schändlichkeiten, nicht anders denn als hätten die Banden des Herzogs von Alba alles Menschenthum abgelegt gehabt. Nachdem sich nämlich dieselben meist viehisch betrunken, bildeten sie sich ein, die Bewohner Mechelns hätten ihre Hauptschätze vergraben, und nun begannen sie mit Torturen aller Art, um die Leute zum Geständniß zu bringen. Den Einen bedrohten sie mit dem Strang, dem Zweiten setzten sie die Degenspitze auf die Brust, und den Dritten banden sie fest, mit der Arkebuse auf ihn zielend. Das war aber nur der Anfang der eigentlichen Tortur, denn wenn die armen Schlachtopfer mit Hartnäckigkeit dabei blieben, daß sie von keinerlei vergrabenen Schätzen und Kostbarkeiten wüßten, so band man sie auf einen Stuhl so fest, daß sie sich nicht rühren konnten, und zwang dann einen ihrer Füße in ein Kohlenbecken, denselben so lange röstend, bis die Gequälten die Besinnung verloren Eine nicht minder grausame Tortur war, daß man Diesen oder Jenen an seinen Extremitäten aufhängte, und die Thatsache steht fest, daß nur Wenige solche Qualen überlebten. Ebenso tödtlich war der Ausgang meistens, wenn man Frauen oder Mädchen an Stricken, die man an ihre Brüste befestigte, auf- und niederzog, oder wenn man sie an den großen Zehen so in die Höhe band, daß ihr Kopf fast den Erdboden berührte. Hunderte, die von den rasend gewordenen Plünderern so

behandelt wurden, flehten händeringend um ihren Tod und fühlten sich überglücklich, wenn ihrem Flehen willfahrt wurde. Nicht aber blos die Leidenschaft der Geldgier machte sich auf diese viehische Weise geltend, sondern auch noch eine andere, die des Geschlechtstriebs, und zwar in einer Ausdehnung und Unnatürlichkeit, die sich nicht wohl beschreiben läßt. Hunderte, nein nicht Hunderte, sondern Tausende von Frauen und Jungfrauen, selbst die Nonnen nicht ausgenommen, wurden auf offener Straße, oder im offenen Zimmer in Gegenwart aller Welt von Dutzenden nach einander so gräßlich mißbraucht, daß ein großer Theil an den Folgen starb, während Andere, und ihrer waren nicht Wenige, dem Wahnsinn verfielen oder auch, von der Schaam überwältigt, sich selbst das Leben nahmen.

Doch genug nun von diesen Abscheulichkeiten und constatiren wir zum Schluß nur noch, daß die bisher so hoch blühende Stadt Mecheln, die gewesene Residenz Margarethens von Oestreich und Mariens von Ungarn, zugleich auch lange Zeit der Sitz des höchsten Gerichtshofes für die gesammten Niederlande — daß diese Stadt durch die furchtbare Behandlung, welche ihr Philipp II. durch seinen Stellvertreter, den Herzog von Alba, angedeihen ließ, in's tiefste Elend herabsank, aus dem sie sich nie mehr zu erholen wußte. War sie doch unmittelbar nach der dreitägigen Verwüstung so arm, daß ihre noch übrigen Bewohner Hungers gestorben sein würden, wenn nicht Brüssel und Antwerpen, vom Mitleid bewogen, ganze Wagenladungen von Lebensmitteln geschickt hätten, um wenigstens das Aergste abzuwenden! Ja, selbst jetzt noch, wo doch das Königreich Belgien, zu dem Mecheln gehört, in allen seinen Theilen zu einer hohen Blüthe des Wohlstandes gediehen ist, weist die Bevölkerung jener Stadt eine tiefe Abnahme gegen früher auf und wo man hinsieht, hat man nichts als ein Bild gefallener Größe vor sich! Er aber, der Henker Philipps II., blieb in den drei Tagen, während welcher er Mecheln der Vernichtung Preis gab, ganz ruhig in seinem Hauptquartier zu Muysen, eine halbe Stunde von der Stadt, und keine Bitten konnten ihn bewegen, der Wütherei auch nur einen Augenblick lang Halt zu gebieten. „Es ist ein Exempel, daß ich statuiren mußte," schrieb er gleich darauf dem Könige, seinem Herrn, „und Gott wird seine Freude daran haben, daß die Missethat der Bilderstürmerei endlich gerächt ist." Ja wohl, gerächt an guten Katholiken und treuen Unterthanen des legitimen Herrschers!

Die Vernichtung Mechelns in seinem Wohlstand, seiner Cultur, seiner Bevölkerungszahl, seiner ganzen bisherigen Existenz war übrigens natürlich nicht das einzige Exempel, welches der Herzog von Alba während des niederländischen Revolutionskriegs statuirte. O nein, sondern eben so grausam behandelte er im November 1572 die Stadt Naarden, im Dezember desselben Jahres die große Stadt Harlem und so noch eine ganze Reihe von

anderen Gemeinschaften. Was war aber die Folge? Etwa das, daß von Furcht überwältigt die sämmtlichen Provinzen der Niederlande tiefdemüthig den Fuß dessen küßten, der sie mit seinem ehernen Tritt zermalmte? Nein, sage ich, und noch einmal Nein. Vielmehr erhob sich jetzt ein allgemeiner Sturm des Abscheus, und dieser Abscheu erzeugte einen Haß, der alle Schichten der Gesellschaft durchdrang. „Kampf bis auf's Messer," wurde jetzt die Loosung, und „Abschüttlung der spanischen Herrschaft" die Parole. Wohl berief darauf, zu Ende des Jahrs 1573, um den Haß zu beschwichtigen, Philipp II. den Herzog von Alba aus den Niederlanden ab und ernannte zu dessen Nachfolger den bisherigen Generalkapitän von Mailand, Don Luis de Requesens e de Zuniga, aus dem herzoglichen Hause Cesa, einen zu verhältnißmäßiger Milde geneigten Mann, aber wie wäre nach solchen Vorgängen eine Versöhnung noch irgend möglich gewesen? Wie hätte man überhaupt den Zusicherungen eines Philipps II. noch Glauben schenken können? Der Kampf dauerte also fort und selbst der Nachfolger des Requesens, der heldenmüthige Don Juan d'Austria, sowie nach dessen Tode der hochberühmte Alexander Farnese, Herzog von Parma, konnte ihn nicht zum Vortheil Spaniens wenden. Nein, wiederhole ich; sondern nach dreißig Jahren anno 1609 hatten sich die Niederlande ihre Unabhängigkeit erstritten und all' die immensen Opfer, welche Philipp II. an Menschen und Geld gebracht, waren vergeblich gewesen. Am Schluß dieses furchtbaren Krieges besaß Spanien keine Armeen mehr und der Staatsschatz glich, trotz der Goldminen der neuen Welt, einer ausgedörrten Sandwüste.

Sechstes Kapitel.

Don Juan d'Austria und der Mord der Moriskos.

Als das schönste, fruchtbarste, gewerbsamste, wohlhabendste und an Bildung reichste unter den verschiedenen Königreichen, in welche sich Spanien ehemals theilte, galt unbedingt im Mittelalter, besonders im 15. Jahrhundert, das Königreich Granada, das letzte Ueberbleibsel der einst so gewaltigen maurisch-muhammedanischen Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel.

Dasselbe umfaßte nicht mehr als 450 Quadratmeilen und war zum großen Theil — ich erinnere nur an die Sierra Nevada mit ihren zackigen Felsmauern, sowie an die Steilhöhen der Alpuxarras, welche so jäh in's Meer

abfallen — Gebirgsland; aber dessenungeachtet zählte es, neben zwanzig größeren, weit über hundert kleinere Städte und wo man hinsah, reihte sich Dorf an Dorf und Weiler an Weiler. Ueberdem welche Cultur allüberall! Das ganze Land war von Kanälen durchzogen und neben den üppigsten Getreidefeldern prangten Gärten mit Oliven, Mandeln und Orangen, mit Citronen, Reben und Feigen in wunderbarer Herrlichkeit. Dazuhin die fetten Triften, auf denen das ganze Jahr hindurch unzählige Heerden weideten, und dann in den Städten die blühenden Manufacturen, besonders in Seide und Stahl, verbunden mit einem großartigen Handel, der durch die Seehäfen von Malaga und Almeria vermittelt wurde. Endlich die Bildung des Volks, die sich überall manifestirte, und zwar so sehr manifestirte, daß selbst das kleinste Dorf neben seiner Moschee auch eine Schule besaß, während in den größeren Städten, besonders in dem herrlichen Granada mit seinem Wunder der Welt, dem Alhambraschlosse, die Wissenschaften, vor allem die Heilkunde und Astronomie, mit Vorliebe getrieben wurden. Kurz, es war ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Land, das Königreich Granada, so lange es den Mauren angehörte, und in der Mitte des 15. Jahrhunderts ernährte es nicht weniger als drei und eine halbe Million Menschen, welche zusammen 100,000 Krieger zur Vertheidigung des Vaterlandes stellten.

Nun wissen wir aber aus der Geschichte, wie nach und nach in Spanien die gothischen Christen das muhammedanische Maurenthum besiegten und wie in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Königreich Granada allein noch zu überwinden übrig blieb. Sollte man vor diesem letzten Hinderniß zurückschrecken? Da hätte das Königreich Granada weniger reich und anlockend, und das Herrscherpaar, welches damals auf dem Throne von Aragon und Castilien saß, weniger fanatisch-katholisch sein müssen! Der letzte Kampf wurde also begonnen und endigte, um's kurz zu sagen, am 3. September 1592 mit der vollständigen Eroberung des Landes. Freilich Ströme von Blut hatte dieser Sieg gekostet und überdem ergab sich das letzte Bollwerk der Mauren, die mächtige Hauptstadt Granada, keineswegs auf Gnade und Ungnade, sondern nur unter der Bedingung, daß den maurischen Bewohnern des Königreichs ihre bisherigen Gesetze und Einrichtungen, insbesondere ihre Moscheen und die freie Ausübung ihrer Religion verbleiben sollten. Diese Uebereinkunft nannte man die Capitulation von Granada und dieselbe wurde von dem katholischen Herrscherpaar Ferdinand und Isabella feierlichst auf's Evangelium beschworen.

Es bestand also ein förmlicher Vertrag zwischen den Siegern und den Besiegten; doch — wurde dieser Vertrag gehalten? Ja wohl, von Seiten der Besiegten, nicht aber von Seiten der Sieger, denn die Moscheen und die muhammedanische Religion bildeten von Anfang an einen Stein des Anstoßes.

Was sollten diese noch ferner in Spanien, nachdem das ganze übrige Land dem christlichen Scepter sich zu beugen gezwungen worden war? Man ging also sofort an das Bekehrungsgeschäft, obwohl, wie nicht in Abrede gezogen werden kann, im Anfang mit Milde. Zum Erzbischof von Granada nämlich ernannten Ferdinand und Isabella den Don Fernando de Talavera, und dieser, ein ächter Jünger Christi, ging, so lange er lebte, nie von dem Grundsatze ab, die Gewinnung der maurischen Bewohner seines Sprengels nur von ihrer inneren Ueberzeugung, nur von der Einwirkung frommer Priester durch Lehre und Beispiel abhängig zu machen. Er wollte die Herzen der Besiegten durch versöhnende Liebe gewinnen, und es gelang ihm auch in der That im Verlauf der Jahre wenigstens eine bescheidene Anzahl von Muhammedanern dem Christenthum zuzuführen. Ganz anders wurde dieß, als anno 1599 der fromme Talavera durch den eben so harten als fanatischen Franzisko Ximenez de Cisneros, den Beichtvater der Königin Isabella, verdrängt wurde, denn dieser stellte der hohen Frau vor, welcher Segen ihr daraus erwachsen müsse, wenn unter ihrer Herrschaft die letzten Ungläubigen in Spanien bekehrt würden, und brachte sie mit ihrem Gemahl auch wirklich dazu, ein Decret zu erlassen, welches den sämmtlichen Morisken befahl, sich alsbald und ohne weiteres, wenn sie nicht als Hochverräther gestraft sein wollten, taufen zu lassen. Statt der Milde herrschte also jetzt die Gewalt und zwar eine so schonungslose, blutige, durch die Schrecken der Inquisition unterstützte Gewalt, daß die Taufen oft an Einem Tage bis in die fünfzigtausend anwuchsen. Freilich, nicht alle Morisken unterwarfen sich dieser Gewalt, sondern in Granada selbst, besonders in der streng maurischen Vorstadt El-Albaycin, entstand ein Aufstand, welchen die vereinten Heere von Aragon und Castilien kaum dämpfen konnten, und zuletzt warfen sich die verzweifelten Empörer in die Gebirge der Alpuxarras, wo sie noch ein ganzes Jahr lang Widerstand leisteten. Schließlich jedoch blieb den Christen der Sieg, und von diesem Moment an herrschte das Kreuz durch ganz Spanien.

Welcher Jubel nun am Hoflager Ferdinands und Isabellens und welcher noch größere Jubel unter der ganzen katholischen Priesterschaft! Alle Moscheen waren ja geschlossen oder in christliche Tempel umgewandelt und mit dem Muhammedanismus hatte es in Spanien ein Ende für immer! Doch konnte man die Neubekehrten, d. i. die neuen maurischen Christen oder „Morisken", wie man sie von jetzt an nannte, in der That und Wahrheit Bekehrte nennen, oder bestand nicht vielmehr ihr ganzes Christenthum in einem glaubenstodten Aeußern, das gar keinen Werth hatte? Gewiß, innerlich blieben sie, was sie vorher gewesen, und nur aus Furcht vor den schrecklichen Strafen, welchen sie sich sonst aussetzten, machten sie die gottesdienstlichen Gebräuche der katholischen Kirche mit. Allein was hatte dieß zu besagen? Das Christenthum

der großen Mehrzahl der frömmsten Altkatholiken bestand ja damals ebenfalls und besteht vielleicht noch jetzt aus nichts Anderem, denn aus der Beobachtung der in der katholischen Kirche eingeführten äußerlichen Gebräuche, und somit konnte man sich auch mit dem Christenthum der Morisken zufrieden geben. Auch gab man sich damit zufrieden, verschiedene Jahrzehnte lang, und die Altchristen, welche inzwischen nach Granada eingewandert waren, lebten mit den Neuchristen, den Morisken, so friedlich zusammen, daß bereits eine beiderseitige Verschmelzung einzutreten begann. Doch plötzlich, unter Philipp II., wurde das anders und auf welch' furchtbare Weise anders!

Nachdem nämlich die Inquisition in all' der Strenge organisirt war, von der wir dem Leser früher schon erzählten, verbreiteten sich deren Spione selbstverständlich auch nach Granada, um wo möglich Ketzereien auszuforschen, und mein Gott, welch' gräßliche Entdeckungen machten sie da! Zum Ersten zeigte sich, daß von den Morisken sehr Viele, ja auf dem Lande die Meisten sich des Genusses von Wein und Schweinefleisch enthielten. Zum Zweiten, daß sie Freitags — der Freitag ist dem Muhammedaner das, was uns der Sonntag ist — ihr Haus verschlossen hielten. Zum Dritten, daß sie ihre Kinder, sobald sie getauft, auch noch beschnitten. Zum Vierten, daß sie die Hochzeiten unmittelbar nach der christlich-kirchlichen Einsegnung auf alt-maurische Weise begingen. Zum Fünften, daß die Frauen sich verschleierten, gerade wie im Orient. Mit Einem Worte, daß die Morisken zwar äußerlich die Gebräuche der Christen mitmachten, daß sie aber deßwegen doch fast sämmtlich Muhammedaner geblieben seien, indem sie die Vorschriften des Propheten von Mecca ganz genau beobachteten. War das nun nicht eine gräßliche Entdeckung? Doch dem Himmel sei Dank, auf dem Thron von Spanien saß ein Philipp II. und dieser wußte den Ketzereien in seinem Lande zu steuern! Zuerst nun probirte man es auf die gewöhnliche Weise und demgemäß ward sofort in Granada ein eigenes Inquisitionstribunal errichtet, welches, sobald es sich constituirt hatte, ein Autodafé dem andern folgen ließ. Allein bald sah man ein, daß man auf diese Weise unmöglich zum Ziele gelangen werde, denn der Moriskos waren es mehrere Millionen und Millionen konnte man dem Scheiterhaufen nicht einzeln überliefern. Wenn man dagegen den maurischen Stammverwandten Alles nahm, was an die Nationalität und an den Glauben der Väter erinnerte, wie dann? Ei nun natürlich, dann mußten sie Castilianer werden und mit dem Moriskenthum hatte es für immer ein Ende. Somit erließ Philipp II. zwei strenge Edicte, das eine verbietend, das andere gebietend. Verboten nämlich wurden bei den härtesten Strafen alle jene oben angeführten maurischen Sitten, wie die Verschleierung der Frauen, das Verschließen der Häuser am Freitag u. s. w.; das Gebot des Königs aber ging dahin, daß die Moriskos künftighin sich

nicht mehr anders tragen durften als die Altcastilianer, und eben so wenig war es ihnen ferner erlaubt, sich der arabisch-maurischen Sprache zu bedienen, wie sie bisher gethan, sondern sie mußten castilianisch reden und schreiben und ihre Kinder durften nur noch in dieser Sprache unterrichtet werden. Ja, sogar ihre althergebrachten Namen sollten sie ablegen und solche, damit ihre Abstammung in gänzliche Vergessenheit komme, mit castilianisch klingenden vertauschen! Mit Einem Worte also, es sollte mit ihnen ungefähr dasselbe geschehen, was gegenwärtig mit den Polen in Rußland vorgenommen wird; nur fand der Unterschied dabei statt, daß die Polen durch ihre ewigen Aufstände und Revolutionen ihr Schicksal selbst verschuldeten, während die Moriskos, von jeher berühmt durch Sittenstrenge und Arbeitsliebe, die loyalsten Unterthanen gewesen wären, so bald man ihnen ihre unschuldigen anererbten Bräuche nicht hätte nehmen wollen.

Was war nun die Folge der strengen königlichen Edicte? Etwa ein schneller, blinder Gehorsam? Auf den ersten Anblick schien es so; in Wahrheit aber setzten die Moriskos der Wachsamkeit der Inquisitoren nur eine noch größere Verstellung entgegen, während die jüngeren Männer, von Verzweiflung getrieben, in die Gebirge enteilten, um „Monfis“ das ist Bandoleros oder Banditen zu werden. Jetzt befahl die Regierung bei Androhung von 6 Jahren Galeeren einem jeden maurischen Abkömmlinge, innerhalb 50 Tagen seine Waffen abzuliefern, und diese Drohung ward mit furchtbarer Strenge durchgeführt; allein nicht Wenige verstanden es dennoch, ihre Schwerter und Dolche noch rechtzeitig in sichere Verstecke zu bringen, und nicht minder Viele enteilten wieder in die Gebirge, um die Reihen der Monfis zu verstärken. So wurde die Kluft zwischen den besiegten Moriskos und ihren Besiegern, den Spaniern, mit jedem Tage klaffender, breiter, tiefer, und einsichtsvollere Männer, wie Innigo Lopez de Mendoza, Marques von Mondejar, der Generalkapitän von Granada, reisten ausdrücklich deßwegen nach Madrid, um den König darauf aufmerksam zu machen, daß durch solche fortgesetzte Wahnsinnsgewaltmaßregeln der ganze Stamm der Moriskos am Ende zur Verzweiflung, eben damit aber auch zum verzweifelten Kampf um die Existenz getrieben würde. Umgekehrt dagegen lagen drei Priester, der Erzbischof von Granada, Pedro de Guerrero, der Großinquisitor, Diego de Espinosa, und der erste Rath des Inquisitionsgerichtes Pedro de Deza, dem Könige beständig in den Ohren, daß nur auf dem seither eingeschlagenen Wege das große Ziel der Ausrottung der Ketzerei endgültig erreicht werden könne, und ihnen stimmte Philipp II. schon deßwegen bei, weil er die wehrlosen und mit dem Gebrauche der Waffen gar nicht vertrauten Morisken gründlich verachtete. Somit wurde die Strenge noch verdoppelt und vom Beginn des Jahres 1568 an verging kein Tag mehr, an welchem nicht

Alguazils in die Häuser der Morisken eingebrochen wären, um sich der noch vorhandenen maurischen Gewänder zu bemächtigen, oder um den moriskischen Frauen die Schleier zu entreißen, oder endlich um Jedweden zu verhaften, den man moriskisch hatte sprechen hören.

Nun kam endlich das, was der Marques von Mondejar vorausgesagt hatte; die Morisken geriethen in Verzweiflung, besonders die Hunderttausend, welche in der Stadt Granada wohnten, und die Kühnsten unter ihnen setzten sich heimlich mit ihren Stammesgenossen in den Gebirgen, den Monfis, in Verbindung. Waren doch diese letzteren bereits so angewachsen, daß sie größere Banden bildeten und selbst den offenen Kampf mit den Milizen ihrer Todfeinde, den Castilianern, nicht scheuten! Wenn also ein Widerstand organisirt werden sollte, so mußten die Monfis den Kern desselben bilden, und eben hierum handelte es sich bei den heimlichen Besprechungen und Zusammenkünften. Wohl erschien jetzt ein neues königliches Decret, welches jeden Verkehr mit einem Monfi mit dem Tode bedrohte und dieselbe Strafe sogar auf die unterlassene Denunciation — „und sollte selbst der Sohn gegen den Vater zeugen“! — setzte; allein deßwegen hörte doch das heimliche Kommen und Gehen, das Lauschen und Verstecken nicht auf und die langen Winternächte machten jede Entdeckung unmöglich. Noch mehr, es wurde noch im Winter 1568 ein Geheimbund gestiftet, welcher bald die ganze Moriskennation umstrickte, und zugleich beschloß man auf den Antrag des hochangesehenen Aben-Farax, eines Sprößlings der Abencerragen — er war Seidenfärber und Kaufmann im Albaycin, der großen maurischen Vorstadt Granadas, und durch seine Handelsreisen im ganzen Lande bekannt —, geheime Boten an die Sheriffe von Marocco, Tunis und Algier zu senden, damit diese den Aufstand, sobald er festbestimmt sein würde, durch eine gleichzeitige Landung mit Waffen und Mannschaft unterstützten. Nur über einen einzigen Punkt konnte man sich lange nicht einigen, darüber nämlich, wen man an die Spitze des Aufstands stellen solle; aber endlich wurde auch diese Schwierigkeit überwunden, und die Wahl fiel auf Hernando Mulay de Valor, einen kühnen Jüngling von 24 Jahren, der seinen Stammbaum auf das Kalifenhaus der Ommajaden zurückführen konnte. Solches geschah am 27. September 1568 zu Caduar, einem Dorfe hart am Fuße der Alpujerras, wo die Verschworenen oft in tiefdunkler Nacht im Hause des Hernando el Zaguar zusammenzukommen pflegten, und der neugewählte König, dem alsobald alle Anwesenden huldigten, gab sich sofort den Titel Aben Humeya. Nicht blos übrigens die Königswahl nahmen die Verschworenen an jenem 27. September vor, sondern es wurde auch zugleich der ganze Feldzugsplan für die Moriskenerhebung festgesetzt und zwar bestimmte man zum Ausbruch die letzte Woche des kommenden Dezembers, denn einmal begünstigten dann die langen Nächte das unbemerkte Zusammenziehen

größerer Massen und zum andern pflegten die Christen zur Weihnachtszeit ihre Tage zwischen Kirchenbesuch und Festlichkeiten zu theilen.

Der neue König der Morisken, Aben Humeya, auf's beste unterstützt durch Aben-Farax, den er zu seinem Alguazil Major ernannte, entwickelte nun eine ungemeine Thätigkeit und allüberall hin, durch's ganze Gebiet von Granada und drüber hinaus, gingen seine Sendboten, um die Stammesbrüder zum gemeinsamen Kampfe aufzufordern. Auch waren Alle bereit, das unerträgliche Joch der Spanier abzuschütteln, und in jedem Dorfe, in jeder Stadt fanden nächtliche Waffenübungen statt, ohne daß von den vielen Tausenden der Eingeweihten auch nur ein Einziger zum Verräther geworden wäre. Nicht minder sagten die Beherrscher von Marocco, Tunis und Algier bereitwillig ihre Hülfe zu und insbesondere rüstete der gefürchtete Uluch-Ali von Algier eine bedeutende Galeerenflotte aus. So kam die Weihnachtszeit näher und näher und mit jedem Tage stieg die Siegesgewißheit der Morisken. „In der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember sollten" — so wurde schließlich abgemacht — „die Bewohner des Albaycin sich in Masse erheben, die Christen, denen man begegne, niederschlagen, das Gefängniß der Inquisition stürmen, um die Gefangenen zu befreien, den Erzbischof nebst der Obrigkeit gefangen nehmen und Feuer in das Christenquartier schleudern. Sodann hätten auf ein vom Albaycin gegebenes Zeichen 8000 inzwischen auf der Vega versammelte Morisken, alle in türkischer Tracht, damit man sie für Hülfsvölker Uluchs-Ali halte, gegen die Thore der untern Stadt anzurennen, während 6000 Monfis durch das Thal des Xenil heranschleichen und auf breiten Sturmleitern den Alhambra von der Seite des Generalife erklimmen würden. War aber der Alhambra erobert, so gehörte auch die Altstadt Granada den Siegern und dann hatte man einen gesicherten Mittelpunkt und Waffenplatz für die ganze Erhebung."

Der Plan war gut; doch scheiterte er daran, daß die Bewohner des Albaycin aus einigen Anordnungen, welche der Generalkapitän Mondejar traf, den Schluß zogen, es sei Alles verrathen, und es deßhalb nicht wagten, zur bestimmten Stunde loszuschlagen. Auch wurde es dem kühnen Aben-Farax durch einen ungewöhnlich heftigen Schneesturm unmöglich gemacht, mit seinen Monfis den Alhambra zu erstürmen, und somit sahen sich die sämmtlichen Führer der Aufständischen genöthigt, am Morgen des 24. den Rückzug nach den Gebirgen anzutreten. Allein deßwegen nahm der Aufstand, nachdem er einmal begonnen, doch seinen Fortgang, denn wie wäre es möglich, eine Kugel, die aus dem Laufe ist, in denselben zurückzubringen? Ueberdem durften denn die Aufständischen, selbst wenn sie jetzt augenblicklich reuevoll die Waffen niederlegten, irgendwie auf Gnade hoffen? Nein, nie, und eben darum blieb ihnen nichts übrig, als für ihre Existenz zu kämpfen. Sie kämpften also; nur wurde der Krieg, der

jetzt begann, nicht sowohl ein Kampf zwischen größeren Massen, mit einer Festung wie Granada als Mittelpunkt, sondern er wurde vielmehr ein tausendarmiger Guerillakrieg, dem das Gebirge als Basis und Waffenplatz diente.

Also der Krieg begann mit jener Nacht vom 23. auf den 24. Dezember 1568; allein konnten sie, die armen Handwerker, Hirten und Feldbauern nur einen Augenblick lang hoffen, den Sieg gegen Philipp II. zu erringen? Sie, welche weder über gute Waffen, noch über Geldmittel, noch über kriegserfahrene Hauptleute verfügen konnten, während der König von Spanien damals durch seine übergreifende Macht die sämmtlichen Staaten Europas in Bewegung setzte? Nein, der Untergang war ihnen gewiß; doch, von der grenzenlosesten Verzweiflung getrieben, wollten die armen Moriskos lieber mit dem Schwert in der Hand umkommen, als länger ein Dasein führen, dessen vernichtende Schmach sie langsam zu Tode marterte. Trotz all' der großen Macht Philipps II. übrigens ging's mit der Besiegung der Aufrührer keineswegs so schnell, als der König wohl gehofft haben mag, denn einmal hatte er seine besten Truppen nach den Niederlanden geschickt und konnte in Spanien nur über schlecht geschulte Rekruten und Milizen verfügen; zum andern aber bot der Guerillakrieg den Morisken so unendlich viele Vortheile dar, daß sie nicht selten den gegen sie geschickten Truppen schwere Schlappen beibrachten. Waren sie ja doch mit allen Schlupfwinkeln, Höhlen, Felsen und Thalwindungen der granadischen Gebirge auf's innigste vertraut und konnten so den feindlichen Colonnen Hinterhalte aller Art bereiten! Ueberdem wenn sie jetzt zu einer mächtigen Schaar gesammelt den Feind angriffen, so stoben sie im nächsten Augenblick wieder spurlos auseinander, so bald sie merkten, daß sie dem Gegner nicht gewachsen waren.

Zuerst betraute Philipp II. mit der Niederschlagung des Aufstands den Generalkapitän von Granada, Marques von Mondejar; weil derselbe dieß aber in Jahresfrist, trotzdem ihm die ganze Miliz Andalusiens zur Verfügung gestellt wurde, nicht zu Ende brachte, sandte er ihm den Statthalter des angrenzenden Königreichs Murcia, Don Luis Fajardo, Marques de los Velez, zu Hülfe und die Zweie theilten sich nun in der Weise in ihre Aufgabe, daß Mondejar die Unterwerfung der nördlichen, Velez die der südlichen Landschaften übernahm. Beide thaten, was in ihrer Kraft lag; allein keiner von ihnen kam zum Ziele. Vielmehr hatte die furchtbare Grausamkeit, mit welcher Velez gegen alle gefangenen Morisken wüthete, die Folge, daß nun die Aufständischen Gleiches mit Gleichem vergalten, und überall hin Mord und Verwüstung trugen. Auch nahmen jetzt manche Distrikte, welche bisher ganz ruhig geblieben waren, ebenfalls am Kampfe Antheil, nur um blutige Rache zu üben, und so entrann in dem ganzen großen Gebiete von den Höhen der Sierra Nevada bis zum Strande von Almeria kein Christ lebendig dem Schwert der Morisken. Ohnehin aber

wurde kein spanischer Söldner, der in die Hände der Morisken fiel, verschont, sondern jeden, bei dem Dorfe Valor sogar ihrer achthundert zumal, schlug man ohne Barmherzigkeit nieder und brachte dadurch eine solche Furcht in die königlichen Milizen, daß sie oft und viel Fersengeld gaben, bevor sie nur einen Schuß abfeuerten. Kurz zu Anfang des Jahres 1569 stand Aben Humeya gewaltiger da, als je, und es war ihm sogar gelungen, seine Schaaren, die er längst mit erbeuteten Waffen ausgerüstet, in eine gewisse soldatische Ordnung zu bringen. Noch mehr, durch die Einnahme der Hafenstadt Castil de Ferro trat er mit den muhammedanischen Beherrschern Nordafrikas in Verbindung und erhielt von ihnen im Tausch gegen die den christlichen Kirchen entnommenen Kleinodien Alles, wessen er zur Weiterführung des Kriegs bedurfte.

Ob diesem Erfolge des Aben Humeya herrschte große Bestürzung am Hofe von Madrid, und noch unendlich vermehrt wurde derselbe, als man jetzt zu Anfang des Jahres 1569 erfuhr, daß der Türkensultan in Constantinopel ganz außerordentliche Kriegsrüstungen mache. Wie, wenn solche Rüstungen, was allerdings nicht ganz ferne lag, durch eine Gesandtschaft des Aben Humeya veranlaßt worden waren? Wie, wenn der Kapudan-Paschah des Sultans, gemeinschaftlich mit den Flotten von Algier und Tunis, an der Küste von Granada ankerte, dort ein starkes türkisches Heer ausschiffte und dieses Heer zusammen mit den Morisken unter Aben Humeya den Aufstand bis in's Herz von Spanien trug? Gewiß, die Gefahr war groß und man durfte nicht länger zögern, ihr durch außergewöhnliche Kraftmaßregeln entgegenzutreten. Worin aber bestanden diese Maßregeln? Nun, man hatte eingesehen, daß die bisherigen Mißerfolge gegen die Morisken hauptsächlich in Zweierlei ihren Grund hätten; zum ersten darin, daß die Soldaten, welche man in's Feld stellte, lauter Milizen und Rekruten, nicht viel taugten; zum zweiten darin, daß die beiden Führer dieser Soldaten, die zwei Statthalter Mondejar und Velez, sich keineswegs durch ein besonderes Feldherrntalent auszeichneten und überdem einander wegen ihrer Eifersucht oft mehr hinderten, als unterstützten. Wenn man also die seither begangenen Fehler vermindern wollte, so mußte man den Oberbefehl gegen die Morisken in die Hände eines Einzigen legen; natürlich aber eines Einzigen, welcher sich eben so sehr durch Kraft, Muth und Genie, als durch eine hochansehnliche Stellung — damit er den beiden Statthaltern imponire — auszeichnete, und zugleich mußte man ihm nicht blos genügende, sondern auch so geordnete und waffengeübte Streitkräfte mitgeben, daß er mit denselben etwas ausrichten konnte. Ringsum warf nun Philipp II. seine Augen, um den ihm so nöthigen Oberfeldherru zu suchen. Auch fand er ihn schon nach kurzem und zwar in der Person seines einzigen Bruders, des Don Juan von Oestreich, den er erst vor wenigen Jahren zum «Capitan general de la mar» ernannt hatte.

Wir kennen ihn schon lange, diesen Sprößling der Liebe Karls V., der seinem Großvater, dem Kaiser, so ähnlich sah und gleich diesem von seiner frühesten Jugend an nach Heldenthaten dürstete. Von seinem Feuereifer durfte also sicherlich Philipp II. andere Thaten erwarten, als von den beiden durch's Alter etwas schlaff gewordenen Statthaltern von Granada und Murcia; damit aber der Feuereifer nicht etwa übersprudle, weil der Prinz noch sehr jung, noch nicht viel über die Vierundzwanzig alt war und eben deßwegen auch der gehörigen Erfahrung ermangelte, wurde dem neuen Oberbefehlshaber ein Kriegsrath zur Seite gesetzt, ohne dessen Genehmigung er nicht handeln durfte, und in diesen Kriegsrath berief der König lauter erprobte Krieger und Staatsmänner. Nämlich in erster Linie den Großcomtur von St. Jago, Don Luis de Zunniga y Requesens, welcher dem Prinzen in seiner Eigenschaft als «Capitan general de la mar» schon bisher als Lugarteniente beigegeben war; dann den Marques von Mondejar, den Statthalter von Granada, endlich den Gonzalo Fernandez de Cordova, Herzog von Sesa, nebst dem alten Erzieher des Kaiserlichen Sprößlings, Don Luis de Quijada. Ueberdem hatten noch in allen Dingen, welche die Kriegführung nicht unmittelbar betrafen, der Erzbischof von Granada, Pedro de Guerrero, und Pedro de Deza, der so ungemein glaubenseifrige Präsident des Inquisitionstribunals, mitzuberathen und mitzustimmen. Nur unter solchen Einschränkungen erhielt Don Juan von Oestreich zu Ende des März 1569 den Oberbefehl gegen die Morisken; zu gleicher Zeit aber wurde sein Muth dadurch gehoben, daß Philipp II. sofort eine starke Flotte von 24 Galeeren nach Neapel sandte, um die dort garnisonirenden altspanischen Regimenter nach Granada überzuführen und dann, sobald dieß bewerkstelligt, an der granadischen Küste zur Abwehr der algierischen Corsarenschiffe zu kreuzen.

Am 6. April verabschiedete sich Don Juan im Garten zu Aranjuez von seinem Bruder, dem Könige, und am 13. April zog er, feierlichst eingeholt, in der Stadt Granada ein. Mit Vertrauen und Liebe blickten Alle zu ihm auf; die Altchristen in der frohen Zuversicht, daß er binnen kurzem den Krieg siegreich beendigen werde; die Morisken, welche sich bis jetzt am Kampf nicht betheiligt hatten, in der Hoffnung, daß fortan der schwere Druck, der auf ihnen lastete, aufhöre, insbesondere daß der Plünderung und Entehrung ihrer Häuser durch strenge Zucht Einhalt gethan werde. Wie aber hier die Hoffnungen und Wünsche sich durchkreuzten, um sich am Ende zu schroffen Gegensätzen zu formuliren, gerade so erging es auch im Kriegsrath, welchen Don Juan alsbald versammelte, denn wenn der Marques von Mondejar auf einen friedlichen Ausgleich drang, welcher durch Milde, sowie durch stramme Handhabung der Ordnung von Seiten der christlichen Beamten sehr wohl zu erreichen sei, so erklärte Deza dagegen, daß man nur durch äußerste Strenge und Härte zum Ziele gelangen könne. „Die

Moriskos alle ohne Ausnahme," meinte er, „seien unverbesserlich und würden ihr Moriskenthum nie ablegen, so lange man sie in ihrer alten Heimath lasse; darum solle man diejenigen derselben, welche bis jetzt mehr aus Zwang als aus gutem Willen sich der Rebellion nicht angeschlossen hätten, besonders die Bewohner des Albaycin, alsbald nach andern Gegenden Spaniens, womöglich nach ganz entlegenen Landschaften verpflanzen und dafür Altcastilianer und andere gute spanische Christen nach Granada als Ansiedler verpflanzen; gegen die Rebellion selbst dagegen gebe es nur ein einziges Heilmittel, nämlich das, daß man mit voller Heeresmacht in die Sierra eindringe, dort alle Wohnungen verbrenne, alle Pflanzungen zerstöre, alle Lebensmittel vernichte, und so durch Aushungerung das vollende, was das Schwert verschont habe." Solch' Gräßliches verlangte der glaubenswüthige Deza, ohne sich dadurch beirren zu lassen, daß es gegen göttliche und menschliche Rechte ging, alle Morisken, unter denen sich doch sicherlich nicht wenige gutgesinnte Unterthanen und treue Anhänger des Christenthums befanden, derselben Strafe zu unterziehen. Für den Anfang übrigens drang er mit seiner barbarischen Strenge nicht durch, sondern die Mehrzahl des Kriegsraths mit Don Juan selbst an der Spitze meinte, vor Allem sei nöthig, umfassende Vorkehrungen zu einem straffen Kriege zu treffen und dem vorhandenen Milizheere einen neuen Geist einzuhauchen, so daß es mit den jeden Tag zu erwartenden altspanischen Regimentern den Vergleich aushalten könne. „War man dann so weit, so sollte — denn vor Allem gelüstete es den ritterlichen Prinzen nach kriegerischen Lorbeeren — mit Aben Humeya auf Leben und Tod gekämpft werden, doch nicht so, daß ihm nicht, nachdem er geschlagen, mit den Seinigen der Weg der Unterwerfung offen bliebe, und noch weniger so, daß man die aufständischen Moriskos mit den nichtaufständischen vermenge." Man sieht, Don Juan d'Austria wollte den goldenen Mittelweg gehen und Kraft mit Milde paaren, hoffend, damit die Wünsche seines Bruders, des Königs, am besten zu erfüllen. „Hoffend," sage ich, und zwar deßwegen hoffend, weil der König sich selbst so gegen ihn ausgesprochen hatte; allein wie wenig kannte er seinen Bruder und dessen unerreichte Verstellungskunst! Wie wenig paßte Milde und Verzeihung zu des Königs wahrem Charakter!

Doch wir wenden uns nun zu dem beginnenden Kampfe und fragen vor Allem, ob wir ihm nach allen seinen Richtungen folgen sollen. Ich glaube kaum, denn es ginge dieß weit über die Grenzen hinaus, welche wir uns gesetzt haben, und somit dürfen wir höchstens bei einigen Hauptactionen etwas länger stehen bleiben. Um so genauer aber werden wir über das schließliche Schicksal der Morisken berichten, denn dieses Schicksal bestimmte zugleich über das Loos einer der größten und herrlichsten Provinzen des spanischen Reichs.

Die erste Hauptaction Don Juans war keine Waffenthat und überhaupt

keine, an der er eine Freude haben konnte; aber er mußte sie ausführen, weil sie ihm unmittelbar von Philipp II. befohlen wurde. Mit dem Beginn des Juni 1569 nämlich streiften einzelne fliegende Schaaren des Aben Humeya bis zum Fuße der Gebirge, welche die Stadt Granada begrenzen, und es ging das Gerücht, daß die Bewohner des Albaycin einen allgemeinen Aufstand vorbereiteten, um die Stadt dem Aben Humeya zu überliefern. Ein Beweis für dieses Gerücht war nicht aufzubringen, aber die Thatsache stand fest, daß immer geheime Sendboten zwischen der Sierra und dem Albaycin hin- und hergingen. Da drang Deza abermals auf Austreibung der Morisken der Hauptstadt; der Marques de Mondejar dagegen, unterstützt von Luis de Quijada und Don Juan selbst, widersetzte sich diesem harten Ansinnen. Nun unterbreitete Deza sein Verlangen dem Könige und dieser ging darüber mit dem Generalinquisitor Espinosa zu Rath. Das Resultat war, daß Philipp II. die Ausweisung aller Morisken vom 10. bis zum 60. Jahr aus dem Albaycin beschloß und seinem Bruder Don Juan die Ausführung dieses Befehls übertrug. So wurden denn am 23. Juni Abends spät Markt und Gassen des Albaycin von spanischen Fähnlein und Reitern besetzt und den sämmtlichen Morisken durch Ausrufer befohlen, sich in ihren Pfarrkirchen zu versammeln. Zitternd gehorchten sie, denn sie besaßen ja keine Waffen, um einen Widerstand wagen zu können, und die Nacht durch blieben sie in den von Wachen umstellten Tempeln. Am andern Morgen brachte man die Männer — es waren ihrer 3500 — mit gebundenen Händen zwischen den Doppelreihen der spanischen Soldaten hindurch nach dem großen, hart vor dem Thore von Elvire gelegenen Hospiz und schloß sie dort ein. Die Frauen und Kinder durften in der Stadt bleiben und erhielten eine Frist von zwei Tagen, ihre bewegliche Habe einzupacken. Dann transportirte man alle zusammen, also 3500 Familien, in verschiedenen Abtheilungen nach dem Innern von Castilien, Estremadura und Andalusien. Viele starben unterwegs vor Hunger und Erschöpfung; Andern brach der Schmerz das Herz; nicht Wenige wurden von ihren Wächtern niedergestoßen. Der verlassenen Häuser bemächtigten sich die Soldaten.

Die zweite Hauptaction spielte auf dem Bergschlosse Laujar d'Andarax, jedoch ohne daß Don Juan selbst irgend dabei betheiligt gewesen wäre. Das Bergschloß Laujar d'Andarax lag, nur wenige Meilen von Granada entfernt, hoch oben auf dem Gebirge, und die ehemaligen maurischen Könige von Granada pflegten droben ihre Sommermonate hinzubringen, weil in der Nähe der Schneehöhen immer eine kühle Luft wehte. Im Juli 1569 hatte daselbst Aben Humeya seine Residenz aufgeschlagen und von hier aus leitete er seine Kriegsoperationen. Aber nicht blos der Krieg hielt ihn dort fest, sondern fast noch mehr die Liebe zu einer jungen moriskischen Wittwe, die ihn durch ihre Schön-

heit bezaubert hatte. Solches gewahrte Diego Lopez Aben=Abo, einer der Vornehmsten unter den Morisken, der schon längst nach dem Oberbefehl trachtete, und er glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, wo er sich des lästigen Oberherrn entledigen könnte. Mit leichter Mühe gewann er einige habsüchtige Türken aus Algier, welche die Leibwache des Aben Humeya bildeten, und auch den Oheim der schönen Moriskin, welcher gegen den hochgestellten Liebhaber von Haß entbrannt war, brachte er auf seine Seite. Die Verschworenen mußten aber lange warten, bis die Umstände sich günstig fügten, bis zu der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober. Da überfielen sie den an der Seite seiner Geliebten ruhenden Aben Humeya, rissen ihn aus dem Bette, schleppten ihn nach dem Vorhofe des Schlosses und erdrosselten ihn mit seinem eigenen Shawle. Hierauf theilten sich die Mörder in die vorgefundenen Schätze, verloosten die vierzig Frauen des Harems des Gemordeten und riefen den Aben=Abo zum Könige aus, welcher auch richtig als solcher von den Aufständischen anerkannt wurde.

Die dritte Hauptaction bestand aus einer kühnen Waffenthat und begründete den Ruhm des Prinzen Don Juan als eines ritterlichen Helden für immer. Im November 1569 nämlich war Don Juan endlich mit der Organisation seines Heeres fertig geworden und konnte nun von der langen Defensive, die ihn schwer gedemüthigt hatte, in die Offensive übergehen. Vor Allem säuberte er die Vega, das ist das ebene Land um Granada herum, vom Feinde und dann wandte er sich nach der Sierra, also nach dem Gebirge, um seinen Gegner in dessen Grundfeste anzugreifen. Sein erstes Augenmerk richtete er auf das feste, auf einem steilen Höhenzuge der Sierra Nevada, unfern den Quellen des Xenil, eines Nebenflusses des Quadalquivir, gelegene Städtchen Guejar, welches außer seiner männlichen ziemlich zahlreichen Bevölkerung von 400 Büchsenschützen unter dem tapfern Carvajal vertheidigt wurde. Don Luis Quijada war gegen die Unternehmung, weil ohne Belagerungsgeschütz nur schwer etwas gegen die Gebirgsfestung auszurichten sei; aber am 3. Dezember, nach heißem Kampfe, erstürmte sie Don Juan und machte ihre Mauern dem Erdboden gleich. Der Besatzung übrigens nebst der ganzen Einwohnerschaft, selbst Weiber und Kinder nicht ausgenommen, gelang es, sich in die höheren Gebirge zu flüchten und so dem Schwerte des Siegers zu entrinnen. Kaum war Don Juan mit Guejar fertig geworden, so wandte er sich mit seiner ganzen Streitmacht, bestehend aus 10,000 Mann der tüchtigsten Truppen, über Guadix und Baza gegen die Stadt und Festung Galera, einen der wichtigsten Punkte der Sierra. Diese Stadt, auf einem felsigen Vorsprung gelegen, war nach maurischer Art gebaut, mit engen gewundenen Gassen, die Steinhäuser alle vermöge Durchbrechung der Seitenwände mit einander verbunden, überdem durch hohe Mauern und Thürme geschützt, sowie überragt an einem Ende von einem alten festen Alcazar oder

Schlosse. Vertheidigt wurde sie von 3000 wohlbewaffneten Morisken, zu welchen noch ein starkes Corps von Berbern kam, die aus Afrika herübergeschifft waren. Auch fehlte es nicht an Lebensmitteln und Munition, wohl aber an Kanonen auf den Wällen. Sogleich nachdem Don Juan sein Lager vor Galera aufgeschlagen hatte, am 19. Januar 1570, ließ er seine drei Batterien, die ihm inzwischen von Cartagena aus zugekommen waren, gegen die Mauerthürme spielen; doch thaten die 30 Geschütze nur wenig Wirkung. Besser gesagt noch, sie wirkten ihm zu langsam und er ordnete deßhalb am 24. den Sturm an. Mit einer Todesverachtung ohne Gleichen klimmten die Spanier an ihren Leitern empor; allein all' ihre Tapferkeit half sie nichts. Sie wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen, und Einige von ihnen, darunter Don Juan de Pacheco, Ritter von St. Jago, geriethen sogar in die Gefangenschaft der Feinde, von denen sie alsbald niedergemetzelt wurden. Natürlich, denn die Christen kannten ja auch kein Erbarmen! Nun ließ Don Juan durch Francisco de Molina Minen in den weichen Kalkstein graben, auf welchem sich der Alcazar erhob, und nach acht Tagen waren sie fertig. Sofort wurde der zweite Sturm angeordnet und in demselben Augenblick, als die mit Pulver gefüllten Minen explodirten — sie begruben über 600 Morisken unter den Trümmern des Felsens — klimmten die Mannen Don Juans abermals an den Mauern aufwärts. Doch abermals vergeblich. Rottenweise fielen sie, noch ehe sie die Spitze erreicht hatten, entweder von den Kugeln der Feinde oder von herabgerollten Felsblöcken niedergeschmettert, „denn“ — so berichtete Don Juan selbst an den König — „die moriskischen Männer und an ihrer Seite die Frauen kämpften wie wahrhafte Hidalgos,“ und so mußte nach zweistündigem Ringen das Zeichen zum Rückzug gegeben werden. Großartig war der Verlust und Don Juan schwur, daß er furchtbare Rache nehmen werde. Dazu übrigens ließ er sich nicht herbei, sogleich einen dritten Sturm zu wagen, sondern vorsichtiger gemacht, beschloß er, vorher die Festungswerke der Stadt zu demoliren. Tag und Nacht spielten also seine 30 Geschütze gegen die Mauerthürme, ohne daß die Belagerten mit ihren paar elenden Falkonetten das Feuer erwidern konnten, und zugleich erbohrte Molina eine zweite Mine unter dem Alcazar, welche den größten Theil desselben zerstörte. Nicht minder fiel ein Thurm nach dem andern in Trümmern zusammen und in die Mauern wurden breitklaffende Breschen gerissen. Dessen ungeachtet ließen die Morisken in der Vertheidigung nicht nach, entschlossen, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Da, am 7. Februar, ordnete Don Juan den dritten Sturm an und ohne allzu große Hindernisse drangen jetzt seine Castilianer in die Stadt. Aber hier war Barrikade an Barrikade errichtet und jede Barrikade mußte erstürmt werden. Ja jedes einzelne Haus verwandelte sich in eine Festung und seine Eroberung erkaufte sich nur mit Blut. Die Spanier aber kämpften als

wäre Jeder ein Held, und im dichtesten Kampfgewühle sah man den ritterlichen Don Juan, die Seinen durch sein Beispiel anspornend. Plötzlich schmetterte ihn eine Kugel zu Boden und Quijada trug den Bewußtlosen aus dem Gedränge. Die Kugel hatte, wie sich nachher zeigte, den Brustharnisch nicht durchbohrt, und nach einer Stunde stand der junge Held wieder auf seinen Füßen; die Soldaten aber, wähnend, er sei zum Tode getroffen, stürzten mit einer solchen Wuth auf den Feind, daß jeder Widerstand fortan vergeblich wurde. Ein entsetzliches Morden begann nun und wie der Tag sich neigte, zeigte sich's, daß kein menschliches Wesen Rettung gefunden hatte, einige wenige Frauen und Kinder, die sich in den Kellern versteckt hielten, ausgenommen. Am andern Morgen wurde Galera von Grund aus gebrochen und Salz auf die wüste Stätte gestreut. So hatte Don Juan geschworen und keine Bitte konnte ihn bestimmen, den Racheact zu mildern.

An der Schilderung dieser Kriegsscene übrigens möge es genügen, denn wir ersehen ja aus derselben hinlänglich, wie überhaupt der Krieg geführt wurde. Es galt nicht den Feind zu unterwerfen; nein, es galt, ihn zu vernichten, und in der That wurden in den nächstfolgenden acht Monaten mehr als 100,000 Morisken hingeschlachtet, während man zugleich ihre Wohnungen zerstörte, ihre Ländereien verwüstete und ihr sonstiges Eigenthum vernichtete. Mit dem November war Alles zu Ende und der letzte, der erschlagen wurde, war Aben-Abo, der Oberanführer der Aufständischen. Er fiel aber nicht von Christenhänden, sondern Anverwandte des Aben Humeya begingen die That, um Blutrache zu üben. Sein nach der Stadt Granada gebrachter Kopf — es war ein hoher Preis auf ihn gesetzt — wurde auf das Thor Bibracha gepflanzt.

Doch nachdem man nun den Aufstand vollständig besiegt, wie erging es den Weibern und Kindern der Erschlagenen, und wie den Hunderttausenden, welche stets zu Hause beim Geschäft geblieben waren, ohne je am Kampfe Theil genommen zu haben? Der Leser wird es schon zum voraus ahnen, denn er weiß ja, daß Philipp II. längst beschlossen hatte, die Morisken sollten aufhören Morisken zu sein. Ja wohl, ihre Nationalität sollte vernichtet werden und das konnte nur geschehen, wenn man sie in andere Provinzen des Reichs verpflanzte. Aber wohlgemerkt, nicht als freie Menschen, die hingehen, sich bewegen und thun und treiben konnten, was sie wollten, sondern als an die Scholle festgebunden Arbeiter, gleich den „Seelen" im russischen Reiche und den schwarzen Sklaven in den Südstaaten der amerikanischen Union. Den Anfang hatte man, wie wir gesehen, schon im Juni 1569 mit den Bewohnern des Albaycin gemacht und im Februar 1570 setzte man das angefangene Werk fort, indem man die Morisken der Gebiete von Guadix und Baza nach den castilischen Provinzen verpflanzte. Einen Monat später, zu Ende März 1570, brachte man unter der

persönlichen Leitung des bigotten Teza die Morisken der Vega von Granada in drei Abtheilungen fort, die erste Abtheilung nach Ciudad-Real, der Hauptstadt der Mancha, die zweite nach Montiel und die dritte in die Nähe der Quellen des Guadiana. Wiederum einige Monate später kamen die Bewohner der Stadt Ronda, sowie des ganzen herrlichen Thales zwischen Malaga und Gibraltar an die Reihe und sie alle zusammen transportirte man nach Andalusien bis an die Grenze von Portugal hin. Endlich am 28. Oktober 1570 erschien der Befehl Philipps II., auch den letzten Rest der Morisken abzuführen, und dieser Befehl ward gleichmäßig für alle Gebietstheile Granadas am Tage Allerheiligen zum Vollzug gebracht. Die Einen kamen nach Estremadura, die Andern nach Galicien, die Dritten zu Wasser nach den Landschaften westlich von Sevilla, die Vierten endlich nach Navarra bis an die Grenzen des Baskenlandes. Ein gräßliches Schicksal, über welches sich Don Juan selbst in einem Schreiben vom 5. November 1570 an seinen Bruder, den König, folgendermaßen äußert: „Die Zahl der ausgeführten Morisken ist sehr groß; es bedarf aber nur einer geringen Eskorte, ihrer Tausende zu transportiren. Heute ist von Guadix der letzte Zug unter dem heftigsten Schneesturm abgegangen, so daß unterwegs manche Mutter ihre Tochter, manches Weib ihren Mann für immer aufgeben wird. Mir ist dabei weh um's Herz geworden. Gibt es auch etwas Trostloseres, als die Entvölkerung eines ganzen Königreichs?"

Und welche Folge hatte nun diese Maßregel Philipps II., für deren wahnsinnige Barbarei es eigentlich keinen Namen gibt? Die Zahl der Transportirten wird auf mindestens 400,000 Familien, also jedenfalls auf 2,000,000 Köpfe geschätzt, und diese zwei Millionen vertheilte man über ganz Spanien hin. Wie nahm man sie aber in ihrer neuen Heimath auf? In vielen Gegenden und Städten wollte man sie gar nicht zulassen und bedrohte sie sogar mit dem Tode, so daß die betreffenden Statthalter Gewalt anwenden mußten, um den Unglücklichen nur ein Unterkommen, wenn auch ein sehr klägliches, zu verschaffen. Anderswo ließ man sie zwar zu, aber nur mit dem größten Widerwillen, weil sie dem urkatholischen Spanier fast noch unreiner vorkamen, als die Juden, und darum wies man ihnen auch abgesonderte und abgesperrte Quartiere an, die sogenannten Morerias, welche ganz dasselbe bedeuten, als die Ghetto's der Juden. Kurz nirgends, gar nirgends kam man ihnen mit Liebe entgegen, sondern überall mit Vorurtheil, Haß und Verachtung, sie zu den härtesten, gemeinsten Arbeiten anhaltend und es nie duldend, daß ihre Söhne und Töchter sich mit dem reinen Blute der alten Christen vermengten. So verkümmerten die Meisten von ihnen und in Wahrheit brachten es nur diejenigen zu einem verhältnißmäßig glücklicheren Dasein, welchen es gelang, so viel zusammenzubringen, daß sie nach der neuen Welt oder auch nach Afrika auswandern konnten. War nun aber

schon das Loos der Transportirten ein schreckliches, so gestaltete sich das Schicksal des Landes, von dem man sie hinwegriß, noch viel gräßlicher. Das schöne, fruchtbare, gewerbsame, wohlhabende, volkreiche und an Bildung so vorangeschrittene Königreich Granada nämlich — was wurde aus ihm? Wohl suchte Philipp II. unter den verlockendsten Versprechungen Colonisten in die von den Moriskos verlassenen Stätten zu verpflanzen, und es fanden sich auch wirklich verschiedene Tausende ein; aber sie besaßen weder den Fleiß noch das Verständniß ihrer Vorgänger und so wurde es in dem einst so herrlichen Granada mit einem Male still und einsam, wie in der Wüste. Die Blüthengärten der Vega welkten; die Industrie erstarb; der Handel ging zu Grunde; die Sierra wurde eine Einöde. Wo blieben nun die zehn Millionen schwere Piaster, welche der Staatsschatz früher von Granada bezog? War ja doch die Einwohnerschaft trotz allen neu Eingewanderten auf eine Million reducirt und von diesen Zehnmalhunderttausenden verdienten noch keine Zehntausende mehr als nothwendig war zur einfachsten Existenz!

So verstand es Philipp II., eines seiner kostbarsten Länder gründlich und für immer zu ruiniren; dafür aber ward ihm die Genugthuung, daß schon wenige Jahre nach der Vernichtung des maurischen Stamms auf den Brandstätten der moriskischen Städte und Dörfer Mönche und Nonnen ihre Klosterpaläste errichteten und darinnen ihre Litaneien sangen bis in die neuesten Zeiten herab.

Siebtes Kapitel.

Die Annexion Portugals.

Nur wenige Könige sind sich's klar bewußt, welch' eine außerordentliche Verantwortlichkeit auf ihnen liegt, weil oft eine einzige thörichte Handlung, die sie begehen, ihre Millionen von Unterthanen auf viele Jahre hinein in's tiefste Elend stürzen kann.

Am 3. August 1578 standen sich an dem kleinen Flüßchen Macazem in der Nähe der Stadt Alcacer im jetzigen Kaiserthum Marocco zwei feindliche Armeen gegenüber, die eine eine christliche, die andere eine muhammedanische. Von letzterer kann ich nicht viel mehr sagen, als daß sie mindestens 100,000 Mann, darunter etwa 60,000 Mann leichte Reiterei, stark war und von dem Beherrscher des Kaiserthums Fez und Marocco, Muley Moluck, in Person, trotzdem er schwer krank war (er mußte sich in einer Sänfte tragen lassen),

kommandirt wurde. Ueber die erstere dagegen muß ich schon etwas eingehender berichten. Geführt wurde sie von Don Sebastian, König von Portugal, einem Jüngling von kaum vierundzwanzig Jahren, den schon von Jugend auf die ungezügelte Begierde beseelte, die ganze nordafrikanische Küste seinem Scepter und damit zugleich dem Christenthum zu gewinnen. Nachdem er also volljährig geworden, paßte er nur auf einen nennbaren Vorwand zum Kriege, und siehe da, welch' ein Glück — zu Ende des Jahres 1577 fand sich Muley Muhammed, der so eben durch seinen Oheim Muley Moluck von seinem Thron gestürzte bisherige Beherrscher von Fez und Marocco, in Lissabon ein, um von Portugal, das auf der afrikanischen Küste bereits die festen Punkte Ceuta, Tanger und Magazan besaß, Hülfe gegen den Thronräuber zu begehren. Augenblicklich sammelte nun König Sebastian ein für damalige Zeiten ziemlich bedeutendes Heer, das Fußvolk bestehend aus 9000 Portugiesen, 1000 Castilianern, 3000 Deutschen und 1700 Italienern, fast lauter angeworbenen Leuten; die Reiterei aber, 3000 Mann stark, fast durchweg aus Freiwilligen von Adel gebildet, da die ganze portugiesische Ritterschaft, die vornehmste wie die geringste, an dem Kreuzzuge Theil nehmen wollte. Mit dieser „Blüthe seines Reichs" nebst dem ganzen Heere schiffte sich König Sebastian auf einer mächtigen Flotte am 25. Juni in Lissabon ein, und nachdem er einige Wochen später bei Almandravas zwischen Tanger und Arzilla auf der maurischen Küste gelandet, stieß sofort Muley Muhammed mit einigen Hundert Reitern zu ihm. Dann ging's augenblicklich dem Feinde entgegen, welcher seinerseits ebenfalls Eile hatte, sich mit dem Christenheere zu messen.

Am 3. August trennte die beiden Heere nur noch der kleine Fluß Macazem und nun traf Don Sebastian sogleich die zur Schlacht nöthigen Vorbereitungen. Wohl riethen einzelne Wenige seiner Umgebung, besonders Don Duarte de Menecez und Don Jorge de Lancastre, Herzog von Aveiro, sich in guter Ordnung nach der Küste unter den Schutz der Flotte zurückzuziehen, weil die Uebermacht der Mauren allzu groß sei; allein der junge, thatendurstige Monarch verwarf solche Vorsicht und ganz mit ihm einverstanden waren seine übrigen Berather, fast durchaus stolze Hidalgos, wie man die portugiesischen Hochadeligen gewöhnlich nennt. Sie, die sämmtlich in Seide und Gold prangten, als ginge es zu einem Hochzeitsfeste, meinten, der Feind werde alsobald, so wie sie nur ihr ritterliches Schwert zögen, die wildeste Flucht ergreifen und man dürfe sich also die gute Gelegenheit, ihn auf's Haupt zu schlagen, nicht entgehen lassen. Somit eröffnete König Sebastian die Schlacht am 4. August in der Früh und sein tapferes Heer stürzte sich mit einer solchen Wucht auf die Ungläubigen, daß deren erste und zweite Linie sofort durchbrochen wurde. Dieser Vortheil war aber der einzige, den die Portugiesen erreichten, denn die Muselmannen, welche nichts

weniger als den Vorwurf der Feigheit verdienten, parirten alsbald den wüthenden Anprall und umringten dann das viel kleinere christliche Heer von allen Seiten. Don Sebastian selbst kämpfte gleich einem Löwen und wo die Gefahr am größten, da war er sicher dabei. Drei Pferde wurden unter seinem Leibe erschossen; er bestieg unverweilt ein viertes. Sein rechter Arm blutete aus einer schweren Wunde; er kämpfte mit dem linken weiter. Endlich aber ward er von allen Seiten umringt und, nachdem man ihn vom Pferde gerissen, von zehn Lanzenspitzen zumal durchbohrt. Ja so sehr zerfetzte die bis zum Wahnsinn aufgestachelte Wuth des Feindes seinen Körper, daß derselbe nachher kaum mehr erkannt werden konnte und deßhalb die Sage entstand, Don Sebastian sei nicht zum Tode getroffen worden, sondern wunderbarlich entkommen und werde demnächst wieder erscheinen! Er war übrigens nur zu gewiß todt und sein Schicksal theilten die Meisten der Seinigen. Kaum ihrer Tausend kamen mit dem Leben davon und diese Tausend geriethen sämmtlich in Gefangenschaft, einige Wenige, die entrannen, allein ausgenommen. Noch selten hatte auf einem Schlachtfeld der Tod so furchtbar aufgeräumt, denn außer den Christen lagen über 30,000 Mauren in ihrem Blute. So theuer erkauften die Feinde den Sieg, und unter diesen Gefallenen befanden sich merkwürdigerweise auch die beiden muhammedanischen Gegenkaiser, Muley Moluck, der während der Schlacht am Schlagfluß starb, und Muley Muhammed, der auf der Flucht im Flüßchen Macazem ertrank.

Ein derartiger Schlag hatte das Königreich Portugal, fast seit es existirte, noch nicht getroffen. Durch die Ausrüstung der Flotte und die Anwerbung des Heeres waren die sämmtlichen Kassen des Staates erschöpft und dieser ganze tolle Aufwand erwies sich nun als ein vergeblicher. Die Blüthe des Adels, darunter die gefeiertsten Namen, die hochgestelltesten Persönlichkeiten, hatten sich an dem Feldzuge betheiligt und jetzt lagen sie erschlagen oder seufzten sie in der Gefangenschaft, aus der sie nur durch großartige Lösegelder, zum Theil bis zu 10,000 Dukaten für den Kopf, befreit werden konnten. Der Hauptverlust jedoch, ein unersetzlicher, blieb der des Königs, denn wer sollte nach ihm regieren? Nach ihm, der unbeweibt gestorben war und also keine Kinder hinterlassen hatte! Nach ihm, der nicht einmal einen Bruder oder eine Schwester besaß, da sein Vater, der als Kronprinz verstorbene Joao, der einzige Sohn Joao's III. gewesen war! Für den ersten Augenblick freilich hatte das Schicksal insofern gesorgt, als noch ein Großohm Sebastians lebte, der Kardinallegat Henrique; allein wenn, was nicht lange anstehen konnte, auch dieser hochbetagte Prinz des Todes verblich, was dann? Dann blieben blos verschiedene Seitenverwandte übrig, und unter diesen mußten nothwendig wegen der Thronnachfolge Streitigkeiten entstehen. Nicht aber geringe Streitigkeiten, sondern solche, welche vor-

aussichtlich den Bürgerkrieg zur Folge hatten und mit dem Bürgerkrieg ein allgemeines Elend, wenn nicht gar den Ruin des ganzen Landes. Eine solche Aussicht war dem Staate Portugal durch den Tod des jungen Königs Sebastian gegeben und wie konnte also der Verlust seines Lebens anders erscheinen, denn als ein unersetzlicher? Doch ehe wir dieß weiter erörtern, wollen wir sehen, was unmittelbar nach dem Tode Sebastians geschah.

Vor seiner Einschiffung nach Afrika sorgte Don Sebastian für eine Regentschaft, welche in seinem Namen während seiner Abwesenheit die Staatsgeschäfte zu leiten hatte. Zuerst trug er diese Regentschaft seinem Großoheim, dem genannten Cardinallegaten Henrique an; als aber dieser sich mit seinem hohen Alter und seiner Kränklichkeit entschuldigte, wählte er die vier ersten Granden seines Reichs zu Gobernadores aus; nämlich den Jorge Almeida, Erzbischof von Lissabon, dann den Pedro da Alcaçova, weiter den Francisco da Sada und endlich den Joao da Mascarenhas. Diesen Vieren gab er sein königliches Siegel und sie versahen ihr hohes Amt nach bestem Willen und Wissen. Da traf plötzlich in der Mitte des August ein Eilbote aus Afrika, der auf einem kleinen Schiffe von Tanger herübergesegelt kam, bei ihnen ein und dieser Eilbote brachte die erschütternde Nachricht von der verlorenen Schlacht am Flusse Macazem. Daraufhin beschloßen die Gobernadores, das Gräßliche vorerst geheim zu halten, bis sie die Bestätigung der ersten Nachricht in Händen hätten. Dem Cardinallegaten Henrique dagegen, welcher in Alcobaça in Zurückgezogenheit lebte, sandten sie augenblicklich Einen aus ihrer Mitte, den Joao da Mascarenhas, damit er ihn in Alles einweihe und zugleich bewege, sofort zur Uebernahme der Regierung nach Lissabon zu kommen. Henrique nämlich, geboren im Januar 1512 als der fünfte Sohn des Königs Emanuel, wurde eben deßwegen, weil ihm vier Brüder vorangingen, von Jugend auf zum geistlichen Stande bestimmt und stieg als ein hochgeborener Prinz schnell von Stufe zu Stufe. Im 14. Jahr war er bereits Prior von Santa Cruz, im 22. Erzbischof von Braga, im 27. Großinquisitor von Portugal, im 28. Erzbischof von Evora, im 33. Cardinal und im 59. Legatus a latere des Pabstes in Portugal. Nun wollte es aber das Verhängniß, daß sein erstgeborener Bruder, Joao III., der Nachfolger Emanuels, keinen andern männlichen Nachkommen hinterließ, als einen Enkel, den so eben in Afrika gefallenen König Sebastian; daß ferner der zweitgeborene Luis, Herzog von Beja, zwar allerdings nicht ohne Nachkommenschaft, aber doch ohne legitime Nachkommenschaft starb, denn er hatte sich nie vermählt und sein einziger Sohn Antonio, nachheriger Prior von Crato, war ein Kind der Liebe; daß weiter die dritt- und viertgeborenen Brüder Fernando und Alfonso kinderlos aus der Welt gingen, und daß endlich der Ehe des sechstgeborenen Bruders, Duarte, nur zwei Töchter entsprossen — dieß Alles wollte das Verhängniß, so wie zu-

gleich das, daß der Cardinal-Infant alle seine Brüder überlebte. Nun aber, wenn es so stand, lag es nicht in der Natur der Sache, daß die vier Gubernadoren alsbald, nachdem sie Kunde vom Tode Sebastians erhielten, zum Cardinal-Infanten Henrique sandten, um ihn zur Uebernahme der Regierung aufzufordern? Er war ja der einzige noch lebende männliche Sprößling der Königsfamilie und die Krone Portugal gehörte also ihm als rechtmäßiges Erbe zu! Doch wenn nun die Botschaft an Henrique eine vollberechtigte oder vielmehr eine von der Pflicht gebotene war, wie verhielt es sich dagegen mit einer weiteren Botschaft, welche zu gleicher Zeit Einer der Gubernadoren, Pedro da Alcaçova, für sich allein und unter dem tiefsten Schleier der Nacht an Philipp II. von Spanien abgehen ließ? Nun, sie konnte keinen anderen Sinn haben, als den, den König Philipp schnellstens von dem Stand der Dinge in Kenntniß zu setzen, damit derselbe augenblicklich die nöthigen Schritte thue, um sich die Thronnachfolge in Portugal zu sichern. Philipp II. nämlich gehörte unter jene Seitenverwandten der portugiesischen Königsfamilie, von denen ich weiter oben gesprochen, und hatte deßhalb nicht unterlassen, sich in Voraussicht der Dinge, die da kommen würden, eine Partei in Portugal zu gewinnen, an deren Spitze Pedro da Alcaçova stand.

Also zwei Eilboten gingen gleich nach der erhaltenen Todeskunde aus Afrika von Lissabon ab, der Eine, ein officieller, an den Cardinal-Infanten Henrique, der Andere, ein geheimer, an den König Philipp II., und die Folge war, daß mit dem Tage, an welchem der Cardinal-Infant in Lissabon eintraf, auch ein Bevollmächtigter Philipps II. dort erschien, jedoch ohne öffentlichen Charakter, so zu sagen nur als Privatmann. Dieser geheime Bevollmächtigte hieß Christovao de Moura und paßte zu dieser Sendung vortrefflich, denn Portugiese von Geburt war er erst vor wenigen Jahren in spanische Dienste übergetreten und besaß unter dem portugiesischen Adel eine Menge von näheren und weitläufigeren Verwandten. Somit konnte es ihm nicht schwer werden, Alles auszuspioniren, was am Hofe und in der Hauptstadt Portugals vorging, und zugleich seinem Herrn und Meister durch die beiden Mittel der Ueberredung und Bestechung immer mehr Anhänger zuzuführen. Doch lassen wir das für jetzt und kehren wir lieber zu dem Cardinal-Infanten Henrique zurück. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Lissabon hatte man nähere Nachrichten über den Tod des Königs Sebastian erhalten und sofort zögerten die Gubernadores natürlich nicht länger, diesen Tod dem Volke bekannt zu machen. Welch' ein Jammer nun durch alle Schichten der Gesellschaft! Welch' ein Jammer besonders unter dem höheren und niederen Adel! Gab es ja doch fast keine edle Familie, die nicht den Tod oder die Gefangenschaft eines ihrer Mitglieder zu beweinen hatte! Brachte ja doch jetzt fast jedes Schiff, das von Afrika herübersegelte, eine neue Nachricht vom Tod

eines Vaters, eines Sohnes, eines Bruders! Am tiefsten jedoch wurde Don Sebastian selbst beweint, denn es war in der That ein gräßliches Schicksal, in so jungen Jahren schon Krone und Leben zumal zu verlieren, und überdem hatten die Portugiesen volle Ursache gehabt, ihren König zu lieben. Man ordnete also große Trauerfeierlichkeiten an und als der Hauptleidtragende erschien dabei der Cardinal-Infant Henrique, der Erbe des Verblichenen. Trotz des Leides aber, das er zur Schau trug, versäumte er es nicht, darauf zu dringen, daß ihm so schnell als möglich gehuldigt wurde, und zugleich mit dem Huldigungsacte trat er die Regierung an, die vier Gubernadoren ihres Dienstes entlassend.

König Henrique zählte damals, im August 1578, beinahe siebenundsechzig Jahre und dem Laufe der Natur nach konnte er also nicht mehr lange leben. Dieweil nun aber die portugiesische Königsfamilie im Mannsstamm mit ihm ausstarb, so trat die Frage immer näher heran, wer nach ihm den portugiesischen Königsthron besteigen sollte, und man darf wohl sagen, daß damals die ganze politische Welt Europas sich mit dieser Frage beschäftigte. Selbstverständlich übrigens hatte die Sache für die Portugiesen selbst das größte Interesse, denn es kann wahrhaftig Niemanden gleichgültig sein, von wem er regiert wird, und so wurden denn bald die verschiedensten Wünsche und Kundgebungen laut. Dem Volke im großen Ganzen, besonders den Bürgerschaften der Städte, wäre es am liebsten gewesen, wenn die Krone sich in natürlicher Folge fortgeerbt hätte, und demgemäß erschienen schon sehr bald theils der Stadtvorstand von Lissabon, theils Deputationen vom Lande im königlichen Palaste, um den neuen Herrscher zu bewegen, daß er sich in den Stand der Ehe begebe. „Wohl seien ihnen," erinnerten die Delegirten, „die Hindernisse bekannt, welche solchem Begehren entgegenständen, allein der heilige Vater, von der dringenden Nothwendigkeit überzeugt, werde ihm, dem Erzbischof und Cardinal, die Dispensation nicht verweigern." Gewiß ging der Vorschlag vom reinsten Patriotismus aus, allein dessenungeachtet fühlte sich der Monarch höchst unangenehm von ihm berührt, denn er war durch und durch Priester und las selbst jetzt noch, nachdem er König geworden war, alle Tage die Messe. Er wies also das Ansinnen stricte ab, zugleich an sein hohes Alter und seine Kränklichkeit erinnernd; allein wie man ihn immer wieder von neuem bestürmte und auch von den Höhergestellten sehr Viele dem Andrängen sich anschlossen, da entschloß er sich endlich, nachzugeben, und schickte den Don Duarte de Castello-Branco, Grafen von Sabugal, als Gesandten nach Rom, um bei Gregor XIII. den nöthigen Dispens auszuwirken. Ob es übrigens dem König-Cardinal damit Ernst war, oder ob er blos zum Scheine so handelte, um das Anstürmen los zu werden, kann ich nicht sagen; wohl aber faßte Don Christovao de Moura, der geheime spanische Agent, die

Sache sehr ernsthaft auf, denn es ist noch ein Brief aus den letzten Tagen des Jahres 1578 von ihm an Philipp II. vorhanden, worin er dem König erklärte, der Pabst müsse bestimmt werden, dem König-Cardinal unter allen Umständen den gewünschten Dispens zu verweigern, damit der portugiesischen Monarchie kein Erbe erwachse. „Ich zweifle," antwortete Philipp II. umgehend in voller Sicherheit, „daß ohne mein Wissen und Gutheißen Henrique den erbetenen Dispens in Rom erhalten wird" — und wie Philipp II. antwortete, so geschah auch. Der Pabst nämlich beauftragte den Cardinal Karl Borromeo, dem König-Cardinal in Portugal zu antworten, daß noch nie, zu keiner Zeit, eine ähnliche Dispensation ertheilt worden sei, und damit war die Sache einmal für allemal abgemacht.

Die Hoffnung also, es möglich zu machen, daß die Krone Portugals in natürlicher Folge sich forterbe, schlug gänzlich fehl. Darum einigte sich jetzt das portugiesische Volk alsbald in einem anderen Wunsche; in dem Wunsche und Verlangen nämlich, es solle der König Henrique noch bei Lebzeiten einen Nachfolger ernennen, damit nach seinem Hinscheiden das Reich nicht in Verwirrung gerathe. Auch dieses Verlangen war ein rein patriotisches und es ließ sich erwarten, daß der König-Cardinal demselben schließlich entsprechen werde. Somit handelte es sich jetzt für die Throncandidaten darum, den König auf ihre Seite zu bringen, und natürlich that Jeder von dieser Zeit an sein Möglichstes. Namentlich war dieß bei Philipp II. der Fall, denn augenblicklich ließ er zur Unterstützung Moura's einen außerordentlichen Gesandten nach Lissabon abgehen, dessen ganze Persönlichkeit sich vorzüglich dazu eignete, auf Henrique, sowie überhaupt auf den ganzen Hof einen großen Einfluß auszuüben. Er sandte nämlich den Don Pedro Girao, Herzog von Ossuna, einen Bruder der Herzogin von Lancastre-Aveiro, deren Gemahl in der mörderischen Schlacht von Alcacer das Leben verloren hatte, also einen Mann von so ungewöhnlich hoher Stellung, daß er schon deßwegen imponiren mußte. Trotzdem ließ sich der König-Cardinal durchaus nicht dahin bringen, sich für irgend einen der verschiedenen Candidaten mit Bestimmtheit auszusprechen, denn der alte Herr war kein Mann von starken Entschlüssen. Ueberdem fürchtete er mit Recht, daß wegen des angeborenen Hasses der Portugiesen gegen die Castilier ein allgemeiner Sturm des Unwillens losbrechen werde, falls er den König von Spanien als Nachfolger bezeichne; gab er aber einem Andern aus der Reihe der verschiedenen Candidaten den Vorzug, so durfte er nicht daran zweifeln, daß Philipp II. alsbald zum letzten Mittel, das ist zu den Waffen greifen werde. Er zog es also, um Ruhe zu haben, vor, dem Verlangen, einen Nachfolger zu ernennen, längere Zeit ein geschicktes Laviren entgegenzusetzen, und als dieß nicht mehr ging, wußte er durch ein anderes Mittel das böse Dilemma zu umgehen.

Dieses Mittel bestand darin, daß er den Beschluß faßte, den hochwichtigen Gegenstand der Berathung der portugiesischen Cortes zu unterwerfen, und diesen Beschluß auch in der That am 1. April 1579 in Ausführung brachte. Die Cortes, bestehend aus den Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte — die Bauern hatten damals noch keine Stimme — traten also in Lissabon zusammen und begannen sofort ihre Berathungen. Natürlich aber jeder Stand für sich in einem abgesonderten Lokale, denn so war es, „damit kein Stand den andern beeinflusse", durch's Gesetz von alten Zeiten her vorgeschrieben. Um so weniger konnten die Herren Cortes zu einem Entschlusse kommen, und nicht einmal die großartigen Bestechungen einzelner Cortesmitglieder, mit denen nun der Herzog von Ossuna in's Feld rückte, vermochten hieran etwas zu ändern, denn die Interessen der drei gesonderten Stände gingen allzu weit auseinander. Endlich übrigens, nach langem Hader und Streit, einigten sie sich doch über folgende drei Punkte. „Erstens, der König-Cardinal solle die verschiedenen Prätendenten auffordern, ihre Ansprüche geltend zu machen, dann diese Ansprüche prüfen, daraufhin einen Spruch thun, wessen Ansprüche den Vorzug verdienten, und endlich diesen Spruch den von neuem zu versammelnden Cortes zur Bestätigung vorlegen. Zweitens, weil der König-Cardinal sterben könnte, ehe besagter Spruch gefällt wäre, solle derselbe aus fünfzehn Männern von Adel, welche die Cortes sofort vorzuschlagen hätten, fünf auslesen, welche nach seinem Ableben das Land als Gubernadores so lange zu regieren hätten, bis der Thronfolgestreit entschieden wäre. Drittens sollte aus denselben Gründen der König aus einer Liste von vierundzwanzig Richtern, die ihm von den Cortes vorzulegen sei, eilf ernennen, damit sie, im Fall der König zu bald mit Tod abgehe, mit Stimmenmehrheit den Thronfolgestreit entschieden." So decretirten die Cortes und nachdem sie diesen Entschlüssen gemäß die betreffenden Listen zur Auswahl für den König-Cardinal angefertigt, gingen sie auseinander.

Dem König-Cardinal lag also vor Allem ob, die Herren Prätendenten zur Vorlage ihrer Ansprüche aufzufordern, und solcher Aufforderung kamen sie sämmtlich nach. Diese Prätendenten waren folgende. Numero eins: der König von Spanien, Philipp II., welcher seine Ansprüche darauf gründete, daß seine Mutter Isabella, die Gemahlin Kaiser Karls V., eine Tochter, und zwar die älteste, des Königs Emanuel von Portugal, des Urgroßvaters des soeben gestorbenen Königs Sebastian, gewesen war. Ueberdem hatte der Sohn und Nachfolger des eben genannten Königs Emanuel, Joao III., der Großvater Sebastians, eine Schwester Karls V., die Infantin Katharina, geheirathet und mit ihr die Infantin Maria, Philipps II. erste Gemahlin (die Mutter des unglücklichen Don Carlos), erzeugt. Ja, um den Verwandtschaftshimmel zwischen

Spanien und Portugal noch mehr zu vervollständigen, war Joao's III. ältester und einziger Sohn, der Erbprinz Joao, mit Juana, Philipps II. Schwester, verheirathet worden und aus dieser Ehe war der kürzlich verstorbene Sebastian — er wurde siebzehn Tage nach dem Tode seines Vaters geboren —, der Nachfolger Joao's III., hervorgegangen. Numero zwei: der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, dessen Mutter, die Gemahlin Karls III. von Savoyen, mit Namen Beatrix, auch eine Tochter des genannten Königs Emanuel von Portugal gewesen war, aber eine jünger geborene, als Isabella. Numero drei: Joao, Herzog von Braganza, denn seine Gattin Katharina hatte den Infanten Duarte, den sechsten Sohn des Königs Emanuel, zum Vater. Numero vier: der Herzog Ranuccio von Parma, welcher der ehelichen Verbindung, die sein Vater, Alessandro Farnese, mit Maria, einer andern Tochter des Infanten Duarte, eingegangen hatte, sein Dasein verdankte. Numero fünf endlich Antonio, Prior von Crato, der Sohn des Infanten Luis, Herzogs von Beja, und folglich, wie wir weiter oben schon gesehen haben, der Enkel des Königs Emanuel, aber leider — kein legitimer, da seine Mutter, die schöne Violante Gomez, seinem Vater nie kirchlich angetraut worden war oder wenigstens (er selbst nämlich behauptete, es habe eine geheime Trauung stattgefunden) die Beweise hiefür mangelten. Das waren die fünf Prätendenten, welche auf den Thron von Portugal Anspruch machten, denn die Prätendentschaft des Pabstes, welcher das Königreich Portugal für ein Lehen des römischen Stuhls erklärte und demnach das Recht beanspruchte, in demselben einen König einzusetzen, kann ich als eine bloße priesterliche Anmaßung füglich bei Seite lassen.

Doch, welcher von den fünf Prätendenten verdiente nun den Vorzug? In den Augen des Volks und der Bürgerschaft, zu welchen übrigens auch viele Adelige hielten, unbedingt Antonio, Prior von Crato, weil er ein unmittelbarer männlicher Abkömmling — wenn man auch über die Legitimität sich streiten konnte — der alten Königsfamilie war. In den Augen der Rechtsgelehrten oder vielmehr der Freunde des Rechts der Herzog Joao von Braganza, denn seine Gattin besaß offenbar ein näheres Anrecht, als die übrigen Infantinnen, von denen seine Nebenbuhler ihre Ansprüche ableiteten, und außerdem bestand ein Gesetz, wornach kein Ausländer in Portugal erben durfte. In den Augen der Egoisten, welche nur ihren eigenen Vortheil im Auge hatten — und zu diesen gehörten außer der höheren Geistlichkeit der größte Theil des höheren Adels — Philipp II. von Spanien, weil er der mächtigste und also im Stande war, nicht blos seine Ansprüche auf's nachdrücklichste zu unterstützen, sondern auch Gnaden und Aemter in Menge zu vertheilen. In solcher Ordnung standen die Throncandidaten einander gegenüber und es fragte sich nun, welchen von den Dreien, denn die Herzoge von Savoyen und von Parma kamen eigent-

lich gar nicht in Betracht, der König-Cardinal zu seinem Nachfolger ernennen würde.

Bei Einem von ihnen schwankte er nicht lange, bei dem Prior Antonio nämlich, welchen er in seinem Leben noch nie hatte leiden mögen. Vielmehr ließ er nach kurzer Untersuchung bekannt machen, es sei erwiesen, daß Don Antonio in unrechtmäßiger Ehe geboren sei, und aus diesem Grunde schloß er ihn unbedingt von der Thronbewerbung aus. Ja noch mehr; als Antonio gegen die Ungerechtigkeit dieses Urtheils protestirte, verbannte ihn Henrique aus dem Königreiche, erklärte ihn aller Ehren und Würden für verlustig und verbot allen Unterthanen, ihn zu unterstützen, zu hegen und aufzunehmen. Allein jetzt erst sah man, wie beliebt Antonio war, denn er hatte durchaus nicht nöthig, das Vaterland zu verlassen, sondern konnte in vollkommenster Sicherheit bei Freunden auf dem Lande leben, ohne Gefahr zu laufen, von irgend Jemanden verrathen zu werden.

So blieben also nur noch der Herzog von Braganza und Philipp II. übrig, aber zwischen diesen Beiden lavirte der König-Cardinal lange Zeit hin und her. Man merkte zwar wohl, daß er den Ersteren dem Letzteren vorzog, und gegen seine Vertrauten sprach er sich sogar offen dahin aus, daß der Herzog von Braganza am besten zu seinem Nachfolger sich eignen würde. Allein die Angst vor der Macht des Königs von Spanien hielt ihn zurück, eine mannhafte offene Entscheidung zu treffen, denn es verlautete jetzt mit ziemlicher Gewißheit, daß Philipp II. mittelst Anwerbungen in Deutschland und Italien ein starkes Heer ansammle, um seine Successionsansprüche mit den Waffen in der Hand aufrecht zu erhalten. Plötzlich übrigens fand Henrique einen Ausweg und dieser bestand darin, daß er zu Ende des Oktober 1579 die Cortes abermals — dießmal nach Almeirim, wo er zur Zeit residirte — einberief mit dem Anfügen, er habe ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Wessen Inhalts diese Mittheilung sei, darüber schwieg er beharrlich, doch lag es auf der Hand, daß er den Ständen die letzte Entscheidung über die Thronnachfolge überlassen wollte. Die Cortes traten auch wirklich im Anfang des Januar 1580 zusammen und der König-Cardinal eröffnete sie am 9. jenes Monats persönlich. Allein er war damals körperlich schon so schwach geworden, daß er sich in die Sitzung tragen lassen mußte, und da diese Schwäche sich mit jedem Tage steigerte, so konnte man stündlich seine Auflösung erwarten. Solcher Zustand des Regenten lähmte natürlich die Thätigkeit der Cortes und so kam es, daß bis zum letzten Januar noch kein definitives Abkommen getroffen war. An diesem Tage aber kurz vor Mitternacht starb der König, nachdem er gerade achtundsechzig Jahre alt geworden war.

Der letzte Sprößling des portugiesischen Königshauses hatte also das Zeit-

liche gesegnet, ohne daß über einen Nachfolger eine definitive Entscheidung getroffen gewesen wäre, und so mußte nothwendig die größte Verwirrung Platz greifen. Doch zum Glück gab's wenigstens eine Regierung, bestehend aus jenen fünf Gubernadores, welche der verstorbene König=Cardinal aus den ihm von den Cortes vorgeschlagenen fünfzehn adeligen Herrn auserlesen hatte, und diese Fünfe — sie hießen Jorge d'Almeida, Erzbischof von Lissabon, Francisco da Sada, erster Kämmerer des verstorbenen Königs, Joao Tellez, Joao Mascarenhas und Diego Lopes de Sousa — traten sofort zusammen. Sie sollten die Aufgabe lösen, welche Henrique ungelöst zurückgelassen hatte, allein das Volk hatte schon von vornherein kein Zutrauen zu ihnen, weil es sich alsbald herausstellte, daß wenigstens Zwei von ihnen von Philipp II. als seine Parteigänger erkauft worden seien. Ueberdem fehlte es ihnen an Energie und Entschlossenheit, so daß sie eher schwankenden Rohren als Defensoren des Reichs — so nannten sie sich — glichen. Zeigten sich aber die Gubernadores schwach und unentschlossen, so litten die noch immer versammelten Cortes an noch viel größeren Hauptmängeln, an dem der Uneinigkeit nämlich und vor Allem an dem der Unfähigkeit, einen patriotischen Aufschwung zu nehmen. Bei der immer klarer werdenden Gewißheit, daß Philipp II. an den Grenzen ein Heer sammle, um das Königreich Portugal unter allen Umständen sich anzueignen, hätten sie müssen das Vaterland in Gefahr erklären und zugleich das ganze Volk unter tüchtigen Führern in die Waffen rufen; aber statt dessen thaten die Abgeordneten der Geistlichkeit und des Adels gar nichts, da der größte Theil von ihnen durch die Agenten Philipps II. heimlich gewonnen worden war, und in Folge dessen mußten sich die Abgeordneten der Städte darauf beschränken, an die Gubernadores das Verlangen zu richten, daß sie in aller Kürze die nöthigen Vertheidigungsanstalten träfen. „In jeder Comarca oder Grafschaft sollten die Wehrfähigen durch eine geeignete Person versammelt und einexercirt werden, insbesondere aber müßte man sofort alle Festungen des Reichs mit reichlichen Kriegsbedürfnissen versehen und für angemessene Besatzungen unter tüchtigen Befehlshabern sorgen." Man sieht, die Abgeordneten der Städte besaßen wenigstens noch Patriotismus, allein was geschah nun von Seiten der Gubernadores? Dem Scheine nach sehr viel, in Wahrheit jedoch so viel wie Null. Zum Scheine nämlich wurde alsbald, damit der Zorn des Volks und der Bürger nicht allzu sehr aufflamme, in der Person des Don Luis Cäsar ein Landesvertheidigungsgeneral aufgestellt und zugleich machte man alle Maßregeln bekannt, welche von demselben zu treffen seien. Allein die Herren Gubernadores vergaßen es, ihren «Defensor regni» mit den nöthigen Geldmitteln zu versehen, damit er im Stande sei, Vorräthe, Munition und Waffen zu kaufen, und was noch schwerer in's Gewicht fiel, sie hatten seine Person auf diesen hochwichtigen Posten berufen, trotzdem sie seine Hinneigung zu Philipp II.

nur zu gut kannten. Es war ihnen also offenbar nicht um die Vertheidigung des Vaterlandes zu thun, denn wenn Don Cäsar in seinem Innern zu dem Spanier hielt, so ließ sich zum voraus erwarten, in welch' nachlässiger, verschleppender und perfider Weise er dem ihm gewordenen Auftrage nachkommen werde.

Doch wenden wir uns nun zu Philipp II., mit dem wir uns bereits fast allzu lang nicht mehr beschäftigt haben. Ihm war es längst ein nagender Wurm am Herzen, daß das kleine Portugal neben Spanien existiren — daß nicht die ganze iberische Halbinsel unter dem Einen habsburgischen Scepter vereinigt sein sollte, und seine Seele fühlte sich daher freudigst bewegt, als er erfuhr, sein Neffe, König Sebastian von Portugal, sei Willens, den Sultan von Fez und Marocco zu bekriegen. „Das ist ein höchst abenteuerlicher Zug," sagte er zu sich selbst, „und möglicherweise kehrt Sebastian nie mehr lebendig aus demselben zurück. Wenn aber dieß, dann gehört Portugal mir, denn der Cardinal Henrique ist alt und hat keinen unmittelbaren Erben." Damit also Sebastian in seinem Entschlusse nicht wankend werde, versprach Philipp II. ihm eine Beihülfe von 7000 Mann, hielt jedoch unter allerlei Vorwänden sein Wort nicht, als es mit dem Zuge Ernst zu werden begann. Umgekehrt dagegen versäumte er keinen Augenblick, durch seinen damaligen Gesandten in Lissabon, Juan de Silva, der eine portugiesische Gräfin und Tochter des Don Alvaro de Portalegon geheirathet hatte, verschiedene hohe Herren am portugiesischen Hofe in sein Interesse zu ziehen, und da er weder mit Geld noch Versprechungen geizte, so ward ihm dieß nicht allzu schwer. Nun kam der große Unglückstag, ich meine die Schlacht vom 4. August 1578, und Philipp II. war, wie wir weiter oben gesehen haben; einer der Ersten, der davon benachrichtigt wurde. Er konnte also seine Maßregeln treffen, noch ehe Jemand eine Ahnung von dem großen Unglück hatte, und in der That versäumte er auch keine Minute Zeit, was die Sendung des Christovao de Moura und nachher die des Herzogs von Ossuna zur Genüge bewies. Fest nämlich stand schon damals in ihm der Entschluß, Portugal um jeden Preis seinem Reiche einzuverleiben; nur sollte dieß vor der Hand nicht verlautbaren, dieweil sein Plan sonst leicht hätte vereitelt werden können. Er wußte ja, daß das portugiesische Volk alles Castilianische und besonders ihn, den grausamen Philipp, von Grund aus haßte, und darum, wenn er zu bald mit seinem Annexionsgelüste hervortrat, mußte er da nicht befürchten, daß alsbald das ganze Volk in Waffen gegen ihn aufstehe? Er wollte also die Festung vorher unterminiren, ehe er Sturm lief, und demgemäß mußten, während er selbst in Madrid die tiefste Trauer über Sebastians Hingang heuchelte, seine Agenten in Lissabon unter der Hand kein Mittel unversucht lassen, um die wenigen Anhänger, die er dort bereits hatte, wo möglich zu verzehnfachen. Es gelang,

obwohl mit schweren Opfern, denn die Forderungen, welche die adeligen und geistlichen hohen Herren als Preis ihres Verraths stellten, waren zum Theil, wie aus den jetzt noch vorhandenen Briefen Moura's hervorgeht, fast über die Maßen groß. Aber, wie gesagt, es gelang und gelang sogar so vortrefflich, daß im Frühjahr 1580 das Königreich Portugal so zu sagen vollkommen wehrlos gemacht war.

Trotzdem sah Philipp II. nur zu gut ein, daß der Annexion Portugals noch große Schwierigkeiten entgegenstünden, und alsobald ging er an's Werk, auch diese zu heben. Es lag nämlich auf der Hand, daß die übrigen Mächte Europas, besonders Frankreich, ihm Schwierigkeiten bereiten könnten, wenn er ohne weiteres als Usurpator und Eroberer in Portugal einrücke; wenn es ihm aber gelang, die Welt zu überzeugen, daß er der allein richtige und gesetzmäßige Erbe jenes Landes sei, dann war kein Grund da, ihn wegen dieses Erbes anzufeinden oder gar zu bekriegen, sondern man mußte ihn in Ruhe gewähren lassen. Demgemäß ernannte er unter dem Titel einer „Junta der Thronfolge von Portugal" eine Commission, bestehend aus seinem Beichtvater, sechs Theologen und fünf Doktoren des königlichen Rathes, und beauftragte diese Commission, genau zu erforschen, ob er in seinem Rechte sei, wenn er die Krone von Portugal beanspruche. Die Commission aber stattete natürlich ein Gutachten ab, welches seinen Wünschen ganz entgegenkam, und solches Gutachten ließ er sofort als eine unantastbare Wahrheit bekannt machen. Ja noch mehr! Damit gar kein Zweifel übrig bleibe, daß er allein der rechtmäßige Erbe sei, forderte er auch die Theologen der Universität Alcala, damals der blühendsten in Spanien, auf, in der hochwichtigen Angelegenheit ihre Stimme abzugeben, und siehe da, mehr als dreißig Doktoren der Theologie beriethen sich in drei langen Sitzungen über die ihnen vorgelegte Frage. Das Resultat aber war, daß sie ebenfalls einstimmig erklärten, Philipp II. sei in seinem vollsten Rechte, wenn er die Krone Portugals beanspruche, denn er sei der nächste Verwandte.

Damit war nun eine Hauptschwierigkeit gehoben, indem ihn nun Niemand mehr einen Eroberer und Usurpator nennen konnte, wenn er von Portugal Besitz nahm. Eine nicht minder große Schwierigkeit aber bestand darin, ein großartiges Heer auf die Beine zu bringen, mit dem er in Portugal einrücken könne. Er wußte nämlich zwar recht wohl, daß jenes Land nicht im Stande sei, selbst wenn die Gubernadores gewollt hätten, eine reguläre Armee von auch nur einiger Stärke gegen ihn aufzubringen. Nicht minder wußte er, daß die zur Landesvertheidigung getroffenen Anstalten ganz erbärmlicher Art waren und ihn unmöglich in seinem Einmarsche aufhalten konnten. Allein er verhehlte sich zu gleicher Zeit nicht, daß der Haß des portugiesischen Volks gegen ihn da und dort theils auf dem Lande, theils in den Städten zu Unruhen führen werde und daß diese Un-

ruhen leicht zu einem großen Aufstande anschwellen könnten, wenn man sie nicht gleich im Keime erstickte. Konnte er aber dieß ohne eine imposante Armee? Ueberdem war dieselbe nicht ohnehin schon deßwegen nothwendig, weil er in alle größere Städte, sowie in alle Festungen Garnisonen legen mußte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten? Darüber also konnte kein Zweifel sein, daß ein großartiges Heer auf die Beine gebracht werden müsse, wenn die Annexion Portugals einen Erfolg haben solle, und sofort gab Philipp II. die nöthigen Befehle. Seine Absicht war anfangs auf 40,000 Mann gerichtet und er glaubte diese mit Leichtigkeit aufbringen zu können. Auch hätte er es gekonnt, wenn nur der Krieg in den Niederlanden nicht gewesen wäre, allein dieser verschlang seine besten Soldaten, sowie sein bestes Geld, und so mußte er froh sein, als im April 1580 endlich 20,000 Mann Infanterie nebst 3000 Mann Kavallerie im Lager von Badajoz standen. Er hatte sie zum großen Theil in Neapel und Deutschland anwerben lassen müssen und nur 3000 altgediente Spanier (nebst 7000 Rekruten) befanden sich darunter. So sehr hatte der niederländische Krieg bereits mit der noch vor kurzem so herrlichen Kriegsmacht Spaniens, der ersten unter Karl V. auf der Welt, aufgeräumt!

Also auch damit war Philipp II. endlich fertig geworden; allein nun kam ein dritter Punkt, und dieser war noch der allerschwierigste. Wer nämlich sollte das Heer kommandiren? Die ganze Zeit über hatte der König erklärt, daß er sich selbst an die Spitze desselben stellen werde, allein kein Mensch konnte dieß glauben, denn man wußte ja aus alter Erfahrung, wie wenig Philipp II. von einem Soldaten an sich hatte. Somit warteten die Offiziere in Badajoz mit Schmerzen darauf, daß der König endlich einmal eine Wahl treffe, und eine noch größere Neugierde beseelte den Hof von Madrid. Aber der König blieb lange schweigsam, wie das Grab, ohne Zweifel, weil er mit sich selbst nicht in's Reine kommen konnte. An tüchtigen Obergeneralen hatte er nämlich damals bereits großen Mangel — gerade wie an Soldaten — und in ganz Spanien gab es eigentlich nur noch einen Einzigen; dieser Eine aber, der Herzog von Alba, war seit zwei Jahren in die tiefste Ungnade gefallen. Ja wohl, der gräßliche Würger der Niederlande, der Henker Philipps II., zugleich aber auch sein erster Feldherr und der wichtigste Mann im Staatsrath, war in Ungnade und zwar in eine so tiefe Ungnade gefallen, daß er seit Jahren schon auf einer Citadelle als Staatsgefangener festsaß. Warum aber wohl? Etwa deßwegen, weil er in den Niederlanden so viele Tausende unschuldig zur Schlachtbank geführt und weil Philipp II. diesen vielen Tausenden ein Sühnopfer bringen wollte? O Nein, nicht deßwegen, sondern der Grund lag darin, daß er in einer reinen Familienangelegenheit dem Könige gegenüber einen eigenen Willen zu haben sich erkühnt hatte. Es war am 26. November 1578 — doch halt,

ich muß ein paar Worte voraussenden. Don Friedrich von Toledo, Marques von Coria, der älteste Sohn und Erbe des Herzogs von Alba, hatte im Sommer 1578 seine Gemahlin Maria Pimentel, eine Tochter des Grafen von Benevent, durch den Tod verloren, und da er dem Frauenzimmer sehr hold war, so knüpfte er sofort ein Verhältniß mit Donna Maddalena de Guzman, einer der jüngsten und schönsten Hofdamen der Königin, an. Das Verhältniß wurde bald sehr intim, aber kein Mensch am Hofe nahm einen Anstand daran, am wenigsten die Königin Anna, jene ehemalige Oestreichische Erzherzogin, welche einstens dem Infanten Don Carlos bestimmt gewesen war, denn sie lebte, wie Donna Maddalena selbst, der festen Ueberzeugung, daß Don Friedrich, sobald die Trauerzeit vorüber, seine Geliebte als Gattin heimführen werde. Plötzlich und ganz unversehens, im November 1578, stellte Don Friedrich seine Besuche bei Donna Maddalena ein und fast in demselben Augenblicke verlautete, daß derselbe auf Befehl seines Vaters in den nächsten Tagen seine Cousine, Donna Maria von Toledo, heirathen werde. Die Sache machte am Hofe ein unendliches Aufsehen, und alle Welt sprach von nichts Anderem. Donna Maddalena aber fiel von einer Ohnmacht in die andere und wenn sie daraus erwachte, so rannen ihr die Thränen wie kleine Bäche über die Wangen. Auf einmal raffte sie sich auf, um sich der Königin, ihrer Herrin, zu Füßen zu werfen, und nun kam Alles an den Tag. Don Friedrich hatte ihr, wie sie mit den heiligsten Eiden bestätigte, feierlich zugeschworen, daß er sie demnächst zum Altare führen werde, und diesem Schwure trauend war sie schwächer gegen ihn gewesen, als sie hätte sein sollen. Alsbald eilte jetzt die Königin zu ihrem Gemahl und verlangte, indignirt über das schmachvolle Betragen des Don Friedrich, von Philipp II. Gerechtigkeit. „Die soll Ihnen werden, Madame," erwiderte der letztere kalt und streng, nachdem er sich den ganzen Hergang hatte erzählen lassen, und noch in derselben Stunde erhielt Don Friedrich Befehl, vor ihm zu erscheinen.

„Sind Sie bereit, die beleidigte Ehre Donna Maddalenas de Guzman wiederherzustellen?" fragte ihn Philipp II. ohne weitere Einleitung.

„Majestät," erwiderte Don Friedrich, „mir ist nichts davon bekannt, daß . . . . . ."

„Ich gebe Ihnen," unterbrach ihn der König mit eisiger Strenge, „acht Tage Zeit, die Hochzeit mit Donna Maddalena auszurichten. Ist dieß in diesen acht Tagen nicht geschehen, so fürchten Sie meinen Zorn."

Die acht Tage verstrichen und der 26. November kam heran. Da ließ sich am Spätabende dieses Tages Don Castillo Pazos, der Präsident des königlichen Geheimeraths, bei dem Herzog von Alba in dessen Palast melden, und ward sofort von diesem angenommen.

„Ich komme auf Befehl und im Auftrag Seiner Majestät des Königs," begann Don Castillo Pazos.

„Und was befiehlt mein König und Herr?" erwiderte hoch aufgerichtet der stolze alte Krieger, indem er dem Präsidenten fest in's Gesicht sah.

„Ihr Sohn, Don Friedrich," fuhr Don Castillo Pazos fort, „hat der edlen Donna Maddalena de Guzman ein Eheversprechen gegeben und . . . . ."

„Mein Sohn," unterbrach ihn der Herzog von Alba mit scharfer Stimme, „weiß nicht's von einem solchen Versprechen."

„Was ich hier erkläre," sprach Don Castillo Pazos sehr ernst, „sind nicht meine Worte, sondern die Worte des Königs. Es wurde ein Eheversprechen gegeben und Seine Majestät gebietet, daß dasselbe gehalten werde."

„Der König," erklärte der Herzog von Alba, „ist der Herr und Gebieter in allen spanischen Landen. Wenn er will, kann er mir den Kopf abschlagen lassen. Ich werde mich seinem Willen unterwerfen. Wenn er will, kann er mich aus seinen Landen weisen. Ich werde eine andere Heimath aufsuchen. Meine Ehre aber und die Ehre meiner Familie ist mein Eigenthum. Die Toledos verbinden sich nie mit den Guzmans."

Nunmehr trat eine kleine Pause ein, während der sich die beiden Männer mit den Blicken maßen. „Ist das," fragte dann Don Castillo Pazos; „ist das, Herr Herzog, die Antwort, welche ich Seiner Majestät dem Könige bringen soll?"

„Ja," entgegnete der Herzog von Alba mit großer Entschiedenheit, „und Sie mögen noch hinzusetzen, wenn Donna Maddalena eine Klage hat gegen meinen Sohn, so soll sie sich an das geistliche Gericht wenden. Sie mag sich aber sputen, denn die Heirath Don Friedrichs mit Donna Maria, der Tochter meines Bruders Garzias, wird nächsten Monat stattfinden."

„Sie wird nicht stattfinden," rief Don Castillo Pazos mit starker Stimme, „weil sie Seine Majestät der König verbietet. Herr Herzog," fuhr er darauf in milderem Tone fort, „besinnen Sie sich nochmals, und geben Sie mir eine andere Antwort."

„Was," versetzte der Herzog von Alba mit einem Stolze, der unmöglich größer hätte sein können; „was Alvarez de Toledo einmal gesprochen hat, bei dem bleibt es in alle Ewigkeit."

„Wohlan denn," erwiderte Don Castillo Pazos; „wohlan denn, Don Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, weil Sie und Ihr Sohn sich dem Willen des Königs widersetzen, so ist es Höchstsein Befehl, daß Don Friedrich de Toledo, Marques von Coria, morgen früh mit dem Anbruch des Tages die Stadt Madrid verläßt, um sich nach der Festung Tordesillas zu begeben. Auch befiehlt Seine Majestät weiter, daß Don Friedrich die Mauern dieser Festung

nicht verläßt, als bis ihm die königliche Erlaubniß hiezu wird. Was aber Eure Herrlichkeit anbelangt, so . . . . ."

„Nun, so?" höhnte der Herzog von Alba. „Warum stocken Sie denn? Soll ich mich vielleicht außer Landes begeben?"

„Nein," entgegnete Don Castillo Pazos, „sondern Seine Majestät der König erlaubt Ihnen, sich auf eines Ihrer Schlösser, auf welches es Ihnen beliebt, zurückzuziehen."

Tief verbeugte sich der Herzog von Alba, so tief, daß man seine Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden konnte. „Für solch' hohe Gnade," sprach er darauf kalt und gemessen, „werde ich Seiner Majestät morgen persönlich meinen Dank abstatten."

Den andern Morgen in aller Frühe, lang vor dem Erscheinen der Sonne, ritt Don Friedrich de Toledo, nur von einigen wenigen Dienern begleitet, nach Tordesillas; sein Vater aber, der Herzog von Alba, begab sich zur Courstunde in die königliche Residenz und stattete dem Könige seinen tiefunterthänigsten Dank dafür ab, daß Seine Majestät endlich die hohe Gnade gehabt habe, ihm die schon so lange ersehnte Ruhe des Privatlebens zu gewähren. Auch wußte er sich so gut zu beherrschen, daß Jedermann aus der frohen Miene, die er zeigte, den Schluß zu ziehen berechtigt gewesen wäre, es sei ihm vollkommen Ernst mit seinen Worten, um so mehr, als er des nach Tordesillas verbannten Don Friedrich mit keiner Silbe erwähnte und also damit zuzugeben schien, daß demselben vollkommen recht geschehen sei.

In unglaublich kurzer Zeit war der Herzog mit seinen Vorbereitungen zur Abreise fertig und noch im November siedelte er mit seinem ganzen Hause nach der ihm angehörigen Stadt Alba über. Sowie er aber dieselbe erreicht hatte, schickte er seinem Sohne in Tordesillas einen Geheimboten mit der Nachricht, daß Alles so bereit sei, wie sie es zum voraus unter sich verabredet. Daraufhin schlich sich Don Friedrich aus den Mauern der Festung, warf sich auf das Pferd, welches ihm der Geheimbote bereit hielt, und ritt Tag und Nacht, bis er seines Vaters Schloß erreichte. Dort aber war in der That Alles bereit, zur Hochzeit nämlich, und eine Stunde schon nach seiner Ankunft stand Don Friedrich mit Donna Maria de Toledo, seiner Cousine, vor dem Altare. Dann wurde das Beilager abgehalten und nachdem so Alles geschehen, was nothwendig erschien, um die junge Ehe zu einer unauflöslichen zu machen, ritt der Neuvermählte den andern Morgen wieder nach Tordesillas, dem dortigen Kommandanten sich stellend.

Auf diese Art setzte der Herzog von Alba dem Willen des Königs seinen eigenen Willen entgegen und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht hievon durch ganz Spanien. Am meisten Staunen erregte sie am Hofe und die

Augen sämmtlicher Hofleute hingen nun an denen des Königs. „Was wird," so fragte man sich, „Philipp II. thun? Wird er in Rücksicht der hohen Dienste, welche der Herzog dem Staate geleistet, das Geschehene einfach ignoriren, oder wird er den Herzog ganz so bestrafen, wie er jeden Andern für solche Kühnheit bestraft haben würde?" Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, denn kaum hatte Philipp II. von dem Kommandanten von Tordesillas die näheren Umstände erfahren, so schickte er demselben Befehl, den Don Friedrich, dem bisher erlaubt gewesen war, sich innerhalb der Festungsmauern frei zu bewegen, in einen der festesten Thürme zu bringen und darinnen auf's strengste zu bewachen; ein anderer Befehl aber betraf den Herzog von Alba und lautete dahin, daß dieser von jetzt an die Citadelle von Uzeda als Staatsgefangener zu beziehen habe.

Es war eine furchtbar harte Strafe, aber sie entsprach ganz dem Charakter Philipps II. Ja, wie hätte er, der bisher gewohnt gewesen, seinen Willen als absolutes Gesetz für alle Spanier zu betrachten, gerade wie die Großsultane und Großmogule im Orient thun -- wie hätte er nur überhaupt anders handeln können? Freilich ließ sich nicht in Abrede ziehen, daß der Herzog von seiner ersten Jugend an im Dienste des spanischen Königthums sein Blut vergossen und daß, wie früher Karl V., so nun auch Philipp II. ihm die Erhaltung seiner Staaten verdankte. Eben so wenig konnte geläugnet werden, daß der Herzog nun fast siebzig Jahre zählte und dieses hohe Alter doch einige Berücksichtigung verdiente. Nicht minder endlich stand die Thatsache fest, daß der begangene Frevel eigentlich gar kein Frevel, sondern eine durchaus gesetzliche Handlung war. Allein was kümmerte den König Philipp dieß Alles? Bei ihm kam nur das eigene Ich in Betracht, und wer diesem Ich entgegentrat, den behandelte er als einen Menschen, der ein Verbrechen gegen die in ihm wohnende göttliche Majestät begangen. Somit ward der Herzog von Alba in der Mitte des Dezember 1578 als Staatsgefangener in die Citadelle von Uzeda gebracht und an dieser seiner Gefangenschaft änderte der Umstand nicht das Geringste, daß zuerst der Pabst, dann der Kaiser von Deutschland, endlich die sämmtlichen kleineren Höfe Italiens, sowie die meisten größeren Städte Spaniens sich unaufgefordert für den ergrauten Feldherrn verwandten.

Im Frühjahr 1580 saß also der Herzog von Alba noch in Uzeda fest. Da traf in den ersten Tagen des Monats Mai ein mit Staub bedeckter Courier aus Madrid in der Citadelle ein und dieser Courier überbrachte dem Herzog ein mit dem großen Siegel Spaniens versehenes Schreiben Philipps II., welches dieser eigenhändig verfaßt hatte. Was enthielt aber das Schreiben? Nichts mehr und nichts weniger, als den kurzen Befehl, daß der Herzog von Alba sofort den Oberbefehl über die portugiesische Invasionsarmee zu übernehmen

und sich Angesichts dieses nach Badajoz zu begeben habe. Also nicht um eine Begnadigung des Herzogs aus Mitleids- oder anderen Gründen handelte es sich; auch nicht darum, daß Philipp II., einsehend, er sei damals im Dezember 1578 viel zu weit gegangen, nunmehr das dem Herzog angethane Unrecht wieder gut machen wollte; nein, sondern Philipp II. war es sich bewußt, daß der Herzog von Alba allein der passende Mann sei, das Invasionsheer zu befehligen, und darum kommandirte er ihn zu dem Posten. Der Befehl an denselben, das Oberkommando über die bei Badajoz lagernde Armee zu übernehmen, war also eben so sehr ein Machtspruch der absolutesten Souveränetät, als früher die Verbannung nach Uzeda, und der Herzog von Alba faßte die Sache auch gar nicht anders auf. Dessen ungeachtet gehorchte er dem Befehl mit unendlicher Freudigkeit, denn es lag ja darin die solenne Anerkennung seines hohen Werths und diese Anerkennung erfüllte ihn mit dem gerechtesten Stolze. Er schrieb also augenblicklich an den König, daß er sofort nach Badajoz abreisen werde, und um die Mitte des Monats Mai hatte er bereits den Oberbefehl über die Armee übernommen.

Man kann sich denken, daß portugiesischerseits Alles, was Philipp II. in dieser Zeit unternahm, mit der außerordentlichsten Aengstlichkeit überwacht wurde, und somit machte auch die Nachricht von der Ernennung des Herzogs von Alba zum Generalissimus der gegen Portugal gerichteten Streitkräfte mit größter Schnelligktit die Runde durch alle Städte und Provinzen des Königreichs. Jetzt konnte Niemand mehr daran zweifeln, daß Philipp II. jedenfalls zum Schwerte greifen werde, falls man sich ihm nicht freiwillig unterwerfe, und nicht minder war es den Meisten klar, daß das schwache Portugal mit seinen wenigen und ungeübten Soldaten, sowie mit seinem Mangel an tüchtigen Offizieren, der spanischen Macht, besonders wenn diese von einem Herzog von Alba geführt wurde, unmöglich widerstehen könne. Gebot also nicht die Klugheit, den Gedanken des Widerstandes gegen den spanischen Monarchen ganz aufzugeben, und dagegen durch Unterhandlungen mit demselben wegen der freiwilligen Unterwerfung so günstige Bedingungen als möglich herauszuschlagen? So dachten wenigstens die fünf Governadores und da ihnen der Herzog von Ossuna auf Befehl Philipps II. auf halbem Wege entgegenkam, so wurden folgende Hauptpunkte abgemacht. „Der König leistet bei Uebernahme des portugiesischen Reichs einen förmlichen Eid, daß er alle Rechtsgewohnheiten, Privilegien und Freiheiten, welche diesem Reiche von seinen vorigen Königen verliehen worden, erhalten wolle. Wird ein Vicekönig oder irgend ein anderer Stellvertreter des Königs von Spanien ernannt, so soll dieß ein Portugiese sein; doch kann der König auch ein Mitglied seines Hauses, seinen Sohn, Oheim, Bruder oder Vetter dazu ernennen. Alle höheren und niedereren Aemter

sowohl der Justiz als der Verwaltung sollen nur mit Portugiesen, nicht mit Ausländern besetzt werden. Ebenso sind alle unter den vorigen Königen errichteten Stellen, sowohl im königlichen Haus als im Reich, nur allein an Eingeborene zu vergeben; nicht minder auch alle Stellen in der Land- und Seemacht, höhere und niedere, sie mögen schon bestehen oder neu errichtet werden. Der Handel von Indien, Aethiopien und andern zu Portugal in Beziehung stehenden Ländern muß unbedingt beim Reiche bleiben, und alle bei diesem Handel Angestellten müssen Portugiesen sein, wie sie auch nur auf portugiesischen Schiffen den Handel treiben dürfen. Alle Prälaturen, Abteien, Beneficien und Pensionen werden an Portugiesen gegeben. Dasselbe gilt von dem Amte des Großinquisitors, von den Kommenden, den Stellen der Militärorden, dem Priorat von Crato und endlich von allen geistlichen Verhältnissen, gerade wie von den weltlichen. Keine Stadt oder Ortschaft, keine Gerichtsbarkeit und kein königliches Einkommen kann irgend Jemand gegeben werden, der nicht Portugiese ist. Der König oder Vicekönig hat alle Portugal betreffenden Geschäfte durch einen eigenen Staatsrath besorgen zu lassen, dessen Mitglieder nur Portugiesen sein können, und es müssen alle Decrete oder Befehle in portugiesischer Sprache abgefaßt sein. Der König verspricht, zu den Stellen seines eigenen Hauses Portugiesen zuzulassen, dem burgundischen Herkommen gemäß, ohne einen Unterschied zwischen ihnen und den Castilianern oder seinen andern Vasallen zu machen. Ebenso wird die Königin für ihren Dienst die vornehmsten portugiesischen Herren und Damen nehmen und ihnen Gnadengehalte verwilligen, sie mögen sich in Portugal oder Castilien verehelichen. Zum allgemeinen Wohl Portugals wie auch Castiliens wird es der König für gut halten, alle Zollplätze von beiden Seiten zu öffnen, damit der Handel frei werde und überdem befiehlt der König, die Einfuhr von Getreide aus Castilien zur Versorgung von Portugal in jeder möglichen Weise zu begünstigen. Die Cortes, welche die Angelegenheiten Portugals zu verhandeln haben, sind nur in diesem Reiche abzuhalten, und anderwärts kann Etwas, was dieses Reich betrifft, den Cortes weder vorgelegt noch dasselbe von ihnen beschlossen werden. Schließlich verspricht der König, wenigstens zeitweise in Portugal zu residiren und, falls ihn hievon Hindernisse abhalten, an seiner Stelle den Erbprinzen in Lissabon zu lassen, damit dieser, durch seine Erziehung unter den Portugiesen, sie kennen, achten und lieben lerne." Dieß waren die Bedingungen, unter denen die Governadores sich bereit erklärten, dem Könige von Spanien Portugal zu übergeben, und mit Freuden ging Philipp II. durch seinen Bevollmächtigten, den Herzog von Ossuna, darauf ein.

Doch wenn nun Jemand hieraus den Schluß gezogen hätte, ganz Portugal werde sich auf diese Uebereinkunft hin dem Könige von Spanien ohne

weiteres in die Arme geworfen haben, so wäre dieß eine großartige Täuschung gewesen. Zwar allerdings der größere Theil der höheren Geistlichkeit sowie des höheren Adels begab sich, weil mit den Governadores einverstanden, jedweden Widerstands, und selbst der Herzog von Braganza, ein schwacher, friedliebender, kleinherziger, egoistischer und dazuhin noch devoter Charakter, zog es vor, um seinen großen Güterbesitz nicht auf's Spiel zu setzen, sich womöglich mit dem mächtigen Nebenbuhler zu verständigen. Zwar allerdings, einige in der nächsten Nähe von Badajoz liegende Grenzstädtchen, wie Elvas, Olivença, Serpa, Moura, Arronches, Portelegre und andere entsprachen gleich der ersten Aufforderung Philipps II. und erkannten ihn, um nicht als die ersten dem Zorn des gefürchteten Herzogs von Alba anheimzufallen, als Herrn und König an. Nicht so aber die große Masse des Volks von Portugal, denn dieses haßte, wie schon oben gesagt, alles Castilianische von Grund des Herzens und haßte insbesondere noch den tyrannischen Philipp II. mit einem gedoppelten Hasse. Alle Welt schrie daher nach Waffen, als man sich vergewissert hatte, daß der König von Spanien den Herzog von Alba zum Generalissimus seiner Armeen ernannt habe und daß dieser im Begriff sei, Portugal für seinen Herrn in Besitz zu nehmen. Alle Welt, das Volk auf dem Lande wie die Bürgerschaften in den Städten, verlangte, daß die spanische Invasion mit Gewalt zurückgewiesen werde, und die Meisten, weil nichts vom Waffenhandwerk verstehend, hielten dieß für eine Kleinigkeit.

Solches war die Stimmung in Portugal im Sommer 1580, und diese Stimmung hoffte Antonio, Prior von Crato, der letzte, obwohl allerdings illegitime männliche Sprosse des portugiesischen Königshauses, zu seinem Vortheil ausbeuten zu können. Er hatte längst das Exil verlassen, zu welchem er von dem verstorbenen König Henrique verurtheilt worden war, und seine Residenz in der Stadt Santarem am Tajo, in der portugiesischen Provinz Estremadura, aufgeschlagen. Auch gelang es ihm da mit Leichtigkeit, wie er sich denn überhaupt beim gemeinen Mann sehr beliebt zu machen wußte, einen großen Anhang zu gewinnen, und siehe da, am 19. Juni 1580 bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zu einer neuen Schanze, mit der man die Stadt gegen Philipp II. vertheidigen wollte, wurde er von der versammelten Bürgerschaft zum König ausgerufen. Alsbald führte man ihn in die Hauptkirche, um ein «Te Deum» abzuhalten, und von da auf's Stadthaus, wo die allgemeine Huldigung stattfand. Nunmehr sammelte Antonio die Seinen zu Hauf und zog mit ihnen nach der Hauptstadt Lissabon; die Einwohner Lissabons aber, besonders die den niedereren Klassen angehörigen — die Vermöglicheren und Vornehmeren hatten der damals herrschenden Pest wegen zum großen Theil die Stadt verlassen, und darunter befanden sich zum Theil auch die Mitglieder des Magistrats nebst

den Gerichtsbehörden — setzten ihm nicht nur keinen Widerstand entgegen, sondern jauchzten ihm sogar zu, als er sofort vom königlichen Palaste nebst dem Arsenale und den Waffenkammern Besitz ergriff. Ja, sie riefen ihn auf dem Stadthause unter denselben Formalitäten zum Könige aus, wie vor einer Woche von den Bürgern von Santarem geschehen war. Nachdem nun Don Antonio in üblicher Weise als neuerwählter König die Rechte und Freiheiten des Reichs beschworen hatte, sandte er Eilboten an alle übrigen Städte und Ortschaften Portugals mit der schriftlichen Weisung, ihm ebenfalls den Huldigungseid zu leisten. Nicht minder forderte er hiezu den Herzog von Braganza nebst den übrigen Großen des Reiches auf und machte ihnen sogar starke Anerbietungen, wenn sie sich mit ihm vereinigen wollten. Von den Städten jedoch antworteten nur wenige, um sich nicht zu compromittiren, in bejahender Weise, und noch geringere Zugkraft übten seine Zuschriften auf die Großen des Reichs, auf die höheren Adeligen und Geistlichen, aus. Im Gegentheil sammelten sich die Meisten der Letzteren — der Herzog von Braganza zog sich vorsichtigerweise auf eines seiner Güter, nach Portel, unfern der castilischen Grenze zurück — in der nahen Hafenstadt Setuval, in welcher die fünf Governadores ihren Sitz aufgeschlagen hatten, und warum sie dieß thaten, darüber konnte Don Antonio nicht einen Augenblick lang im Zweifel sein. Dort nämlich, in dem so überaus wichtigen Setuval, welches die Stadt Lissabon gleichsam beherrschte, wurde die spanische Kriegsflotte, welche Philipp II. im Hafen von Santa Maria bei Cadix hatte ausrüsten lassen, tagtäglich erwartet und gleich nach ihrer Ankunft wollten die Gobernadores die Stadt dem Könige Philipp, oder besser gesagt dessen Stellvertreter, dem Herzog von Ossuna, übergeben. Geschah aber dieß, so war die Sicherheit Lissabons im höchsten Grade gefährdet, weil man es dann von der Seeseite durchaus abschneiden konnte. Dem neugewählten Könige konnte es also nicht entgehen, daß es eine Existenzfrage für ihn sei, die genannte feste Hafenstadt in die Hände zu bekommen, und somit sandte er augenblicklich, nachdem er sich in Lissabon festgesetzt, seinen treuesten Anhänger und Freund, den Grafen von Vimioso dorthin, damit er die Governadores überrede, ihn, den Don Antonio, als König anzuerkennen. Die Governadores, als Parteigänger Philipps II., weigerten sich dessen und ebenso thaten auch die in Setuval versammelten hohen Adeligen und Geistlichen. Um so zugänglicher dagegen erwies sich die eigentliche Einwohnerschaft und selbst die Besatzung bis zu den niedereren Offizieren hinauf trat auf Don Antonios Seite. Der Haß gegen Alles, was spanisch hieß, trieb sie dazu, und weil nun die Governadores durchaus nicht nachgaben, entstand plötzlich ein allgemeiner Aufstand, welchen der Graf von Vimioso sehr geschickt zu leiten wußte. Vor Allem bemächtigte man sich der Thore, damit Niemand vom Hafen her ein

dringen könnte, und dann eilten Bewaffnete nach allen Richtungen, in die Wohnungen der Governadoren, wie in die des spanischen Gesandten, in die des hohen Adels wie in die der hohen Geistlichkeit. „Nieder mit der spanischen Partei!“ schrieen die Aufständischen im wildesten Chor und daraufhin bemächtigte sich der Bedrohten eine solche Angst, daß sie allesammt ihr Heil in der Flucht suchten. Die Einen rannten durch Hinterthüren auf die Straße, die Andern ließen sich an Seilen zu den Fenstern herab, und wer nicht zu Land sich retten konnte, der floh auf Nachen in die Bai hinaus. Es gelang ihnen übrigens Allen zu entkommen, den Herzog von Ossuna nebst seinem Collegen, Don Christovao de Moura, an der Spitze, und nur der Erzbischof von Lissabon blieb zurück, sich darauf verlassend, daß man, was auch der Fall war, seine hohe Würde respektiren werde. Auf diese Art machte sich um die Mitte des Monats Juni 1580 Don Antonio zum Herrn der Hafenstadt Setuval und nun hoffte er mit Sicherheit, sich in der hohen Würde eines Königs von Portugal erhalten zu können.

Es ist selbstverständlich, daß Alles, was in Santarem, Lissabon und Setuval vorging, dem König von Spanien sofort bekannt wurde, und wenn er sich nun je mit der Hoffnung geschmeichelt gehabt hätte, das portugiesische Volk werde seine Königscandidatur ohne Widerstand annehmen, so müßte er jetzt von dieser Täuschung gründlich kurirt worden sein. Er zauderte also nicht mehr länger, die Maske abzuwerfen, und befahl dem Herzog von Alba, in Portugal einzurücken. Natürlich aber nicht sowohl als Eroberer, denn vielmehr als Besitzergreifer, „dieweil es sich ja um das Antreten einer rechtlichen Erbschaft handle“, und eben deßwegen wurde alles Plündern, Sengen und Brennen auf's strengste untersagt. Sofort setzte der Herzog von Alba die Armee in Bewegung und überschritt am 27. Juni 1580 den Fluß Caja, welcher unweit von Badajoz die Grenzscheide zwischen Portugal und Spanien bildet. Von da aus nahm er die Richtung gerade nach Setuval, um zuerst diese wichtige Hafenstadt zu erobern, und ohne den geringsten Widerstand gelangte er in drei Tagmärschen vor Estremos, woselbst eine kleine Besatzung lag. Der Kommandant derselben, Don Azevedo, ein noch sehr junger Offizier, wollte, um die portugiesische Ehre zu retten, Widerstand leisten; aber schon beim ersten Kanonenschusse verließen ihn seine Soldaten, die Furcht hatten, über die Klinge springen zu müssen, und selbstverständlich mußte er sich sofort auf Gnade und Ungnade ergeben. Seine Strafe fiel übrigens über Erwarten gelinde aus, denn wenn auch der Herzog von Alba im Anfang, vom Zorn hingerissen, im Sinn gehabt hatte, ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen, so besann er sich doch bald in Anbetracht der großen Jugend des Gefangenen eines Besseren und begnügte sich, ihn auf eine Festung zu schicken. Abermals

rückte der Herzog von Alba in langsamen Tagmärschen vorwärts und eine Stadt nach der andern, selbst Evora und Montemajor unterwarfen sich, ohne auch nur einen Schuß abzufeuern. In der Mitte des Juli stand der Herzog bereits vor Setuval und hier glaubte man, werde es endlich zu einem ernsthaften Zusammenstoß kommen. Don Antonio hatte nämlich die Vertheidigung des Platzes dem Don Diego von Menezes anvertraut, und dieser galt allgemein als ein tapferer Krieger. Allein wenn auch das letztere der Fall war, so fehlte es dagegen an fast allen Vertheidigungsmitteln und die zusammengerafften Milizen konnten ohnehin nicht als Soldaten gelten. Darum, als jetzt die längst erwartete spanische Flotte, sechzig Galeeren stark, unter dem Kommando des Don Alvaro de Bacan heransegelte und der Herzog von Alba von der Landseite aus seine Batterien abfeuern ließ, hißten die Bewohner von Setuval in Verbindung mit den feigen Milizen die weiße Flagge auf und zwangen den Kommandanten Menezes, sich nach Cascaes, einer nur wenige Meilen entfernten, den Uebergang über den Tajo beherrschenden Stadt und Festung, zurückzuziehen. So ging auch das starke Setuval fast ohne Blutvergießen an die Spanier verloren und nun beeilte sich der Herzog von Alba, vor die Festung Cascaes zu ziehen, um sich mit ihrer Eroberung den Uebergang über den Tajo zu sichern. Nach kurzem Bombardement gelang auch diese Eroberung, aber sie gelang doch nur nach einer scharfen Gegenwehr, welche den Herzog von Alba im höchsten Grade erbitterte. Darum beschloß er blutige Rache zu nehmen und ließ sofort dem Don Diego von Menezes, sowie dem Don Henrique von Pereira, dem Kommandanten von Cascaes, die sich ihm mit der Besatzung kriegsgefangen gegeben hatten, die Köpfe abschlagen. Nicht viel milder behandelte er die Kriegsgefangenen, denn die sämmtlichen Gemeinen wurden in Eisen gelegt und dann auf die Galeeren gebracht; die Offiziere und Unteroffiziere dagegen, zwanzig an der Zahl, erschoß man ohne weiteres, „damit sich," meinte der Herzog höhnisch, „die übrigen Portugiesen, welche Lust hätten, gegen Philipp II., ihren rechtmäßigen Oberherrn, die Waffen zu ergreifen, ein Beispiel daran nähmen."

Man sieht, der Herzog von Alba war immer noch derselbe blutdürstige Wütherich, wie vor einem Decennium in den Niederlanden, trotzdem er jetzt das hohe Alter von siebzig Jahren erreicht hatte; allein wenn er diese Blutthat beging, um die andern Portugiesen so zu schrecken, daß sie sich augenblicklich in Masse unterwürfen, so war seine Calculation eine falsche. Im Gegentheil erzeugte selbige That in Jedermann einen solchen Abscheu und Haß, daß Viele sogar die Herrschaft des Satans derjenigen Philipps II. vorgezogen hätten. Ja einem kriegsgeübten Führer wäre es jetzt ein Leichtes gewesen, durch einen allgemeinen Volksaufstand dem Herzog von Alba ein äußerst schlimmes Schick-

sal zu bereiten; allein die hiezu nöthigen Fähigkeiten besaß Don Antonio, der noch immer die Hauptstadt Lissabon inne hatte, nicht, und somit ging nun der Kampf um den Besitz der portugiesischen Königskrone einem sehr schnellen Ende zu.

Lissabon war ein offener Ort, ohne starke Mauern und Befestigungswerke, und konnte daher nicht leicht vertheidigt werden. Dieß sah Don Antonio ein, und da überdieß der Magistrat nebst den angesehensten Bürgern in ihn drangen, die Stadt durch unnützen Widerstand doch nicht der Gefahr einer Plünderung auszusetzen, so beschloß er, einige Meilen unterhalb Lissabon bei Belem, da, wo der Alcantara sich in den Tajo ergießt, eine feste Stellung einzunehmen. Der Platz war, der steilen Ufer des Alcantara wegen, sehr gut gewählt und selbst ein kleines Heer konnte da einem weit größeren die Spitze bieten. Um so mehr machte sich Don Antonio, der ziemlich über 10,000 Mann unter den Waffen hatte, Hoffnung auf den Sieg und er konnte es auch, wenn nur seine Soldaten wirkliche Soldaten gewesen wären. Statt dessen jedoch verfügte er nur über Milizen, die gestern noch als Schneider und Schuster oder auch als Bauern und Taglöhner functionirt hatten, und die Meisten derselben verstanden es kaum eine Picke zu handhaben, wie viel weniger eine Büchse abzufeuern. Noch schlimmer stand es um das Kommando, denn es fehlte durchaus an erfahrenen Offizieren und nicht einmal Rottenmeister und Feldwebel waren da, um die Truppen in Ordnung aufstellen zu können. Ueberdem wo blieb der Muth und das kriegerische Feuer, als nun der Herzog von Alba in ganz kurzen Tagmärschen von Cascaes heranzog? Vorher hatte wohl ein Jeder geschworen, als Held zu siegen oder zu sterben, aber jetzt, da es Ernst wurde, wäre es nur zu Vielen lieber gewesen, mit Worten als mit Kugeln zu streiten, und nicht Wenige schlichen sich bei Nacht und Nebel davon. Doch daß ich's kurz mache, am 24. August 1580 fand die Entscheidungsschlacht statt und wie sie ausfiel, darüber wird wohl keiner meiner Leser im Zweifel sein. Zum Ruhme der Portugiesen muß ich es übrigens hervorheben, daß sie im Anfang tapfer standhielten, und insbesondere zeichnete sich Don Antonio durch seinen fast tollkühnen Muth aus. Sowie jedoch der Herzog von Alba seine ganze Macht entwickelte und seine Geschütze in die Reihen der Feinde hineindonnerten, war an keinen ernstlichen Widerstand mehr zu denken und in toller Flucht stürzte die ganze portugiesische Armee der Stadt Lissabon zu. Viele allerdings, um zu einem Thore hinein und zum andern hinauszufliehen; noch Mehrere aber, um sich, nachdem man die Waffen weggeschleudert, in den Häusern bei Verwandten und Angehörigen zu verbergen, oder auch, um in den Kirchen Rettung zu suchen. Don Antonio wurde von der allgemeinen Flucht ebenfalls mit fortgerissen und nur allein von dem Grafen von Vimioso begleitet, sprengte er Hals über Kopf durch Lissabon hindurch, um erst in Sacavem anzuhalten. Allein weil er sich

auch hier nicht sicher hielt, brach er gleich den andern Tag wieder auf und ruhte nicht eher, als bis er die Stadt Coimbra erreicht hatte. Hier fand er vorderhand Ruhe, doch nur auf ganz kurze Zeit; denn da es ihm nicht gelang, seine Anhänger zu fernerem Widerstand zu bewegen, so blieb ihm am Ende nichts übrig, als sich in Viana als ein armer Flüchtling, in Matrosenkleider verhüllt, mit seinem Freunde, dem Grafen von Vimioso, nach Frankreich einzuschiffen.

Der Sieg des Herzogs von Alba war also ein vollständiger, und zwar um so mehr, als sich sein Verlust an Mannschaft noch nicht einmal auf hundert Todte belief, während von den Portugiesen etwa tausend gefallen sein mögen. Auch stellte sich der Magistrat von Lissabon unmittelbar nach der Schlacht von Cascaes bei ihm ein, um ihm die Schlüssel der Stadt zu überliefern, und man erwartete nun von ihm, daß er in der größten Ordnung von derselben Besitz ergreifen werde. Philipp II. hatte ja erklärt, daß seine Armee die Grenzen Portugals nicht überschreite, um das Land zu erobern, sondern nur allein, um ihm sein rechtmäßiges Eigenthum gegen einen räuberischen Thronrivalen zu sichern, und da nun dieser Rivale beseitigt war, so lag kein Grund zu weiteren Gewaltthaten vor! Ein solch' schonendes Vorgehen lag jedoch nicht im Charakter des Herzogs von Alba und nachdem seine Soldaten in Verfolgung des Feindes einmal in die Vorstädte Lissabons eingedrungen waren, ließ er sie dort schalten und walten, gerade wie früher in den Niederlanden. Alsbald begann also das Plündern, und mit dem Plündern das Rauben und Erpressen, der anderen Gewaltthätigkeiten ganz zu geschweigen. Dieses Rauben und Plündern aber währte nicht etwa blos ein paar Stunden lang, was noch etwa damit zu entschuldigen gewesen wäre, daß man den entfesselten Leidenschaften der Soldateska im ersten Augenblicke nicht habe Einhalt thun können; nein, sondern durch volle drei Tage hindurch wurde Lissabon den Siegern preisgegeben, und wenn man ihnen auch anempfahl, die Häuser derer zu schonen, welche notorisch nicht zu Don Antonio gehalten hatten, so thaten dieselben deßwegen doch, was sie wollten. So verloren fast alle Bürger der großen Stadt ihre kostbarste Habe und da Lissabon durch den Handel mit Indien in dem früheren langjährigen Frieden sehr reich geworden war, so kann man sich denken, auf welche kolossale Höhe sich besagter Verlust belief. Millionen gingen zu Grunde, und diese Millionen, welche Philipp II. seinen geliebten neuen Unterthanen durch seinen Generalissimus aus der Tasche stehlen ließ, ersetzten sich nie mehr.

Nachdem die Stadt Lissabon das Scepter Philipps II. anerkannt hatte, folgten alle übrigen Städte des Königreichs Portugal nach und die Annexion dieses Landes war also jetzt eine vollendete Thatsache. Schon darin lag ein

ungeheurer Vortheil, denn die ganze iberische, oder wie man sie vielleicht noch treffender nennt: pyrenäische Halbinsel gehorchte nunmehr einem und demselben Scepter. Noch höher stieg dieser Vortheil, wenn man in Betracht zog, welche Länder in den übrigen Welttheilen zugleich mit Portugal erworben wurden. Hatten sich ja doch die Portugiesen längst zu einer der ersten seefahrenden Nationen der Welt emporgeschwungen und vor noch nicht hundert Jahren Entdeckungen gemacht, welche nicht minder schwer in's Gewicht fielen, als die Entdeckung der neuen Welt durch Columbus! So gehörten ihnen in Afrika, außer den festen Punkten in Senegambien, die weitgedehnten Küstenstriche von Guinea und Angola, sowie von Zanguebar und Mozambique; so in Asien die den arabischen und persischen Meerbusen beherrschenden Inseln Socotora und Ormuz, dann das feste Goa und die ganze Küste von Malabar sammt Ceylon, Malacca, den Molucken und Macao; so in Amerika der ungeheure Ländercomplex, den man unter dem Namen Brasilien begreift; so endlich in nächster Nähe Madeira, die Azoren und die canarischen Inseln. All' diese großartigen Colonien aber annexirte Philipp II. zugleich mit dem Mutterlande und der Zuwachs seiner Macht war daher in Wahrheit ein unermeßlicher. Nicht bloß aber seiner Macht, sondern auch seiner Einkünfte, denn die außereuropäischen Colonien warfen an sich schon verschiedene Millionen ab und einen noch bei weitem höheren Werth hatte der Handel, den das Mutterland mit ihnen trieb. Was Wunder also, wenn nun der Monarch über die großartige, in so kurzer Zeit bewerkstelligte Acquisition in das freudigste Entzücken gerieth und den Herzog von Alba mit seinen Lobsprüchen überhäufte! Was Wunder aber auch, wenn alle Welt glaubte, Philipp werde es von jetzt ab als seine erste Pflicht erachten, das neu erworbene Königreich in den höchsten Ehren zu halten und in aller Weise dafür zu sorgen, daß es den geschehenen Regierungswechsel als ein Glück für sich ansehe! So glaubte die Welt und so mußte sie glauben, allein wie ganz anders sollte es kommen!

Gleich nach der Unterwerfung Lissabons bat der Herzog von Alba seinen König und Herrn, sofert nach der Hauptstadt seiner neuerworbenen Lande zu eilen, um sich daselbst huldigen zu lassen. Auch zeigte sich Philipp II. hiezu bereit und war im Begriff, die nöthigen Befehle zur Reise zu geben, als ihn plötzlich eine schwere Krankheit darniederwarf. An dieser laborirte er fast zwei Monate lang und wie er endlich genas, legte sich statt seiner seine Gemahlin, die vierte, die er hatte; doch diese, um nicht wieder aufzustehen. Im Gegentheil starb sie schon nach ein paar Tagen, am 27. Oktober 1580, und dieser Tod brachte wieder einen längeren Stillstand in die Bewegungen Seiner Majestät. Es mußten doch Leichenfeierlichkeiten angeordnet werden und dann kam die strenge Hoftrauer, während welcher der König — wenigstens in den ersten

Wochen — in sein Zimmer eingeschlossen blieb. Doch endlich zu Ende des Jahres 1580 setzten es die Aerzte durch, daß Philipp II. sich entschloß, das ungesunde Badajoz zu verlassen und dafür nach dem schön gelegenen Elvas, der ersten portugiesischen Grenzstadt, überzusiedeln. Er that dieß aber erst, nachdem Don Antonio vollständig geschlagen und landesflüchtig geworden war, denn einer Gefahr, oder auch nur dem Anschein einer solchen, wollte er sich um keinen Preis aussetzen.

In Elvas angekommen, ließ er sich vor Allem huldigen und es geschah dieß — aus der ganzen Nachbarschaft eilte der hohe Adel dazu herbei, um sich die Gunstbezeugungen des Monarchen zu sichern — unter großen Feierlichkeiten. Dann schrieb er, wie Regenten bei ihrem Regierungsantritt gewöhnlich thun und wie man von ihm des vorhergegangenen Bürgerkriegs wegen unter allen Umständen erwartete, einen Generalpardon aus; allein leider keinen solchen, wie ihn das Volk ersehnte, und noch weniger einen solchen, wie er eines großherzigen Herrschers würdig gewesen wäre. Er nahm nämlich nicht nur zweiundfünfzig Personen, worunter besonders Don Antonio, der Graf von Vimioso, der Bischof von Guarda, Don Ferdinand von Meneses, Don Emanuel von Portugal, der Graf von Villaviciosa und andere Hochadelige hervorragten, von der Amnestie aus, sondern befahl auch, dieselben alsbald als Hochverräther vorzuladen und den Prozeß gegen sie einzuleiten. Ueberdem wurden alle Geistlichen, welche den Prior-Prätendenten unterstützt, sowie überhaupt alle die, welche von ihm Stellen und Ehren erhalten hatten, auf immer für unfähig erklärt, irgend ein Amt zu begleiten, so daß eine Menge von niederen Staatsdienern, sowie auch von Ortspfarrern und Gemeindebeamten durch diesen sogenannten Pardon um ihre ganze Existenz kamen. Konnte nun dieß den Portugiesen gefallen? Nein, gewiß nicht, sondern die Härte des Königs erregte vielmehr allgemeinen Unwillen, und dieser Unwille fraß sich um so tiefer in's Herz ein, als man vorher spanischerseits mit großem Pathos ausgesprengt hatte, es werde Allen, die sich an den letzten Unruhen betheiligt, ohne irgend eine Ausnahme verziehen werden.

In zwei andern sehr wichtigen Punkten dagegen suchte Philipp II. den Portugiesen gerecht zu werden, oder vielmehr es hatte den Anschein — denn später stellte sich die Sache ganz anders heraus — als ob dieß in seiner Absicht liege. Zum ersten nämlich errichtete er aus den angesehensten und vornehmsten Männern des Reichs einen sogenannten „Portugiesischen Rath" und diesem Rath überließ er alle Geschäfte, welche sich rein auf Portugal bezogen, ohne daß sich die Spanier, selbst nicht diejenigen, die ihm am nächsten standen, irgend hineinmischen durften. Natürlich übrigens selbstständig, auf eigene Faust, durften die Mitglieder des besagten Raths oder Ministeriums nicht handeln,

sondern sie hatten Alles dem Könige unterzubreiten; allein sie waren doch sämmtlich Portugiesen und man durfte also annehmen, daß sie das Wohl ihres Vaterlandes stets vor Augen haben werden. Diese Einrichtung hatte also den vollsten Beifall des annexirten Reichs, und ebenso die zweite. Ende März 1581 nämlich berief Philipp II. die Stände des Reichs auf den 15. April nach Thomar ein und zwar mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht, denselben die Freiheiten und Rechte Portugals, wie sie von Alters her bestanden, feierlichst zu gewährleisten. Auch leistete er wirklich diese Gewähr, sobald die Cortes am 19. April eröffnet wurden, und bestätigte zugleich auf deren Verlangen die Abmachungen, welche der Herzog von Ossuna und die Governadores das Jahr zuvor vereinbart hatten. Ja, als die Cortes zu jenen Abmachungen zuletzt noch folgenden Passus fügten: „Und sollte der Fall eintreten, daß der König oder seine Nachfolger nicht Alles, was versprochen und beschworen worden, beobachteten, so würden die drei Stände des Reichs nicht verpflichtet sein, das Uebereinkommen zu halten, und könnten frei die Unterwerfung und den Gehorsam verweigern, ohne deßhalb in das Verbrechen der verletzten Majestät oder in einen andern Schaden zu verfallen" — als die Cortes dieß von ihm unterschrieben verlangten, zauderte er keinen Augenblick, seinen Namen unter das Pergament zu setzen. Warum aber that er dieß? Nun, er wollte die Stände des Reichs um jeden Preis für sich gewinnen, damit der nach Frankreich entflohene Don Antonio alle Hoffnung aufgeben müsse, je wieder nach Portugal zurückzukommen. Ueberdem, was schadete es, wenn er jetzt bei seinem Regierungsantritt den Portugiesen Alles versprach, was ihnen angenehm deuchte? Er konnte ja nachher, wenn er einmal den Besitz des Landes sicher hatte, von dem Versprochenen halten, was er wollte, sobald er sich nur nicht davor scheute, ein klein wenig wortbrüchig zu werden.

Nachdem die Cortessitzungen zu allseitiger Zufriedenheit beendigt waren, schlug Philipp II. seine Residenz in Almada auf, dort wartend, bis die Vorbereitungen zu seinem Empfang in Lissabon selbst vollendet seien. Er mußte doch hier mit königlichem Glanz auftreten, damit er den Portugiesen imponire, und ihrerseits konnten die Letzteren nicht umhin, durch Feste aller Art ihre Freude über die gnädige Huld des neuen Monarchen zu bezeugen! Endlich kam man mit dem Nöthigen zu Ende und sofort fand am 29. Juni 1581, am Tage des heiligen Petrus, der Einzug des Königs in Lissabon statt. Und Königlich im wahren Sinn des Wortes war dieser Einzug! Königlich und prächtig über alle Maßen, so daß die guten Lissaboner vor Staunen und Entzücken fast außer sich kamen! Uebrigens auch sie hatten alle ihre Kräfte aufgeboten, um die ganze große Stadt in ein hochzeitlich Festgewand zu hüllen, und allüberall prangten Triumphbögen, allüberall sah man Blumenguirlanden,

untermischt mit bunten Teppichen. Vor dem Einzugsthore stand der städtische Magistrat, umringt von einer zahllosen Volksmenge, den König mit seinem Gefolge zu empfangen; Philipp II. aber, hoch zu Roß, begab sich unter einem golddurchwirkten Baldachin zuerst in die Hauptkirche zum Gebet und von da in derselben Weise in den königlichen Palast, von dem gesammten anwesenden Adel in höchster Galla zu Fuß begleitet.

Mit dem Einzug in Lissabon war die Besitzergreifung von Portugal erst recht vollendet und das Land gab sich nun der frohen Hoffnung hin, daß die letzten fast zweijährigen Drangsale in Ruhe und Heiterkeit umschlagen würden. Seit König Sebastians Kriegszuge war ja ein Unglück dem andern gefolgt und man bedurfte nothwendig der Erholung. Diese Erholung aber, wer konnte sie leichter gewähren, als der gewaltige König von Spanien, welcher das Land nach allen Seiten zu schützen die Macht hatte? Auch ging in den ersten paar Monaten Alles ganz leidlich und die neuen Gesetze, welche Philipp II. erließ, brachten sogar manche Verbesserungen. Doch plötzlich mit dem Anfang des Jahrs 1583 trat eine Wendung ein, und diese Wendung nahm von da an in regelmäßigen Progressionen zu. Im Januar 1583 nämlich erklärte Philipp II., daß er nach Spanien zurückkehren werde, und traf sofort die Vorbereitungen zur Reise nach Madrid. Sein Aufenthalt in Lissabon war ihm schon lange entleidet, denn es herrschte da nicht der steife Anstand, der seinem Naturell allein entsprach. Ueberdem hatte er sich, um keinen Anstoß zu erregen, portugiesisch kleiden und portugiesische Leutseligkeit heucheln müssen, was ihn Alles schrecklich degoutirte. Somit sehnte er sich nach der Grandezza seiner spanischen Umgebung zurück und ernannte sofort den Cardinal Albert, Erzherzog von Oestreich, seinen Vetter, zum Statthalter von Portugal. Auch gab er ihm, damit er stets gut berathen sei, drei vornehme Portugiesen zu Ministern und nun, nachdem er so gesorgt hatte, trat er am 11. Februar 1583 seine Rückreise nach Spanien an. Mit eigenthümlichen Gefühlen sahen ihm die Portugiesen nach und es schwebte ihnen vielleicht im Anfang nur dunkel vor, was diese Gefühle bedeuteten. Plötzlich aber kam ihnen das klare Bewußtsein, und nun war die Wendung da, von der ich oben gesprochen. Warum nämlich regierte der Cardinal Albert, der Stellvertreter Philipps II., nach dessen Abreise nicht selbstständig, sondern schickte alle nur irgend wichtigeren Decrete nach Madrid, damit sie der König dort unterschreibe? Warum ordnete er überhaupt gar nichts von Belang in Portugal an, ohne sich vorher von Philipp II. die gnädige Erlaubniß geholt zu haben? Nun einfach deßwegen, weil Portugal aufgehört hatte, ein unabhängiges Reich zu sein! Einfach deßwegen, weil es eine spanische Provinz geworden war!

Ja wohl, die Portugiesen wurden sich's bewußt, daß sie sich von jetzt an

als nichts Anderes zu betrachten hätten, denn als Sklaven, deren Ketten der König von Spanien in der Hand halte, und dieser Gedanke mußte sie nothwendigerweise mit dem tiefsten Mißmuthe, mit der tiefsten Unzufriedenheit erfüllen. Freilich nicht Alle, denn Manchem fehlte ein Herz für das Drückende der Sklavenketten, und wieder Andere suchten aus denselben dadurch Vortheil für sich zu erzielen, daß sie sich durch demüthige Unterwerfung Gnadenketten aus Madrid holten. Die große Mehrzahl aber — mein Gott, wie unendlich unglücklich fühlte sie sich nicht! Mit welcher Sehnsucht sah sie nicht in die Vergangenheit zurück, da Portugal noch seinen eigenen König gehabt und eine unabhängige, in der Welt angesehene Macht gebildet hatte! Wie gerne horchte man jetzt nicht denen, welche versicherten, Don Sebastian sei in jener unglücklichen Schlacht beim Flüßchen Macazem in Afrika nicht getödtet, sondern nur schwer verwundet worden und in Gefangenschaft gerathen! Welch' gläubige Anhänger fanden nicht jene Dreie, welche sich nach einander für den wiederaufgestandenen König Sebastian ausgaben und dafür auf Befehl Philipps II. als Betrüger hingerichtet wurden!

Doch war denn der Verlust der Selbstständigkeit das Einzige, was die Portugiesen seit der spanischen Annexion zu beklagen hatten? Ein längst Verstorbener hat auf diese Frage mit folgenden Worten geantwortet: „Unter dem spanischen Scepter verarmte die portugiesische Nation; sie wurde von den spanischen Königen geplündert und herabgewürdigt; mit ihrem Wohlstand aber verschwand auch ihre Würde, denn man suchte sie ihres nationalen Bewußtseins vollständig zu berauben.“ Dieß war das Schicksal, welches den Portugiesen durch die spanische Herrschaft bereitet wurde, und schon Philipp II. that sein Möglichstes, solche Zustände herbeizuführen. Was er nämlich in Thomar beschworen, das vergaß er, sobald er die spanische Grenze überschritt, und in Madrid angekommen, brach er von den eingegangenen Versprechungen eine nach der andern. Portugal war ihm ein Schwamm, den er nach Herzenslust drückte, und was er nur irgend konnte: Geld, Mannschaft, Kriegsbedarf und Geschütz zog er ohne Gewissensbisse aus dem Lande. So leerten sich nach und nach in Lissabon und den andern portugiesischen Städten alle Zeughäuser und Magazine, die Kassen aber mußten ihre Baarvorräthe ohnehin regelmäßig nach Madrid abliefern. Eine portugiesische Seemacht gab es bald nicht mehr, sondern man ließ sie in der spanischen aufgehen, und ganz dasselbe that man mit der Landarmee, deren einzelne Theile in Italien und den Niederlanden sich verbluteten. Wer eine Stelle suchte, der mußte nach Madrid, um sie sich dort zu kaufen, und dieß galt von den Justizämtern gerade so gut, wie von den Verwaltungsbeamteien. Zu den wichtigeren Posten aber, besonders in der Armee und der Marine, wurden geborene Portugiesen gar nicht mehr zuge-

lassen, sondern diese besetzte man mit Castilianern, selbst wenn sie der portugiesischen Sprache gar nicht mächtig waren.

So steigerte sich das Unglück Portugals mit jedem Jahre und nicht Wenige geriethen darob in solche Verzweiflung, daß sie ihr Vaterland für immer verließen; in den Zurückbleibenden dagegen, und ihrer war natürlich die große Mehrzahl, wuchs der Haß gegen die Spanier in demselben Maße, in welchem die Bedrückungen zunahmen, und sie sehnten sich alle zusammen nach nichts mehr, als nach der Stunde, wo sie die Fesseln mit Gewalt brechen könnten. Freilich für jetzt, so lange Philipp II. regierte, schlug diese Stunde nicht, denn in der steten Furcht, das Land, das er unrechtmäßig erworben, durch die Empörung der Einwohner wieder zu verlieren, legte er in alle Festungen Portugals sowie in alle größeren Städte castilianische Besatzungen, und diese Besatzungen alle zusammen bildeten ein Heer von mindestens 20,000 Mann. Wie hätten sich gegen ein solches die wehrlosen Portugiesen auflehnen können? Es wäre wahrhaftig Wahnsinn gewesen! Dennoch wollte es den König, welchen wie alle Tyrannen ein Windhauch ängstigte, bedünken, als ob das Besatzungsheer für sich allein seiner Herrschaft noch nicht Sicherheit genug gewähre und so errichtete er ein geheimes Tribunal, welches über Alle, die ihm als verdächtig denuncirt wurden, im Geheimen abzuurtheilen hatte. Zugleich aber sorgte er dafür, daß es durch aufgestellte Spione an Denunciationen nicht fehlte, und die Folge war, daß Tausende, weil sie ein Wort der Klage oder des Hasses geäußert, von den Schergen des Geheimtribunals in dunkler Nacht nach dem Thurm von San Jago geschleppt wurden. Das Tribunal selbst machte dann kurzen Prozeß, denn es verurtheilte jeden Denuncirten ohne Unterschied und ließ ihn vom Thurme in's Meer stürzen. Ja, es wird glaubwürdig versichert, daß nur allein an niederen, dem Volke entstammten Geistlichen und Ordenspersonen in Portugal damals über zweitausend im geheimen hingerichtet wurden, und Thatsache ist, daß nach Philipps II. Tod der Erzbischof von Lissabon auf Bitten der Fischerzunft — die Leichname trieben fast tagtäglich in ihre Netze — das durch so große Verunreinigung entweihte Meer in einer feierlichen Procession wieder einsegnete.

Hatte nicht Philipp II. Aehnlichkeit mit einem Würgengel, der überallhin, wohin er die Hand ausstreckt, Tod, Verderben und Verwesung verbreitet?

Achtes Kapitel.

San Lorenzo el Real del Escorial.

So unähnlich sich Ludwig XIV. und Philipp II. von Natur waren, so stimmten sie doch, als große Despoten, in nur zu Vielem überein. Besonders auch darin, daß beide sich ein Königsschloß bauten, wie keines vorher in ihren Reichen bestanden hatte. Doch welch' ein Gegensatz hinwiederum zwischen diesen beiden Schlössern! Versailles — die Repräsentation der Königlichen Majestät; der Escurial — ein immenser Klosterpalast! Einen anderen hätte Philipp II., der finstere Papist, nicht bauen können.

Am 10. August 1557 wurde, wie wir wissen, die Schlacht von St. Quentin geschlagen, und während der ganzen Dauer jener Schlacht lag Philipp II. in seinem Zelt auf den Knieen, um zu dem heiligen Laurentius zu beten. Dieser Laurentius, der bekanntlich deßwegen heilig gesprochen wurde, weil er sich für seinen Glauben hatte lebendig rösten lassen, war sonst keineswegs der bevorzugte Heilige des Königs von Spanien; aber heute konnte er zu keinem anderen beten, denn man schrieb ja den 10. August und der 10. August ist der Gedächtnißtag Laurentii. Somit betete Philipp II. zu dem heiligen Laurentius und versprach ihm, falls er bei unserem Herrgott so intervenire, daß die Franzosen geschlagen würden, ein Kloster, das an Schönheit und Umfang jedes Gotteshaus in der Christenheit übertreffen solle. Der heilige Laurentius aber, von dem Versprechen bestochen, intervenirte ganz in der Weise, wie es Philipp II. verlangt hatte, und natürlich konnte nun Letzterer nicht umhin, dem Heiligen sein Wort zu halten.

Also einem Gelübde verdankte der erste Gedanke an den Escurial seine Entstehung. Doch wie nun Philipp II. späterhin, nach seiner Rückkehr nach Madrid, diesem Gedanken in seinem Innern Rechnung trug, bedünkte es ihn, es möchte doch seiner unwürdig sein, ein bloß gewöhnliches, wenn auch prächtiges Kloster zu bauen, da Spanien deren schon viele Hunderte aufzuweisen hatte, und er besprach sich darüber mit dem Hieronymitenbruder Antonio de Villacastin, einem Mönche, der in Bausachen als eine Autorität galt. Das

Resultat dieser Besprechungen war, daß das projektirte Bauwerk eine dreifache Bestimmung erfüllen sollte, einmal die eines Klosters, sodann die einer königlichen Residenz, und endlich die einer königlichen Begräbnißstätte. Natürlich übrigens sollte jede dieser drei Bestimmungen auf eine Weise ausgeführt werden, daß sie der Würde des Monarchen entsprach, in dessen Staaten die Sonne nie unterging. Sofort wurden die königlichen Baumeister Herrera und Johannes Baptista berufen, um einen Plan zu entwerfen, und dann, nachdem dieß geschehen, bekamen sie den Auftrag, eine passende Baustätte in der Nähe von Madrid auszukundschaften. Sie besichtigten also die ganze Umgegend der Hauptstadt und namentlich wurden alle Höhen und Thäler an beiden Ufern des Manzanares von ihnen durchsucht. Da fanden sie endlich in der Nähe von Frexnada am Fuße der schwarzen Guaderrama-Gebirgskette einen durch eine Fülle klaren Wassers, durch schattige Waldungen, sowie durch die Nähe trefflicher Steinbrüche sich auszeichnenden Ort und sofort begann im Jahre 1563 der Bau des immensen Gebäudes. Bald war eine ganze Armee von Steinmetzen in Thätigkeit und zu diesen kamen dann noch eine Menge von Künstlern und Ingenieuren, von den gewöhnlichen Arbeitern, Werkleuten und Handlangern gar nicht zu sprechen. Das ganze bunte Getriebe aber überwachten die Baumeister Herrera und Baptista, welche ihrerseits wieder vom Bruder Antonio de Villacastin controlirt wurden. Ueberdem ließ Philipp II., welcher wohl hundertmal des Jahres den Bauplatz besichtigte, um sich von den Fortschritten des Riesenwerks zu überzeugen, ganz Spanien und selbst Italien nebst dem nahen Frankreich durch eigene Agenten bereisen, um Kunstgegenstände aller Art, besonders aber auch Gemälde und Reliquien aufzukaufen, mit welchen seine Schöpfung geschmückt werden sollte. Kurz Philipp II. wandte Alles auf, um ein Gebäude in's Leben zu rufen, wie die Welt noch keines gesehen; aber freilich baute er auch daran, so lange er lebte, und das Geld, das er dafür verwandte, belief sich auf nicht weniger als sechzig Millionen Dukaten. Man bedenke, sechzig Millionen Dukaten und das zu einer Zeit, wo ein einziger Dukaten denselben Werth hatte, wie jetzt ihrer sechse! Wird man sich nun bei solcher Verschwendung noch darüber verwundern, wenn Spanien unter diesem König verarmte?

Der Leser erwartet jetzt vielleicht, daß ich ihm eine genaue Beschreibung des Escurial gebe; allein was würde er davon für einen Genuß haben? Wir wollen uns daher mit einem kurzen Umriß begnügen, indem uns dieser schon einen Ueberblick über das Ganze gestattet. Das Hauptgebäude bildete ein Viereck von bald größerer, bald kleinerer Höhe, und jede Seite desselben hatte eine Länge von zweihundertundfünfzig Schritten oder 750 Schuhen. Zwei dieser Seiten oder Flügel bestimmte der König für das Kloster, welches nicht weniger als zweihundert Zellen enthielt, hundert für die Mönche selbst —

sie gehörten dem Hieronymitenorden an, welchen anno 1370 der Spanier Pecha mit dem Portugiesen Vasco gegründet hatte — und andere hundert für die Laienbrüder. Ein dritter Flügel enthielt die königlichen Gemächer und ihrer waren so viele, daß der ganze Hof darin untergebracht werden konnte. Zu Philipps II. Zeiten jedoch blieben diese Gemächer fast immer verschlossen, weil der König, wenn er den Escurial besuchte, es vorzog, sich stets nur von sehr wenigen Vertrauten begleiten zu lassen. Den vierten Flügel bildete die wunderbar prachtvolle, nach dem Muster der Peterskirche in Rom gebaute Hauptkirche, und auf sie mit ihren acht Orgeln und vierundzwanzig Altären war in der That Alles verschwendet, was man nur auf ein Gotteshaus verschwenden kann. Da sah man nichts als Marmor, Jaspis und Bronce; nichts als die herrlichsten Decken- und Wandgemälde, gefertigt von den ersten Künstlern Italiens, Spaniens und Flanderns; nichts als silberne und goldene Kostbarkeiten, geschmückt mit Edelgesteinen aller Art. Doch wenn schon die Kirche selbst als ein achtes Wunder der Welt erschien, wie noch viel mehr die unter dem Hochaltar befindliche Begräbnißkapelle des königlichen Hauses, das spanische Pantheon genannt. Marmorstufen führten zu ihr hinab und aus Marmor und Jaspis bestand der Fußboden. Ein aus vergoldeter Bronce sehr künstlich gearbeitetes Thor verschloß den Eingang, und ebenfalls aus schwer vergoldeter Bronce bestand die Kuppel. Das prachtvoll geschmückte Oratorium enthielt ein großes, massiv goldenes, mit Diamanten geschmücktes Crucifix, und von der Mitte des Gewölbes hing ein ebenfalls massiv goldener mächtiger Kronleuchter herab, der hundert Kerzenarme zählte. An den Wänden aber in sechsundzwanzig Nischen standen eben so viele schwarzmarmorne Särge, dazu bestimmt, die Ueberreste der Könige und Königinnen Spaniens aufzunehmen. So sah der Escurial unmittelbar nach seiner Vollendung aus, und wenn ich nun noch hinzusetze, daß nur allein der Werth des Tabernakels auf dem Hochaltare auf eine Million Thaler geschätzt wurde, so wird man sich nicht mehr wundern, warum die Herstellung des Ganzen den König Philipp auf 60 Millionen Dukaten zu stehen kam. Er war aber auch nicht wenig stolz auf seine Schöpfung und meinte, etwas Unsterbliches hergestellt zu haben. Ja wohl etwas Unsterbliches! Am 6. Juni 1671 brach ein Brand im Escurial aus und trotz allen menschlichen Anstrengungen verbreiteten sich die Flammen so gewaltig, daß nach wenigen Stunden schon von der gesammten Herrlichkeit nichts mehr vorhanden war, als das nackte Mauerwerk nebst dem Wenigen, was man gerettet hatte. Freilich suchte man später den Wunderbau wieder zu restauriren und auch im Innern desselben sollte die alte Pracht wieder aufleben; allein die Regenten von Spanien hatten dafür gesorgt, daß das unmöglich wurde, denn es fehlte ja das Geld zum Allernöthigsten, wie viel mehr zu Etwas, das man als einen Luxus betrachten konnte.

Mit dem Beginn des Jahres 1573 war der Escurial so weit fertig, daß die für ihn bestimmten Hieronymitenmönche unter ihrem ersten Prior, dem Bruder Hernandez de Ciudad Real, einziehen konnten, und das Erste, was sie allda zu thun hatten, war die Empfangnahme von verschiedenen höchst wunderthätigen Reliquien. An solchen besaß nämlich das Kloster von Santa Engracia in Saragossa Ueberfluß und demgemäß befahl Philipp II. dem dortigen Prior Juan Regla, etwelche an den Escurial abzugeben. Nämlich vor Allem die Leiber des San Orencio und der Santa Paciencia, zweier Heiligen, welche die hohe Ehre hatten, Anverwandte des gottbegnadeten Sanctus Laurentius, des Patrons des Escurial, zu sein; dann die Köpfe der beiden Märtyrer Justo und Pastor, und endlich verschiedene kleinere Raritäten, welche alle von dem Priorbruder Hernandez und seinen Mönchen in großer Procession und unter der Absingung heiliger Hymnen in Empfang genommen wurden. Diese erste Reliquienbescheerung war aber nur der Anfang von späteren, viel größeren Sendungen, denn so wie es bekannt geworden war, daß man den König Philipp durch Uebersendung der Ueberreste irgend eines Heiligen glücklich machen könne, beeilte sich fast jeder katholische Potentat der Erde, ihm etwas dergleichen für seinen Escurial zu verehren, und am freigebigsten erwies sich in dieser Beziehung der Pabst in Rom. Er hatte ja Ueberfluß an solchen Dingen und wenn eine Sorte ausging, so wurde sie gleich wieder durch eine andere ersetzt. So erhielt denn der Escurial nach und nach eine wahre Auslese von Reliquien, nämlich nicht weniger als sieben ganze Leiber, hundertundfünf gut conservirte Köpfe, hundertsiebenundsiebzig Arme und Beine, dreihundertsechsundvierzig Blutreste, hundertsiebenundfünfzig Haarzöpfe und über vierzehnhundert andere Stücke. Gewiß also eine recht artige Sammlung von wunderthuenden Heiligthümern, auf die Philipp II. stolzer war, als auf die herrlichste Provinz seiner Reiche!

Doch nicht blos das Kloster des Escurial wurde anno 1573 bezogen, sondern auch dessen unterirdischer Begräbnißraum, trotzdem er seine Vollendung noch lange nicht erhalten hatte, und den Anfang machte man auf Befehl Philipps II. mit der feierlichen Beisetzung der Särge des Don Carlos und der Königin Elisabeth. Dieselben ruhten bis jetzt in provisorischer Weise, der erste in der Abtei San Domingo el Real, der zweite im Kloster der Dominikanerinnen zu Madrid; aber am 6. Juni 1573 erhielt Bruder Hernandez de Ciudad Real, der Prior des Escurials, ein königliches Schreiben, daß er Alles zur Aufnahme der zwei Särge parat halten solle, und zu gleicher Zeit wurde den beiden Herzogen von Arcos und von Escalona, sowie den beiden Bischöfen von Salamanca und Zamora von Philipp II. der Befehl ertheilt, bei dem Transport der Särge als königliche Commissäre zu fungiren. Den Tag darauf, am 7. Juni, fand dann das gedoppelte Leichenbegängniß statt, und ein feierlicheres

konnte nicht wohl begangen werden. Die sämmtliche Geistlichkeit Madrids nämlich nebst allen Insassen der verschiedenen daselbst befindlichen Klöster betheiligte sich dabei und auch die ganze Garnison war ausgerückt, die Fahnen zu Boden gesenkt und Trauerflöre um die Lanzen gewickelt. Als Großmarschall fungirte Don Rodrigo Manuel, der Kapitän der königlichen Garde zu Pferd, und vor ihm marschirte die königliche Kapelle mit einem grandiosen Chor von Sängern. Das Requiem sang Don Pedro Gonzales de Mendoza, der Bischof von Salamanca, und zwei andere nicht minder vornehme Geistliche assistirten ihm dabei; die Leichenrede aber hielt der Bruder Francisco de Villalva, damals der erste Kanzelredner Spaniens, und die Rede strotzte von Weihrauch auf den Gottesmann Philipp II. Also ging es zu bei der Ueberbringung der Leichname der einstigen Königin Elisabeth und des gemordeten Don Carlos nach der kostbaren Begräbnißstätte im Escurial.

Im Frühling des folgenden Jahrs 1574 öffneten sich die Pforten zum Pantheon abermalen, denn man setzte daselbst die Ueberreste Karls V., des großen deutschen Kaisers, bei, welche einstweilen in der Kirche von San Juste geruht hatten, und diesem Sarge folgte dann der Sarg der Kaiserin Isabel, seiner hohen Gemahlin, sowie der Donna Maria, des ersten Weibes, das Philipp II. heimgeführt. Man holte sie aus dem Mausoleum in Granada, welches seiner Zeit von dem Königspaar Ferdinand und Isabella errichtet worden war; von viel weiter her aber brachte man die beiden verstorbenen Schwestern des Kaisers Karl, die ehemalige Königin Eleanor von Frankreich und Donna Maria, vordem Königin von Ungarn. Auch Don Juan d'Austria fand hier eine Aufnahme, obwohl er keiner rechtmäßigen Ehe entsprossen war, und nicht minder war es das Schicksal Philipps II., daß er auch seine vierte Gemahlin, jene Anna von Oestreich, die er seinem Sohne Don Carlos raubte, mit den meisten ihrer Kinder zu Grabe tragen mußte. So füllten sich die 26 Nischen des königlichen Mausoleums schon sehr bald, und es mußte also später eine Erweiterung der kostbaren Grabstätte vorgenommen werden. Jetzt liegt dort Alles öde und verlassen und keiner Seele fällt es mehr ein, in das modernde Pantheon hinabzusteigen.

Die dritte Bestimmung des Escurial war, den spanischen Königen als Residenz zu dienen, und in der That wurde er der Lieblingsaufenthalt Philipps II., sobald man nur erst einige Zimmer für ihn bewohnbar gemacht hatte. Als eigentliche und erste Residenz figurirte allerdings die Stadt Madrid, denn also wollte es der große Kaiser Karl V., welchem das alte Valladolid, die langjährige Hauptstadt der Könige von Castilien, nicht mehr würdig genug deuchte. Es gab jedoch der königlichen Schlösser in Spanien noch eine beträchtliche Menge, und nach altcastilischem Brauch durfte keines derselben ganz

vernachlässigt werden. Je nachdem die Jahreszeit war, verlegte daher Philipp II. den Hof das eine Mal dahin, das andere Mal dorthin, und einer besonderen Bevorzugung erfreute sich das Lustschloß El Pardo bei Madrid, eine Schöpfung Karls V. in holländischem Style, mit einem ungeheuren Jagdparke, nicht minder aber auch Aranjuez am linken Ufer des Tajo, in der Provinz Toledo, auf dessen Ausschmückung ungeheure Summen verschwendet worden waren. Außerdem zog sich Philipp II. oftmals über Ostern, Pfingsten, Christtag und wie die andern „heiligen Zeiten" hießen, in eines der berühmteren Klöster Spaniens zurück, wie zum Beispiel nach Poblete bei Tarragona, nach Monserrate in Catalonien mit seinen dreizehn hochgelegenen Einsiedeleien, nach Guisanda bei Guaderrama, nach El Parral bei Segovia, nach El Paular, der großen Karthause, oder endlich nach San Geronimo bei Madrid, und während solchen Klosteraufenthalts versäumte er nie eine Frühmette oder sonstige heilige Handlung. Im Gegentheil lag er dann den ganzen Tag in seinem Betstuhl auf den Knieen und wenn er nicht kniete, so las er in seinem Brevier, nur allein mit dem Himmel, wie es schien, beschäftigt. Doch so still und einsam es auch in diesen Klosterräumen war, so deuchte es dem überfrommen König noch immer nicht still und einsam genug und eigentlich wohl fühlte er sich blos in der Düsterheit des Escurial. Durch anhaltende Uebung hatte er sich schon frühe des Lachens entwöhnt und die Sprache der Thränen kannte er ohnehin nicht; warum sollte er also den Aufenthalt in den finsteren Mauern von San Lorenzo el Real nicht bevorzugen? Hier nur fand er vollkommene Abgeschlossenheit, gerade als lebte er in einer Einsiedelei; zugleich aber lag der Escurial so nahe bei Madrid, daß er von ihm aus die ganze Staatsmaschine so gut leiten konnte, als säße er in seiner Königsburg, umgeben vom ganzen Hofe. Residenz also konnte man während seiner Lebzeiten den Escurial blos in so fern nennen, als er daselbst während des größten Theils des Jahres seinen Aufenthalt nahm, nicht aber in dem Sinn, als ob er dort Hof gehalten hätte. Nein im Gegentheil, Niemand fand dort Zutritt bei ihm, seine Vertrautesten allein ausgenommen, und selbst seine letzte Gemahlin, welche er am meisten geliebt haben soll, ich meine die schon oft genannte Anna von Oestreich, durfte in dem heiligen Raume nur erscheinen, wenn sie vorher von ihm Erlaubniß erhalten hatte.

Welch ein finsteres Leben Philipp II. nun dort führte! Morgens früh vier Uhr im Sommer, und im Winter eine Stunde später, weckte ihn der Gesang der Mönche im Chor, und dann erhob er sich, um der Frühmesse beizuwohnen. Auf diese folgten fromme Bußübungen, und solche wiederholten sich später noch dreimal des Tags. So viele Zeit aber auch das Beten und Beichten hinwegnahm, so blieb ihm doch noch Zeit genug, um die Regierungs-

geschäfte zu betreiben, und so unermüdlich er sich in der Frömmigkeit erwies, eben so unermüdlich war er auch in der Arbeit. Er gehörte ja unter die Potentaten, welche die Selbstregierung auf die Spitze trieben, und nie, so lange er lebte, durfte sich in seinen Reichen ein anderer Wille geltend machen, als ganz allein der seinige. Wohl wußte er, daß er wegen der Anhäufung der Geschäfte der Einsicht und Thatkraft Dritter nicht entbehren könne, allein er wählte hiezu nur solche Männer, welche sich der eigenen Persönlichkeit vollständig entschlugen und, als wären sie dressirte Pudel, an nichts dachten, als an die Ausführung des königlichen Willens. Uebrigens selbst diesen Vertrauten blieb er im Escurial oft Wochen lang unsichtbar und was er mit ihnen verkehrte, geschah auf schriftlichem Wege, so daß sich die Zahl der Briefe und Schreiben, die er absandte und erhielt, des Tages oft in die Hunderte belief. Gewiß also gehörte eine unendliche Thätigkeit dazu, um mit einer solchen Last fertig zu werden, und in dieser Beziehung kann man dem Könige Philipp seine Bewunderung nicht versagen. Umgekehrt aber, wenn man bedenkt, welch' furchtbar Gräßliches von dem stillen Kabinette im Escurial ausging, in welchem Philipp II. im Vollgefühle seiner aus Gott fließenden Machtvollkommenheit all' die Fäden spann, mit denen er seine sämmtlichen Staaten, ja selbst ganz Europa umgarnte; wenn man bedenkt, daß die Tragödie Don Carlos, die Bluturtheile in den Niederlanden, der Brand der Autodafés, der Mord der Morisken und das vergewaltigte Portugal, mit einem Worte, daß all' die tyrannischen Thaten, durch welche jener autokratische König sein Land und Volk ruinirte, nur allein jenem stillen, der Frömmigkeit geweihten Kabinette ihre Entstehung verdankten — wenn man dieß bedenkt, muß man da nicht schon bei der Nennung des Namens Escurial von Grausen und Entsetzen ergriffen werden?

Und doch habe ich dem Leser noch lange nicht all' das Schlimme erzählt, welches Philipp II. in seiner berühmten Einsiedelei zu Tage förderte! Nein, noch lange nicht Alles, denn wollte ich dieses, so wäre ein Ende gar nicht abzusehen. Zwei Hauptereignisse jedoch, welche den Charakter Philipps II. besonders kennzeichnen, das Eine eine blutige Mordaffaire, das Andere eine politische Tragödie von den traurigsten Folgen, darf ich wohl nicht mit Stillschweigen übergehen.

Don Juan d'Austria, der Halbbruder Philipps II., welchen dieser zur Vernichtung der Morisken mißbrauchte, war, wie wir wissen, zu Anfang des Jahrs 1568 an der Stelle des alten Garcia de Toledo zum Capidan general de la mar ernannt, aber ihm zugleich in der Person des Großcomthur von San Jago, Don Luis de Zunniga y Requesens, ein kriegserfahrener Lugarteniente oder, wie man jetzt sagt, Generalstabschef an die Seite gesetzt worden. Der grau gewordene Lugarteniente hatte vom Könige den Auftrag, den stür-

mischen Capidan general zu zügeln und zugleich auch eine Art von Ueberwachung über ihn auszuüben, denn der König traute keinem Menschen auf Erden, nicht einmal seinem eigenen Bruder. Große Thaten zur See konnte also Don Juan nicht ausrichten, dieweil er sich in allen Stücken gebunden sah; doch gelang es ihm mit seinen 33 Galeeren, die Silberflotte aus der neuen Welt gegen die kühnen algierischen Corsaren zu schützen, und die Kämpfe, die er damals im Sommer 1568 mit den letzteren bestand, gaben Zeugniß nicht blos von seiner ritterlichen Kühnheit, sondern auch von der besonnenen Umsicht, welche einem großen Kriegshelden so überaus nöthig sind. Da sollte wenige Jahre später dem thatendurstigen Jüngling ein größeres Feld eröffnet werden und ha, wie schnell bewährte es sich jetzt, daß er der ächte Sohn seines Vaters, des Kaisers Karl VI., sei. Schon seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts beherrschten die Osmanen das ganze mittelländische Meer und ihre Flotte war stark genug, um der vereinten Seemacht aller christlichen Staaten zu trotzen. Es konnte also nicht als eine Ruhmredneréi ausgelegt werden, wenn Solyman, der Prächtige, schwur, nicht eher zu ruhen, als bis er den Halbmond auf dem Dom von Sanct Peter in Rom aufgerichtet hätte, denn nur sein zu früher Tod hinderte ihn an der Ausführung des Gelöbnisses. Sein Sohn und Nachfolger aber, Selim II., war ganz der Mann, die Pläne des Vaters zu vollziehen, und mit Leichtigkeit überredete ihn sein Kapudanpascha, der Renegat Piali, ein Kroat von Geburt, den Kampf sofort mit den Venetianern zu beginnen. Nach vorhergegangener Kriegserklärung erschien also am 1. August 1570 die osmannische Flotte vor der Insel Cypern und fast ohne Widerstand geschah die Landung bei Limesol. Dann zog der Seraskier Mustapha mit dem gelandeten Heere gegen die Hauptstadt Nicosia und am 9. September 1570 eroberte er sie im Sturme, wobei gegen 30,000 Christen ihr Leben, und ihrer noch weit Mehrere ihre Freiheit verloren. Kaum aber hatte er diesen Sieg errungen, so wandte er sich gegen die feste Seestadt Famagosta und in ihrer Belagerung unterstützte ihn Piali-Pascha mit der Flotte.

Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus der Brust der ganzen abendländischen Christenheit, als man von dem Gemetzel in Nicosia Kunde erhielt, und jetzt endlich durften die Venetianer, zu deren Reiche Cypern gehörte, hoffen, daß man ihre Bitte, sich am Kampfe gegen den Halbmond zu betheiligen, entsprechen werde. Besonders thätig nahm sich Pabst Pius V., ein heftiger, harter, aber auch energischer und zäher Mann, der Sache an, und seine Nuntii flogen in alle Hauptstädte des Abendlandes, um deren Beherrscher für eine große christliche Liga zu gewinnen. Bei den Meisten jedoch war das Anklopfen ein vergebliches. So beim Kaiser Maximilian II., dessen Staaten durchaus der Ruhe bedurften. So bei Karl IX. von Frankreich, denn dieses Land war

damals von Bürgerkriegen zerrissen und besaß überdieß eine kaum nennenswerthe Flotte. So endlich bei Elisabeth von England, welche jetzt eben mit dem Pabstthum gänzlich brach. Nur Philipp II. von Spanien gab keine ablehnende Antwort, obwohl die Schätze Indiens schon zu jener Zeit kaum hinreichten, um die Heere in Flandern, Mailand und Neapel zu erhalten, und endlich am 20. Mai 1571 wurde die Liga zwischen Spanien, Rom und Venedig abgeschlossen. Sie sollte eine ewige und zugleich nicht bloß gegen den Großherrn in Constantinopel, sondern auch gegen dessen Vasallenstaaten, Algier, Tunis und Tripolis, gerichtet sein. Zusammen wollten die Verbündeten 200 Galeeren, 100 Lastschiffe, 50,000 Fußsoldaten und 4500 leichte Reiter stellen und zwar so, daß auf Spanien drei, auf Venedig zwei und auf den Pabst ein Sechstel kämen. Zum Oberbefehlshaber, jedoch keineswegs mit unumschränkter Gewalt, wurde Don Juan d'Austria ernannt und zum Lugarteniente erhielt er den Marc Antonio Colonna, Herzog von Tagliacozzo, den bewährten Kommandeur des päbstlichen Geschwaders; als Unterbefehlshaber aber fungirte Sebastian Veniero, der hochbetagte Admiral der venetianischen Seemacht, und überdem sollten noch die erfahrensten Galeerenkapitäne im Kriegsrathe eine entscheidende Stimme haben. Ja noch mehr, auch der alte Großcomthur von San Jago, Don Luis de Zunniga y Requesens, sollte dem jungen Capidan general zur Seite stehen, um seinem etwaigen allzu raschen Vorgehen im Namen Philipps II. einen Dämpfer aufzusetzen. So war's abgemacht und so wurde es auch ausgeführt. Doch nahmen die Vorbereitungen zum Krieg eine so geraume Zeit in Anspruch, daß die gesammte Flotte sich erst im September 1571 im Hafen von Messina zusammenfand.

Unterdessen hatten die Osmannen natürlich auch nicht gefeiert. Im Gegentheil bedrängten sie unter dem Seraskier Mustapha die Seestadt Famagosta immer härter und härter, und obwohl die Belagerten sich mit wunderbarer Tapferkeit vertheidigten, so wurden sie doch schließlich gezwungen, sich am 4. August 1571 zu ergeben, wobei sich die Türken wieder die schändlichsten Metzeleien zu Schulden kommen ließen. Damit war ganz Cypern erobert und nun konnte Selim II. sein Augenmerk auf die Inseln Candia, Zanthe und Cephalonia richten. Waren aber diese gewonnen, so kam die Reihe an das Festland Dalmatien und von da aus konnte dann leicht eine Landung in Italien bewerkstelligt werden. Mit solchen Plänen trug sich der Padischah in Constantinopel, und deßhalb vermehrte er sofort das Landheer auf nicht weniger als 120,000 Mann; die Flotte aber brachte er gar auf die enorme Höhe von 250 Galeeren und stellte sie unter den Oberbefehl Ali-Paschas, des bewährtesten aller seiner Seeoffiziere. So glaubte er des Sieges gewiß sein zu können, und zwar um so mehr, als unter dem Seraskier Mustapha der tapfere

Pertew=Pascha, und unter Ali=Pascha die kühnen Corsaren, Dschäfer=Pascha, Hassan und Uluch=Ali, die Beglerbegs von Tripolis, Tunis und Algier, kommandirten.

Zu Ende des Septembers 1571 verließ Don Juan mit seiner Armada den Hafen von Messina, um den Feind aufzusuchen, und wenige Tage darauf ging er zu Leguminiza, einem geräumigen Hafen Albaniens, vor Anker. Hier erfuhr er am 3. Oktober durch den Comthur Gil de Andrada, der auf einem schnellen Segler zum Ausspähen der türkischen Flotte ausgesandt war, daß Ali=Pascha im Hafen von Lepanto liege, und alsbald beschloß er, von der Mehrzahl des Kriegsraths unterstützt, sich mit dem Feinde zu messen. Am 7. Oktober, einem Sonntag, Morgens in der Früh, fuhr er in den Golf von Lepanto ein und bis zum Mittag standen sich die beiden Flotten in Schlachtordnung gegenüber. Die türkische war die bei weitem stärkere; aber der christlichen hatte Don Juan seinen eigenen Siegesmuth einzuhauchen vermocht und von den Offizieren, wie von den Soldaten und Matrosen, hatte jeder geschworen, zu siegen oder zu sterben. Den Angriff eröffneten die Türken unter furchtbarem Kriegsgeheul; doch alsbald lösten die vorgeschobenen Galeassen Venedigs ihre schweren Geschütze und brachten sofort zwei feindliche Galeeren zum Sinken. Nunmehr — ein wolkenloser Himmel lächelte dazu — entbrannte die Schlacht auf der ganzen Linie und bald war man auf den in einen Knäuel verwickelten Geschwadern nur noch auf's Entern bedacht. Im entsetzlichsten Handgemenge rangen die Mannschaften mit einander, und während vor dem Donner der Geschütze fast alles Kommando verhallte, schlugen da und dort die Flammen über ihnen zusammen. An der prächtigen Standarte auf dem Vordertheil erkannte Don Juan das Admiralschiff von Ali=Pascha und sofort ruderte er ihm entgegen. Aber wie er den Ali=Pascha, so suchte Ali=Pascha ihn und furchtbar stießen ihre beiden Galeeren=Kolosse auf einander. Hier wie dort war die Bemannung eine auserlesene; hier neben den besten Matrosen altgediente Spanier, dort Janitscharen, die sich im ungarischen Feldzuge bewährt hatten. Neben die beiden Admiralschiffe drängten sich die berühmtesten Galeerenführer sowohl von Seiten der Osmannen, als von Seiten der Christen, wohl wissend, daß von dem Siege Don Juans oder Ali=Paschas die Entscheidung des Tages abhänge. Endlich, nach einem Kampfe von zwei Stunden und nachdem die Verdecke von beiden Schiffen mit Verwundeten und Todten übersäet waren, kam's zum Schlusse. Zweimal schon waren die Spanier bis auf die Mitte von Ali's Galeere vorgedrungen und beide Male waren sie blutig zurückgeworfen worden. Da beim dritten Anstürmen verbluteten die Letzten der Janitscharen und zugleich sank der von einer Kugel getroffene Ali über die Brüstung des Decks in's Meer. Auch die Christen hatten furchtbar gelitten und keiner von

ihnen, den Oberadmiral Don Juan selbst nicht ausgenommen, entging diesem Morden ohne Wunde; aber die türkische Admiralsgaleere war erobert und bis in die entfernteste Schlachtlinie drang der donnernde Victoriaruf der Spanier.

Von dem Kampfe der beiden Admiralsschiffe hatte richtig die Entscheidung des Tages abgehangen, denn obwohl Uluch-Ali, der Beglerbeg von Algier und der kühnsten Seeoffiziere einer, sofort den Oberbefehl über die türkische Flotte übernahm, so konnte er doch die in den Reihen der Osmannen entstandene Unordnung nicht mehr herstellen und um vier Uhr Mittags mußte er selbst, von nur wenigen Galeeren begleitet, sein Heil in der Flucht suchen. Er entkam nach Santa Maura und von da in der Nacht weiter nordwärts. Die christliche Armada war allzu geschwächt, als daß sie an eine ernstliche Verfolgung hätte denken können, und bis tief in die Nacht hinein hatte man genug zu thun, um die genommenen Schiffe zu besetzen. Am anderen Tage hielt Don Juan, nachdem er in den Hafen von Petala gesegelt, Inspection über seine Armada und es fand sich, daß zwölf christliche Galeeren gesunken, ihrer mehr als vierzig aber schwer beschädigt waren. Von der Mannschaft vermißte man 2000 Spanier, 800 Päbstliche und 4800 Venetianer. Weitere 2500 Mannstarben in den nächsten Tagen an ihren Wunden und wohl eben so Viele blieben Krüppel ihr Leben lang. Der Verlust des Feindes dagegen belief sich auf nicht weniger als 30,000 Mann, worunter 25,000 Todte, und von seiner stolzen Flotte fielen 150 Galeeren in die Hände der Christen, während die übrigen meist gesunken oder verbrannt waren. Kurz der Sieg Don Juans d'Austria hätte können kein vollständigerer sein und die ganze Christenheit, besonders aber die Christenheit von Italien, brach in einen ungeheuren Jubel aus, als die Nachricht von demselben anlangte. Ja in Messina errichtete man dem jugendlichen Helden ein marmornes Standbild, und was noch mehr besagen wollte, der eiserne Pabst Pius V. fing laut vor Dankesfreude an zu schluchzen, ohne sich seiner Schwäche zu schämen. Wie dagegen nahm Philipp II. die Jubelbotschaft auf? Don Juan sandte einen eigenen Kurier an ihn, den tapferen Don Lope de Figueroa, welcher dem Könige das eroberte Hauptbanner Selims II. zu überbringen hatte; allein der in der Schlacht erhaltenen Wunden wegen konnte derselbe nur langsam reisen und erreichte daher Madrid erst am 22. November. Viel früher dagegen, schon am 31. Oktober war ein Eilbote des Dogen von Venedig dorten eingetroffen, und dieser Bote ritt, als er erfuhr, daß Philipp II. sich im Escurial befinde, gestreckten Galopps dahin ab. Augenblicklich verlangte er den König zu sprechen; Seine Majestät aber befand sich in der Klosterkirche, denn es war gerade die Zeit der Vesper. Somit theilte der Kurier dem Palastbeamten Don Pedro Manuel die Jubelnachricht mit und dieser konnte sich nicht halten, sondern trat raschen

Schrittes auf's Chor und verkündete laut, obwohl fast athemlos, daß Don Juan d'Austria einen glänzenden Sieg erfochten. „Nicht so ungestüm, Don Manuel," sprach jetzt in tadelnder Weise Philipp II. und befahl, den Eilboten vor ihn zu führen. Mit geflügelten Worten berichtete dieser; aber mit gewohntem Ernste hörte ihn der König an. Kein Lächeln beseelte seine Züge, kein Blick, keine Bewegung verrieth, daß Gefühl in ihm sei. „Don Juan hat viel auf's Spiel gesetzt," sprach er dann kalt, fast tonlos, als der Bote zu Ende war, und nahm darauf das halbgesprochene Gebet wieder auf. Auch wohnte er der Vesper bis zum Ende bei und erst wie er die Kirche verließ, befahl er dem Prior Hernandez de Ciudad Real, das Tedeum anzustimmen. In solcher Weise nahm Philipp II. die Botschaft von dem großen Siege bei Lepanto auf und nun frage ich, schaudert es den Leser nicht vor einem solchen Menschen?

Für den Augenblick war die Seemacht der Osmannen vernichtet, und wenn Philipp II. eines großartigen Gedankens fähig gewesen wäre, so hätte der Entscheidungssieg bei Lepanto dazu benützt werden können, die ganze europäische Türkei vom Türkenjoche zu befreien. Man durfte nur mit der siegreichen Flotte vor Constantinopel segeln, so standen die gesammten unterdrückten Völkerschaften des ehemaligen griechischen Kaiserthums, die Griechen in Morea, die Bulgarier in Bulgarien, die Serbier in Serbien, die Rumänen in der Moldau und Wallachei — sie alle standen auf und dann, wenn das christlich-abendländische Heer sich mit den Aufständischen vereinigte, war das Grab des Muhammedanismus in Europa fertig. Doch Philipp II. und ein solches Vorgehen! Hiezu war seine engherzige Natur nicht angethan und schon der Gedanke, Aufständische zu unterstützen, selbst wenn der Aufstand gegen den Erbfeind der Christenheit ging, mußte ihn erzittern machen. Darum, wie nun Don Juan d'Austria unmittelbar nach dem erfochtenen Siege darauf drang, sofort nach dem Marmorameer zu segeln, um die Dardanellen zu forciren und dann Constantinopel anzugreifen, trat ihm im Kriegsrath der alte Großcomthur von San Jago als Bevollmächtigter Philipps II. mit aller Entschiedenheit entgegen und brachte es auch wirklich dahin, daß die meisten Stimmen ein Nein votirten. Man machte den großen Verlust von Mannschaft, den Mangel an Lebensmitteln, sowie die herbstliche Sturmzeit geltend und beschloß, mit den Flotten in guten Häfen die Winterquartiere zu beziehen. „Es sei ja für die Ehre, sowie für den Vortheil vor der Hand genug geschehen und im Frühjahr könne man dann an das Weitere denken." Ja wohl im Frühjahr; allein im Frühjahr geschah wieder nichts Entscheidendes, denn die Engherzigkeit Philipps II. war natürlich die alte geblieben und überdem hatte sich jetzt der geschlagene Osmanne von seinem furchtbaren Verluste erholt.

Zwar allerdings Don Juan d'Austria gab sich nicht zufrieden, sondern es stiegen vielmehr hochfliegende Pläne in ihm auf und sein ganzes Dichten und Trachten ging jetzt dahin, vom Osmannenreiche ein starkes Stück abzutrennen, das er fortan als König beherrschen wollte. Doch welch ein Gräuel war dieß in den Augen Philipps II.! Ein gefügiges Werkzeug sollte Don Juan für ihn sein, nicht aber ein Mann, der nach selbstständiger Größe ringe, und am wenigsten Einer, der nach eigenem Ermessen seine Bahn verfolge. Deßwegen mußten die Anerbietungen der Abgeordneten von Morea und Albanien, welche in aller Heimlichkeit zu Don Juan kamen, ihn zu bitten, daß er sie befreien und dann als König über sie herrschen möge, unbedingt abgewiesen werden und eben deßwegen unterblieb auch der Zug gegen die Dardanellen. Ja lieber verurtheilte Philipp II. seine Flotte während des ganzen Jahres 1572 zur schimpflichsten Unthätigkeit, als daß er in seinem Neid und Mißtrauen dem Halbbruder auch nur die geringste Eroberung gegönnt hätte! Aus Zorn über solche Unthätigkeit schied Venedig aus der Liga aus, mit dem Padischah in Constantinopel einen Separatfrieden abschließend, und schon war Don Juan, natürlich ebenfalls nicht wenig erbittert, im Begriff, den Oberbefehl über die Flotte niederzulegen, als im Sommer 1573 Philipp II. endlich zu einer Action Befehl ertheilte. Don Juan sollte die Corsarenstadt Tunis erobern und dieselbe mit sammt der Feste Goleta am Eingang des Hafens dem Erdboden gleich machen, um dadurch einer Beunruhigung der spanischen Küsten von dort aus für alle Zeiten vorzubeugen. So wollte es der König, aber ganz anders faßte Don Juan die Aufgabe dieses Feldzugs auf, und da es ihm gelang, sofort den Pabst Gregor XIII., den Nachfolger des am 1. Mai 1572 verstorbenen Pius V., für seine Pläne zu gewinnen, so glaubte er nun endlich das große Ziel, welches er sich gesetzt, erreichen zu können. Nicht zerstören nämlich wollte er Tunis, sondern vielmehr aus demselben ein neues Karthago, ein christliches Emporium des Mittelmeers machen. Die alte Civilisation, wie zur Zeit der römischen und römisch-griechischen Herrschaft, wollte er daselbst wieder wecken und auf den Trümmern maurisch-muhammedanischer Macht ein großes christliches Reich gründen, von dem aus ganz Nordafrika beherrscht werden könnte. Der heilige Vater aber, dem an der Verwirklichung des Planes unendlich viel gelegen war, weil er sich daran erinnerte, daß im 4. und 5. Jahrhundert in Nordafrika das Pabstthum nicht weniger als 126 Bischofssitze zu vergeben gehabt hatte, übernahm es, Philipp II. für das Vorhaben zu gewinnen, und gab auch in der That seinem Nuntius in Madrid, dem Bischof von Padua, nach dieser Richtung hin die gemessensten Aufträge. Am 7. Oktober 1573 ging Don Juan mit der Flotte auf der Rhede von Goleta vor Anker und schiffte seine Truppen, im Ganzen 20,000 Mann, aus. Vier Tage darauf war er schon im Besitz von Tunis; doch statt die Festungswerke zu

schleifen, ließ er dieselben vielmehr verbessern und legte sogar viele neue an, damit die Stadt künftig im Stande sei, sich gegen jeden feindlichen Angriff zu halten. Solches Alles lief dem Befehle Philipps II. schnurstracks entgegen und mußte ihn also schwer beleidigen. Noch tiefer verletzt aber fühlte er sich, als jetzt der Pabst in ihn drang, den kühnen Don Juan zum Könige von Tunis zu machen. Was, einem Bastard, der Alles, was er war, ihm, dem Könige von Spanien, verdankte; einem Menschen, den Philipp so erzogen zu haben glaubte, daß derselbe gar keinen andern Willen kannte, als den des königlichen Bruders, einen solchen sollte er zu einem unabhängigen Herrscher machen und also sich selbst gleichstellen? Wahrhaftig, das war ein noch weit wahnsinnigeres Verlangen, als das frühere, wobei es sich um die Halbinsel Morea handelte, und der Nuntius des Pabstes erhielt daher eine kurz abweisende Antwort. Natürlich übrigens hielt es Philipp II. nunmehr für höchst gefährlich, den Halbbruder noch länger in Tunis zu lassen und so erhielt Don Juan Befehl, alsbald mit der Flotte nach Neapel — zum Schutze Italiens gegen die Osmannen — zurückzusegeln. Auch mußte er die Truppen wieder einschiffen und durfte nur eine kleine Besatzung in Tunis zurücklassen. Widerstrebenden Herzens und das Schlimmste befürchtend gehorchte der Held, allein wie konnte er sich gegen das Machtgebot seines Bruders, des Königs, auflehnen? Auch verwirklichten sich seine Befürchtungen schon nach wenigen Monaten, denn im Juli 1574 erschien Uluch-Ali, der neue türkische Kapudan-Pascha, mit einer gewaltigen Flotte vor Tunis und am 12. September befand sich die Stadt, trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der spanischen Besatzung, wieder in den Händen des Halbmonds. So gelang es den Osmannen durch die Schuld Philipps II., die Niederlage von Lepanto nach wenigen Jahren vollständig zu repariren, und all' das Blut, welches die heilige Liga damals vergoß, war vergeblich vergossen worden.

Es wäre gegen die Natur gewesen, wenn sich nicht Don Juan d'Austria durch dieses Verhalten Philipps II. tief verletzt gefühlt haben würde. Er vergaß nie einen Augenblick lang, daß er eines Kaisers Sohn sei, und als solcher schon glaubte er auf eine hervorragende Stellung in der Welt Anspruch machen zu können. War es also nicht sehr unbrüderlich von dem König von Spanien gehandelt, wenn dieser ihn stets durch seinen Machtspruch daran verhinderte, sich auf Kosten der Osmannen ein Königreich zu erobern? Dennoch fügte er sich mit Geduld, denn Philipp II. war der gebietende Herr und diesem gebietenden Herrn hatte er schon gar viel zu verdanken. Wenn nun übrigens in Don Juan ein verletztes Gefühl sich geltend machte, so steigerte sich solche Gesinnung bei Philipp II. bis zur Erbitterung, wenn nicht gar zur Abneigung und zum Hasse. War es ja doch von jeher sein Grundsatz gewesen, Alles zu beugen, was hoch und erhaben stand, weil er sich durch solche Menschen in's

Dunkel gestellt fühlte! Verfolgte er doch unbedingt einen Jeden mit seiner Rache, der seinem absoluten Willen auch nur eine Spur von Selbstständigkeit entgegenstellte! Diese seine wahren Gesinnungen aber hütete sich Philipp II. gar wohl an den Tag treten zu lassen, denn er pflegte diejenigen, welche in seinen Diensten standen, so lange zu benützen, bis dieselben gänzlich ausgenützt waren, und so deuchte es ihn eine Thorheit, den Sieger von Lepanto jetzt schon wegzuwerfen. Nein, von einem Helden, der eines solchen Ansehens in der Christenheit genoß, konnte er, wenn er sich seiner auf geschickte Art bediente, noch viele Vortheile ziehen, und um diese Vortheile zu ziehen, heuchelte er auch jetzt noch — in der Verstellungskunst stand er ja unübertroffen da — bei gar vielfachen Gelegenheiten die wohlwollendsten Gesinnungen gegen den Halbbruder.

In ein solches Verhältniß waren Don Juan d'Austria und Philipp II. nach und nach zu einander gerathen, und nun, nachdem ich dieß dem Leser klar gemacht, kann ich zu der Erzählung von der blutigen Mordaffaire schreiten, auf die ich weiter oben hingewiesen habe. Dem Leser wird es ohne Zweifel noch gut im Gedächtniß sein, daß Philipp II. alle die ihm näher Stehenden, wenn er ihnen einige Wichtigkeit beimaß, mit Spionen zu umgeben pflegte, um alle Gedanken und Handlungen derselben aus erster Quelle zu erfahren, und natürlich hielt er es mit Don Juan d'Austria ebenfalls nicht anders. Der Spion war im Anfang Juan de Soto, welchen Don Juan aus der Hand seines Bruders als Geheimschreiber erhielt, und Philipp II. glaubte mit demselben eine vortreffliche Wahl getroffen zu haben. Allein statt daß Soto dem Auftrag, seinen jungen Herrn unbemerkt zu gängeln und über ihn insgeheim nach Madrid zu berichten, nachkam, wurde er schon nach kurzem der Vertraute des Siegers von Lepanto und unterstützte ihn freudigen Herzens bei all' den oben angeführten Bestrebungen nach einer Königskrone. Solches konnte dem Könige von Spanien nicht allzu lange verborgen bleiben und plötzlich wurde Juan de Soto unter irgend einem Vorwand abberufen. Dagegen erhielt Don Juan d'Austria sofort in Juan de Escovedo einen neuen Geheimschreiber und in diesem ein vortreffliches Spähertalent sowie überhaupt ein zuverlässiges Werkzeug zu besitzen, war Philipp II. fest überzeugt. Hatte er ihn ja doch vielfach selbst erprobt, während noch überdem Ruy Gomez, der Fürst von Eboli, und Don Antonio Perez, der so überaus kluge Staatssekretär, Bürgschaft für ihn leisteten! Allein, merkwürdig, auch Escovedo konnte, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, der überwältigenden Persönlichkeit seines jungen Gebieters nicht widerstehen, und gab sich ihm nach kurzem mit derselben Treue und Ergebenheit hin, wie sein Vorgänger Juan de Soto. Ja noch viel eifriger, als dieser, war er darauf bedacht, dem Helden von Lepanto eine Königskrone zu verschaffen; allein dießmal nicht durch Eroberung eines muhammedanischen Reiches, sondern durch die Hand eines Weibes, nämlich

Marias, der Königin von Schottland. Freilich der Hindernisse standen viele entgegen und das Haupthinderniß war, daß die schottische Königin von ihrer Nebenbuhlerin, der Königin Elisabeth von England, gefangen gehalten wurde. Wenn man jedoch den Pabst für den Heirathsplan zu gewinnen wußte, so hatte man schon viel gewonnen, denn es gab in England eine starke katholische Partei, über welche der Pabst unbedingt verfügen konnte, und wenn man diese von außen her gehörig unterstützte, so durfte man nicht daran verzweifeln, die Königin Elisabeth vom Throne zu stürzen. Demgemäß setzte sich Escovedo alsbald mit einigen einflußreichen Cardinälen in Verbindung, aber natürlich ganz insgeheim, damit der spanische Gesandte in Rom, Don Diego de Zunniga, nichts merke, und durch sie gelang es ihm in der That, den Oberhirten der Christenheit für seinen kühnen Plan günstig zu stimmen.

Da urplötzlich, zu Anfang des April 1576, ward Don Juan d'Austria, ihm selbst ganz unerwartet, durch die Forderung Philipps II. aufgeschreckt, dem Oberbefehl über die Flotte zu entsagen und alsobald als Statthalter nach den Niederlanden zu gehen. Er sollte den Versuch machen, jene Provinzen, welche sich schon halb freigemacht, unter die Botmäßigkeit Spaniens zurückzuführen, denn nur von dem gefeierten Sohne Karls V. glaubte man die glückliche Lösung dieser schweren Aufgabe noch erwarten zu können. Die Schätze Spaniens bis zu dessen Verarmung hatte Philipp II. daran gesetzt, um die Niederlande mit Gewalt und Härte zu bezwingen; jetzt sah er ein, daß mit solchen Mitteln nichts ausgerichtet werde, und seine einzige Hoffnung stand noch auf seinem Halbbruder Don Juan, dessen Name und Persönlichkeit auf Alle, mit denen er in Berührung kam, einen eigenen Zauber ausübte. Ob solche Mission dem Halbbruder zuwider sei oder nicht, darnach fragte er nicht im geringsten. Er befahl ganz einfach, und verlangte, daß seinem Befehle augenblicklich Gehorsam geleistet werde, denn neben seinem Willen durfte ja kein anderer existiren.

Die Mission kam dem Sieger von Lepanto, wie schon gesagt, höchst unerwartet und selbstverständlich konnte er unmöglich einen Gefallen an ihr finden. Er sollte wieder gut machen, was Andere verdorben, und dabei sehr wahrscheinlicher Weise seinen ehrlichen Namen opfern! Ueberdem war es denn möglich, das Verdorbene wieder gut zu machen? War es möglich, ein Volk zu versöhnen, dessen Edelste und Beste man hingeschlachtet? Er glaubte es selbst nicht; aber dennoch erklärte er sich alsbald bereit, den wichtigen Posten anzutreten. So that er, theils aus alter Gewohnheit des Gehorsams, theils weil er hoffte, von den Niederlanden aus seine Pläne wegen England um so leichter in's Werk setzen zu können.

In Luxemburg angekommen fand Don Juan d'Austria, daß der Aufstand der Niederländer bereits viel weiter um sich gegriffen hatte, als er nur für

möglich gehalten, und seine Stellung war daher eine überaus schwierige. Trotzdem unterzog er sich seines Amtes mit all' der Energie, die ihm innewohnte, und in der That gelang es ihm durch sein freundliches Entgegenkommen, einen großen Theil des niederländischen Gebiets wieder für die Regierung Philipps II. zu gewinnen. Die nördlichen Provinzen dagegen, in welchen der Protestantismus vorherrschend geworden war, wollten nichts von der spanischen Herrschaft mehr wissen, und wenn auch sie unterworfen werden sollten, so konnte es nur mit Gewalt der Waffen geschehen. Somit sandte Don Juans Botschaft über Botschaft nach Madrid, damit ihm die nöthigen Regimenter zugleich mit den nöthigen Geldern übermacht würden, und in keiner dieser Botschaften versäumte er, darauf aufmerksam zu machen, wie sehr die großartige Unterstützung der Rebellion von Seiten der Königin Elisabeth von England dazu beitrage, den Widerstand der Aufrührer zu verstärken. „Nur," erklärte er stets mit Bestimmtheit, „wenn diese ketzerische, vom Pabst bereits abgesetzte Königin vom Throne gestoßen und an ihrer Statt die im Kerker sitzende Maria eingesetzt würde, nur dann könnten die Niederlande bleibend unterworfen und dem alten Glauben zurückgegeben werden." Man sieht, Don Juan d'Austria verlor sein Ziel, die Erwerbung der Kronen von Schottland und England durch die Heirath mit Maria Stuart, der schönsten und unglücklichsten Frau zugleich, nie aus den Augen; allein Philipp II. gab auf alle diese Vorstellungen Don Juans meist nur ausweichende Antworten, offenbar um an keine Zusage gebunden zu sein, und das Höchste, zu was er sich herbeiließ, war die Erklärung, daß von einer Unternehmung gegen England erst dann ernsthaft die Rede sein könne, wenn die glückliche Beendigung des flandrischen Kriegs eine anderweitige Verwendung des Heeres möglich mache.

Am 31. Januar 1578 erfocht Don Juan d'Austria den großen Sieg von Gomblours. Sein Heer belief sich nicht höher als auf 20,000 Mann, während das der Aufständischen wohl um den dritten Theil stärker war. Allein deßwegen schlug Don Juan den Feind doch so sehr auf's Haupt, daß derselbe kaum mehr im Stande schien, sich wieder erholen zu können. Darum glaubte der Sieger von Lepanto, die Zeit für die englische Invasion sei jetzt endlich gekommen und sandte alsobald seinen treuen Escovedo in geheimer Mission über Paris und Rom nach Madrid. In Paris hatte Escovedo den Herzog Heinrich von Guise aufzusuchen, mit welchem Don Juan schon längst in geheimen Beziehungen stand, und der Herzog, ein sehr naher Verwandter Maria Stuarts, auf welchen diese wie auf Gott selbst baute, erklärte sich freudig bereit, die Werbung Don Juans um Hand und Krone der gefangenen Königin mit allen Kräften seiner Partei zu unterstützen. Mit nicht minder offenen Armen nahm der Pabst in Rom, Gregor XIII., den Geheimsekretär Don Juans auf, und es wurde alsbald von

Seiner Heiligkeit eine Bulle ausgefertigt, kraft welcher Gregor XIII. dem Sieger von Lepanto die Krone von England übertrug. Außerdem erhielt sofort der päbstliche Nuntius in Madrid die strengste Weisung, dem Könige Philipp die schleunigste Durchführung des Unternehmens zur Pflicht zu machen und ihn an den Schwur zu erinnern, dem Katholicismus ein Schild und eine Säule zu sein, selbst mit Aufopferung der eigenen Wohlfahrt. So glückte die Mission Escovedos in Rom wie in Paris, und wie im Sturme eilte er nun nach Madrid, um zuletzt auch noch den König Philipp zu gewinnen. Er glaubte übrigens kaum, daß es ihm fehlen könne, denn einmal war ja bekannt, daß Philipp II. sich dem Wi llen des Pabstes noch immer tief demüthig unterworfen habe, und zum andern lebte er der Ueberzeugung, zwei der in der nächsten Umgebung des Königs damals einflußreichsten Männer, den Fürsten von Eboli und den geheimen Staatssekretär Don Antonio Perez, ganz auf seiner Seite zu haben. Welch' ganz anderes Ende nahm jedoch seine Mission in Madrid, ein Ende, das furchtbarer nicht hätte sein können!

Im Anfang und in der Mitte des März 1578 erhielt der König von Spanien aus Paris und Rom durch eigene Kuriere zwei Schreiben, deren fast ganz gleichlautender Inhalt einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf ihn machte. Aus Paris meldete ihm Don Diego de Zunniga, sein Gesandter am französischen Hofe, daß Escovedo, der Vertraute Don Juans d'Austria, ganz insgeheim dagewesen sei und eben so geheim mit dem Herzog Heinrich von Guise verhandelt habe. Den Inhalt dieser Verhandlungen zu erforschen, sei ihm unmöglich gewesen; aber seither herrsche im Hotel Guise eine ungewöhnliche Aufregung und es müsse offenbar etwas Großartiges vorbereitet werden. Aus Rom schrieb vierzehn Tage später der beim Pabst accreditirte Gesandte Don Juan de Zunniga fast das Gleiche, nämlich die geheimnißvolle Anwesenheit Escovedos und seinen eben so geheimnißvollen Verkehr mit dem Pabste in Person. Auch habe man zu diesen heimlichen Unterredungen den reichen Florentiner Roberto Ridolfi, den Vorsteher der italienischen Kaufmannschaft in London, der aber eben jetzt in Rom verweilte, beigezogen und nach der letzten Zusammenkunft seien Beide, Escovedo wie Ridolfi, schnell abgereist, der erstere auf einem nach Barcellona bestimmten Schiffe, der andere auf einem englischen Fahrzeug, das die Segel heimwärts gespannt habe. So meldeten die beiden Gesandten und über jede dieser Meldungen hatte Philipp II. eine lange Unterredung mit seinem Staatssekretär Don Antonio Perez. Das stets im Hintergrunde lauernde Mißtrauen des Königs war erwacht und er berieth sich mit seinem Vertrauten darüber, welches Ziel wohl Escovedo im Namen seines Herrn verfolge. „Sie sind beide, Don Juan wie sein Geheimschreiber, zu Allem fähig," erklärte Philipp II. endlich nach tiefem Nachdenken, „und Ihnen, Perez, mache ich es daher zur strengsten Pflicht,

einen jeden Schritt dieses Escovedo, wenn er hier erscheint, auf's genauste zu überwachen."

Zwei Tage später, am 20. März 1578 gegen Abend, traf Juan de Escovedo in aller Stille und gut verkleidet in Madrid ein und nahm sein Absteigquartier auf der Plaza de Santiago, woselbst eine alte Verwandtin seiner Frau — diese selbst lebte mit den Kindern auf dem Lande, einige Meilen von der Stadt entfernt — in großer Zurückgezogenheit wohnte. Warum verkleidet? wird der Leser fragen. Nun, seine Mission war, wie wir wissen, eine geheime, und ganz insgeheim wollte er sie durchführen, damit nicht die auswärtigen Gesandten in Madrid allzu frühe von derselben Kenntniß erhielten. Um keine Zeit zu verlieren, machte er sich sogleich nach der Wohnung des Staatssekretärs, Don Antonio Perez, auf den Weg, denn mit ihm so wie nachher mit dem Fürsten von Eboli, seinen beiden großen Gönnern von früher her, wollte er zuerst Rücksprache nehmen, ehe er eine Audienz beim Könige nachsuchte. Leider jedoch traf er den Staatssekretär nicht zu Hause und die Dienerschaft konnte ihm auch keine Auskunft geben, wohin ihr Herr gegangen sei. Das dagegen erfuhr er, daß der König am heutigen Morgen nach dem Escurial gefahren sei, und daß Don Antonio ohne Zweifel gleich den andern Mittag der Majestät nachfolgen werde. „Gut," sagte nun Juan de Escovedo, „so melden Sie Ihrem Herrn, einer seiner tiefergebensten Verehrer habe ihm die Aufwartung machen wollen und werde den Besuch morgen früh wiederholen."

So ging er, ohne seinen Namen genannt zu haben, und seine Absicht war, augenblicklich nach seiner Wohnung zurückzukehren. Plötzlich jedoch, wie er an dem Palais des Fürsten von Eboli vorbeischritt und hier einige Zimmer hellerleuchtet sah, kam ihm ein anderer Gedanke. „Ich glaubte," sagte er für sich hin, „der Fürst werde wie sonst immer den König nach dem Escurial begleitet haben, allein dem scheint nicht so zu sein. Versuchen wir es also, ihn zu sprechen." Er trat in das Portal, wo einige gallonirte Diener standen, und fragte nach der Herrschaft. Die Antwort lautete aber nicht ganz so, wie er erwartet hatte, denn der Fürst hatte richtig den König begleitet, und nur die Fürstin war im Palais anwesend. Schon wollte er sich jetzt wieder entfernen, da schritt ein Cavalier hart neben ihm vorbei der Treppe zu und war, während die gallonirten Diener sich bis auf den Boden verneigten, im Augenblick oben verschwunden. Nur einen einzigen Blick hatte Escovedo Zeit gehabt, auf den Cavalier zu werfen, aber dieser Blick genügte, um ihn sofort zu erkennen. Es war Don Antonio Perez, der geheime Staatssekretär des Königs, und denselben konnte kein anderer Zweck herführen, als der, die Frau Fürstin zu besuchen. Die hohe Dame war also jedenfalls, trotz der schon späten Abendstunde, noch zu sprechen, und schnell entschlossen schritt Escovedo der Treppe zu, um sich oben bei der Herrin

anmelden zu lassen. Vielleicht gelang es ihm, vorgelassen zu werden, so lange Don Antonio Perez bei ihr war, und dann, wenn er sie Beide zu gleicher Zeit für seine Mission zu interessiren wußte, dann hatte er so gut wie gewonnen Spiel.

Eine Kammerfrau wies ihn in ein Vorzimmer und bat ihn um seinen Namen. Er zog seine Brieftasche hervor, riß ein Blatt heraus und schrieb ein paar Worte in fremder Sprache darauf. Nachdem er das Papier zusammengewickelt, gab er es der Kammerfrau, und diese entfernte sich eiligst damit. Nach wenigen Minuten jedoch kehrte sie zurück und überlieferte ihm das Papier wieder. „Die Frau Fürstin," sagte sie, „ist, wie ich soeben von ihrer Leibdienerin erfahren, bereits zu Bette gegangen, weil sie sich unwohl fühlt."

„Zu Bette gegangen?" rief Juan de Escovedo im höchsten Grade erstaunt. „Es sind ja erst wenige Augenblicke, daß Don . . . . . ."

Er biß sich auf die Lippen, um nicht Etwas zu sagen, was ihm später hätte Widerwärtigkeiten bereiten können. Die Kammerfrau aber hatte ihn doch gut genug verstanden. „Ihre Augen," versetzte sie, indem sie ihm einen durchdringenden Blick zuwarf, „müssen Sie getäuscht haben. Die gnädigste Frau Fürstin nahm den ganzen Tag keinen Besuch an und hat sich schon vor zwei Stunden in ihr Schlafgemach zurückgezogen."

Juan de Escovedo sah deutlich, daß ihn die Kammerfrau mit Unwahrheit berichtete; aber ohne eine Miene zu verziehen, verbeugte er sich und eilte die große Treppe hinab. Dann ging er die Straße entlang, als ob er seine Behausung aufsuchen wollte; sowie er aber weit genug entfernt war, um von den Leuten im Hotel Eboli nicht mehr gesehen werden zu können, kehrte er, sich im Schatten der Häuser haltend, wieder um und stellte sich innerhalb der Säulenlaube der Kirche der heiligen Maria, welche dem Palais Eboli gerade gegenüber lag, so auf, daß ihm Niemand entgehen konnte, wer in dem genannten Hotel entweder aus- oder einging. „Daß es Don Antonio Perez war," murmelte er vor sich hin, „darauf wollte ich das heilige Abendmahl nehmen; warum aber verläugnet man ihn droben? Was hat er überhaupt um diese Zeit bei der Fürstin zu thun? Besonders in Abwesenheit des Fürsten? Ha, bei meiner Seele Seligkeit," setzte er, sich die Hände vor Lust reibend, hinzu, „wenn es sich so verhielte, wie ich zu vermuthen Grund genug habe, dann hätte ich sie Beide so festgebunden in meinen Händen, daß sie sich nur noch nach meinem Willen rühren könnten. Wären sie ja doch zusammen verloren, falls ich dem Könige Mittheilung von der Sache machte!"

Dieses Selbstgespräch wird dem Leser unverständlich sein, allein wenige Worte müssen ihn aufklären. Don Antonio Perez, der Sohn des Don Gonzalo Perez, welcher dreißig Jahre lang bei Karl V. und dann wieder während eines

Decenniums bei Philipp II. das Amt eines Staatssekretärs bekleidet hatte, zeigte schon als Jüngling eine merkwürdige Begabung, die er, nachdem er seine Studien vollendet, auf Reisen in Italien und Frankreich weiter ausbildete. Außerdem entwickelte sich sein Aeußeres in wunderbarer Herrlichkeit und er konnte sich daher bei der Frauenwelt der größten Erfolge rühmen. Nach dem Tode seines Vaters, anno 1566, kehrte er, fünfundzwanzig Jahre alt, von seinen Reisen nach Madrid zurück und bald gelang es ihm hier, das Vertrauen des Ruy Gomez, Fürsten von Eboli, im vollsten Maße zu gewinnen. Eben so großen Gefallen fand der König an ihm, denn einen solch' leichten und sicheren Gedankengang, solch' kurze und schlagende Antworten, eine solche Reife in der Anschauung des Lebens konnte man sonst selten bei einem noch so jungen Manne vereinigt finden. Somit zauderte Philipp II. keinen Augenblick, denselben an der Stelle des verstorbenen Don Gonzalo zu seinem Staatssekretär zu ernennen, und mit jedem Jahre pries er sich wegen des Besitzes dieses ausgezeichneten Dieners glücklicher. Ja wahrhaftig einen Minister, der sich mehr in ihn hineingelebt, der seine Seele besser erfaßt und seinen Willen unbedingter ausgeführt, hatte er noch nie gefunden, und darum überhäufte er ihn auch mit Gold und Ehre und anderen Gnaden. Noch mehr, er schenkte ihm sein vollstes Zutrauen und machte ihn selbst zum Mitwisser von einem Verhältniß, das er sonst für Jedermann geheim hielt; ich meine das Verhältniß zu der Frau Fürstin von Eboli, dessen ich früher schon in kurzem Erwähnung gethan habe. Anna de Mendoza war ihrem Gatten, dem Fürsten von Eboli, schon als dreizehnjähriges Kind vermählt worden und somit konnte sie natürlich längere Zeit am Hofe keine Rolle spielen. Später jedoch, kurz nach dem Tode der Königin Elisabeth, nachdem Donna Anna sich zu einer stolzen, üppigen, prachtliebenden Frau von wunderbarer Schönheit entwickelt hatte, verstand sie es, des Königs Leidenschaft zu wecken und zwar in einem solch' hohen Grade, daß Philipp II. sich noch nie in einem ähnlichen Zustand gefunden hatte. Er glaubte sterben zu müssen, wenn sie ihn nicht erhöre, und doch, wie sich ihr nähern? Sie war ihm ein wahres Räthsel, denn wenn sie ihn jetzt mit heißen Blicken an sich zog, so stand sie ihm morgen so kalt wie Eis gegenüber. In solcher Noth wandte er sich an Don Antonio Perez, dessen Verschwiegenheit er kannte, und dieser wußte auch in der That den Vermittler und Zwischenträger mit so viel Glück zu spielen, daß Philipp II. sich bald im Besitz dessen befand, wonach ihn so lange gedürstet hatte. Nun stieg natürlich Don Antonio in der Gunst seines Herrn noch weit höher. Donna Anna war ja ein Weib von den seltensten Eigenschaften und bekam deßwegen eine Gewalt über ihren hohen Geliebten, wie man es seither nicht für möglich gehalten hätte. Wenn sie aber für sich eine solche Stellung errang, wäre es nicht im höchsten Grade undankbar gewesen, den Freund Antonio,

der alles dieß durch seine Klugheit zu Stande gebracht, nicht an der königlichen Gunst theilnehmen zu lassen? Anders wurde, als man am Hofe von der Liebe des Königs — und dieß stand natürlich nicht allzu lange an — zu flüstern begann, das Verhältniß zwischen Philipp II., Donna Anna und dem Staatssekretär von Niemanden aufgefaßt, und warum hätte man es auch anders auffassen sollen, da es sich dem äußeren Anschein nach in Wirklichkeit nicht anders verhielt?

Man kann sich denken, daß Juan de Escovedo, welcher, bevor er zu Don Juan d'Austria als Geheimsekretär gesandt wurde, zuerst im Hause des Fürsten von Eboli und dann nachher im königlichen Staatssekretariate eine hervorragende Stellung eingenommen hatte, mit allen Geheimnissen des Hofes sehr vertraut war, und somit kannte er auch das Liebesverhältniß zwischen Philipp II. und Donna Anna, der Fürstin von Eboli. Er kannte aber dieses Verhältniß von keiner andern Seite, denn alle Uebrigen, und somit hatte er bisher den Staatssekretär Perez nur als den vertrauten Vermittler und Zwischenträger zwischen dem Könige und seiner Geliebten angesehen. Heute Abend aber — was mußte er davon denken, daß Perez so spät noch in den Zimmern der Donna Anna verschwand, woraufhin diese sich einschloß und sich für unwohl erklären ließ? Sollte das Verhältniß zwischen diesen Beiden ein anderes sein, als das der bloßen Freundschaft? Sollten sie letztere vielleicht blos heucheln? Und wenn es nun so war, wenn die leidenschaftliche Frau den schönen Antonio Perez in ihr Netz gezogen hatte und letzterer dem Könige sein Vertrauen mit Verrath vergalt, was dann? Ha, beim ewigen Gott, dann gab das Wissen um ein solches Geheimniß das verbrecherische Paar rein in die Hände Juans de Escovedo und der Staatssekretär wie die Fürstin, Beide mußten, um sein Stillschweigen zu erkaufen, all' ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend machen. Nun wird man begreifen, warum der Geheimschreiber des Statthalters der Niederlande sich unter dem Thorweg gegenüber dem Palais Eboli aufstellte. Er mußte wissen, wann Don Antonio Perez dasselbe verlasse, denn nur wenn er darüber Klarheit hatte, konnte er denselben der Buhlschaft mit Donna Anna überführen.

Die Zeit wurde ihm übrigens lange, sehr lange, und ein minder fester Charakter würde seinen Posten längst verlassen haben. Er aber hielt aus und endlich, endlich sah er sein langes Warten mit Erfolg gekrönt. Um vier Uhr Morgens nämlich öffnete sich leise die kleine Nebenpforte des Palais und heraus schlich ein Mann, der sich tief in seinen Mantel gewickelt hatte. Derselbe eilte rasch die Straße hinab, nachdem er sich vorher vorsichtig links und rechts umgesehen hatte, und Gang wie Haltung wiesen darauf hin, daß es Don Antonio Perez sei. Um jedoch seiner Sache ganz gewiß zu werden, eilte ihm Juan de Escovedo nach und so konnte er sich bald überzeugen, daß der Vermummte

nirgends anders verschwand, als in der Wohnung des Antonio Perez. Nunmehr erst lenkte Escovedo seine Schritte der Plaza de Santiago zu und eine tiefe Befriedigung lag auf seinem Gesichte. Er wußte ja jetzt mit Gewißheit, daß die Geliebte des Königs, wie dessen vertrautester Rathgeber, genöthigt seien, sich seinem Willen zu beugen.

Den andern Morgen schon um acht Uhr betrat Juan de Escovedo die Wohnung des Staatssekretärs Perez. Er wollte dort warten, bis der hohe Herr sich erhoben haben würde, denn er konnte sich wohl denken, daß dieser, der erst so spät nach Hause gekommen, noch tief in den Federn liegen werde. Hierin jedoch täuschte er sich vollkommen. Der Herr Staatssekretär saß bereits vollständig angekleidet in seinem Arbeitszimmer und ließ ihn sogleich vor sich.

„Sie hier, Escovedo?“ rief Don Antonio dem Eintretenden entgegen, indem er sich von seinem Sitz am Schreibtisch etwas umwandte. „Und ohne daß Sie mich vorher von Ihrem Kommen benachrichtigten?“

„Ich wollte,“ erwiderte Escovedo, „Eure Excellenz überraschen und außerdem fürchtete ich, es könnte mir die Hierherreise versagt werden, wenn ich vorher darum anfragte.“

„Sie kommen heute unmittelbar von Brüssel?“ fragte Don Antonio weiter, ohne auf die letzten Worte Escovedos Rücksicht zu nehmen.

„Nein,“ entgegnete der Geheimschreiber mit einem festen Blicke auf den Staatssekretär. „Ich kam schon gestern und machte die Reise über Paris und Rom, woselbst ich für meinen durchlauchtigsten Herrn und Gebieter, den Prinzen Don Juan d'Austria, höchst Wichtiges zu besorgen hatte. Haben Eure Excellenz Zeit mich anzuhören?“

„Heute nicht,“ versetzte Don Antonio, auf seinen mit Scripturen überhäuften Schreibtisch deutend; „aber vielleicht morgen oder übermorgen. Ich bin mit wichtigen Ausarbeitungen beschäftigt, welche ich Seiner Majestät diesen Mittag im Escurial vorzulegen habe.“

„Aber,“ war die sehr bestimmte Antwort Escovedos, „meine Zeit drängt, denn mein Herr und Gebieter verlangt meine schnellste Rückkehr. Vielleicht könnten mich Eure Excellenz in Ihrem Wagen mit nach dem Escurial nehmen. Ich würde Ihnen dann unterwegs mein Anliegen auseinandersetzen und im Escurial angekommen erwirkten Sie mir sofort eine Audienz bei Seiner Majestät, welche ich jedenfalls in kürzester Frist sprechen muß.“

Ein grenzenloses Erstaunen malte sich in dem Gesichte Don Antonios und er sah den Geheimsekretär von oben bis unten an. „Sie führen eine höchst eigenthümliche Sprache,“ meinte er dann spöttisch. „Ist es Ihnen denn nicht mehr erinnerlich, daß Seine Majestät im Escurial Niemanden empfängt, ausgenommen seine Minister oder fremde Gesandte, und diese nur in ganz dringenden Angelegenheiten?“

„Ich weiß es," sprach Juan de Escovedo mit kalter Ruhe. „Aber meine Angelegenheiten sind die dringendsten, welche es nur geben kann."

Wiederum maß ihn Don Antonio Perez von oben bis unten und wandte sich darauf mit einer nicht mißzuverstehenden Bewegung seinen Papieren zu. „So gar dringend," setzte er zugleich achselzuckend bei, „können Ihre Angelegenheiten doch nicht sein; sonst wären Sie schon gestern gleich nach Ihrer Ankunft zu mir geeilt. Im Uebrigen habe ich sehr Wichtiges zu besorgen und jede Minute ist mir kostbar."

Das war noch deutlicher, als vorhin die Handbewegung. Dessenungeachtet aber wich Juan de Escovedo nicht von der Stelle. „Ich war," erklärte er in langsam nachdrücklichem Tone; „ich war gestern Abend schon hier, um Eure Excellenz zu sprechen, allein Ihre Rückkehr aus dem Palais Eboli konnte ich unmöglich abwarten."

Mit gleichen Füßen sprang jetzt Don Antonio Perez auf und stellte sich hart vor den Geheimschreiber. „Was wollen Sie damit sagen, Juan de Escovedo?" rief er, und seine Augen schleuderten Blitze.

„Damit," erwiderte Escovedo in noch langsamerem und nachdrücklicherem Tone als zuvor, indem er zugleich den Staatssekretär fest ansah; „damit will ich sagen, daß ich mich gestern Abend persönlich überzeugte, zu welcher Stunde Sie die Frau Fürstin von Eboli besuchten, sowie heute früh vier Uhr nicht minder, wann Sie dieselbe verließen."

Eine tiefe Pause trat ein, nachdem der Geheimschreiber diese Worte gesprochen, und Röthe und Blässe wechselten auf dem Gesichte des Staatssekretärs. Dann machte er ein paar Gänge durch's Zimmer und stellte sich endlich wieder hart vor den Geheimschreiber hin. „Juan de Escovedo," flüsterte er jetzt, „wollen Sie an mir beim Könige zum Verräther werden?"

„Nein, sicherlich nicht," erklärte der Geheimschreiber, ohne zu zögern; „sondern mein innigstes Verlangen geht vielmehr dahin, in Ihnen einen treuen Verbündeten für die Pläne meines hohen Gebieters, des Prinzen Don Juan d'Austria, zu gewinnen."

Abermals schwieg Don Antonio Perez eine geraume Zeit und seine Augen suchten den Boden. „Juan de Escovedo," sprach er darauf, dem Geheimschreiber entschlossen die Hand reichend, „ich erwarte Sie heute Mittag Schlag zwei Uhr bei mir, denn wir fahren zusammen nach dem Escurial."

Mit einer tiefen Verbeugung verabschiedete sich jetzt Juan de Escovedo, aber um zwei Uhr auf die Minute stellte er sich wieder ein und Don Antonio Perez nahm ihn in seinem Wagen mit nach dem Escurial. Unterwegs eröffnete dann der Geheimschreiber dem Staatssekretär Alles, was er auf dem Herzen hatte, und der letztere gab dem ersteren die bestimmteste Zusicherung, bei dem

Könige nach Kräften für ihn zu wirken. Auch wollte er ihm eine Audienz bei demselben auswirken, und nach dieser Audienz wollten sie beide zusammen zu Donna Anna eilen, um auch ihren Einfluß in der Sache geltend zu machen. Kurz Don Antonio Perez machte dem Juan de Escovedo die glänzendsten Versprechungen und dieser hoffte daher mit Sicherheit auf einen schließlich günstigen Erfolg.

In Einem hielt Don Antonio Perez Wort, darin, daß er ihm schon in den ersten vierundzwanzig Stunden eine Audienz beim Könige auswirkte. Eine Audienz unter vier Augen war es jedoch nicht, sondern Antonio selbst mußte dabei als Staatssekretär gegenwärtig sein und von allen Hauptpunkten, welche Juan de Escovedo vorbrachte, genaue Aufzeichnungen machen. Und welches waren nun diese Hauptpunkte? Zum ersten, daß die gefangene Maria Stuart einen schriftlichen Revers ausgestellt hatte, in welchem sie versprach, dem Prinzen Don Juan d'Austria ihre Hand am Altare zu reichen, und daß Pabst Gregor XIII. zu dieser Verbindung seinen heiligen Segen gab. Zum zweiten, daß die Führer der englischen Katholiken, den Herzog von Norfolk an der Spitze, sich anheischig machten, dem Prinzen Don Juan, sobald er seine Landung in England bewerkstelligte, 20,000 Mann Fußgänger und 3000 Reiter zuzuführen, und daß der reiche Roberto Ridolfi zum Unterhalt dieser Truppen die nöthigen Gelder vorzuschießen versprach. Zum dritten, daß der Herzog Heinrich von Guise, das Haupt der Liguisten in Frankreich, bereit war, mit einem zwar kleinen aber ausgezeichneten Veteranencorps von Dieppe nach Hastings überzuschiffen, und daß er nur auf das Zeichen wartete, um seine Truppen an Bord zu schaffen. Zum vierten, daß Don Juan selbst bereits 6000 Mann, die er gegenwärtig in den Niederlanden gar wohl entbehren könne, nach Vliessingen beordert habe und mit diesen in Harvich zu landen gedenke, sobald das Jawort Philipps II. in Brüssel eingetroffen sei. Zum fünften endlich, daß Seine Heiligkeit, der Pabst, den ganzen Plan nicht nur billigte, sondern daß sogar eine Bulle von ihm vorlag, worin die Bewohner der brittischen Halbinsel ihres der Königin Elisabeth geleisteten Eides entbunden und die drei Kronen von England, Schottland und Irland kraft des dem Stuhle von Rom zustehenden Investiturrechtes auf das Haupt Don Juans d'Austria als des Gemahls der Königin Maria, übergetragen wurden.

Lautlos, ohne eine Muskel in seinem starren Gesichte zu verziehen, hörte Philipp II. den Auseinandersetzungen Juans de Escovedo zu und als dieser längst geendet hatte, lauschte er noch immer, gleichsam in der Erwartung, noch mehr hören zu müssen. Und doch war das, was er gehört hatte, schon mehr als zu viel! Wenn nämlich früher Don Juan d'Austria in seinen verschiedenen Schreiben an Philipp II. auf eine Intervention in England zu Gunsten

der gefangenen Maria zu sprechen kam, so geschah dieß nur in ganz allgemeinen Ausdrücken und ebenso allgemein, eigentlich nichtssagend, drückte sich der König in seinen Antworten aus. Don Juan machte immer blos darauf aufmerksam, welch' großen Werth eine Invasion in England für die Pacification der Niederlande haben würde; aber nie trat er anders als bittend auf, dem Könige das Weitere anheimstellend. Wie dagegen jetzt! Jetzt war Alles bis zum letzten Stadium fertig und Alles war fertig gemacht worden hinter dem Rücken des Königs! War das nicht ein offenes Majestätsverbrechen? Ein Verbrechen, welches nicht weniger verdiente als den Tod? Die früheren Pläne auf Morea und Tunis hatte Philipp II. seinem Bruder verziehen, denn es waren bloße Pläne geblieben, ohne je in Ernst übergegangen zu sein. Jetzt aber handelte es sich von einer bereits bestehenden Thatsache, zu deren schließlicher Krönung man zuletzt noch Höflichkeitshalber des Königs Consens einzuholen sich gnädigst herabließ! Der innere Zorn Philipps II. mußte also ein furchtbarer sein; aber, wie schon gesagt, in seinem Gesichte herrschte die unerschütterlichste Ruhe.

„Sie sind nun zu Ende?" sagte der König, als Don Juan de Escovedo nach seinem langen Vortrage fast erschöpft eine Pause machte.

„Ja, Majestät," erwiderte Juan de Escovedo; „was nämlich die Vorbereitungen betrifft, welche der Prinz Don Juan d'Austria für sich selbst treffen konnte. Ein Weiteres jedoch erwartet er von Eurer Majestät, seinem erhabenen Bruder."

„Und worin soll dieses Weitere bestehen?" war die kurze Frage des Königs.

„Darin," erklärte Juan de Escovedo, „daß Eure Majestät zu derselben Zeit, wo der Herzog von Guise von Dieppe und Don Juan d'Austria von Vliessingen abstoßen, eine Expedition von Santander aus nach Portsmouth abgehen lassen, denn wenn England so von drei Seiten zugleich attaquirt wird, während die Katholiken sich im Innern erheben, so muß der Widerstand der sich Königin nennenden Elisabeth bald gebrochen sein. Dann aber hat, wie in England selbst, so auch in den Niederlanden die letzte Stunde des Ketzerthums geschlagen. Nur ist einestheils die schnellste Eile, anderntheils die tiefste Verschwiegenheit nöthig, damit nicht jene Elisabeth, zu früh von der beabsichtigten Invasion benachrichtigt, Gegenmaßregeln treffe und sich um auswärtige Hülfe umsehe."

„Es ist gut," sprach Philipp II., als Juan de Escovedo hier wieder inne hielt. „Wir werden uns Ihre Intentionen mit unserem Geheimenrathe überlegen, und in wenigen Tagen, sobald wir nach Madrid zurückgekehrt sind, sollen Sie unsere Antwort haben."

Mit einer Handbewegung ward Juan de Escovedo entlassen und mit ihm zugleich Don Antonio Perez. Der König wollte allein sein, um nachzudenken, und den ganzen Tag über — es war am 23. März — bekam Niemand mehr Zutritt zu ihm. Am andern Morgen jedoch, schon in der Früh, ließ er den Staatsrath Don Pedro de Fayardo, Marques de los Velez, zu sich rufen und hatte eine sehr lang andauernde Unterredung mit ihm. Der Marques war als ein stolzer Mann von eisiger Kälte bekannt und der König ließ ihn nie rufen, als wenn er das Gesetz von Blut und Eisen angewendet wissen wollte. Man kann sich also schon denken, welche Rathschläge aus dem Munde dieses Mannes gekommen sein werden, welcher das Wort Milde nur vom Hörensagen kannte.

Der zweite Berather, mit dem sich Philipp II. einschloß, war sein Beichtvater, der Bruder Don Diego de Chaves, denn er faßte über nichts Wichtigeres einen endgültigen Beschluß, ohne vorher von seinem Gewissenslenker vollkommene Absolution erhalten zu haben. Diese Absolution gewann er auch dießmal und zwar sind die denkwürdigen Worte, in welchen sie Bruder Diego ertheilte, durch die nachgelassenen Memoiren des Don Antonio Perez der Jetztwelt aufbewahrt worden. „Wer," erklärte der gottesfürchtige Mann; „wer die Macht hat, vom Gesetze zu entbinden — und die Könige von Spanien haben unbezweifelt diese Macht — der kann nicht vom Gesetze gebunden werden, und wem das Recht zusteht, einen Unterthan nach den Formen des Rechts verurtheilen zu lassen, der darf zweifelsfrei auch über das Leben desselben entscheiden ohne irgend die Rechtsformen zu berücksichtigen." — So sprach der Beichtvater und wie konnte nun in König Philipp wegen irgend einer That, die er vorhatte, auch nur noch der geringste Skrupel aufkommen?

Der Dritte, dessen Rath Philipp II. einholte, der Staatssekretär Don Antonio Perez, führte eine fast noch einschneidendere Sprache, als seine beiden Vorgänger, und wenn der König je noch nicht entschieden gewesen wäre, so müßte er es durch ihn geworden sein. „Daß hier," so ließ sich Don Antonio vernehmen, „ein vollendeter Hochverrath, und nicht blos das Verbrechen der beleidigten Majestät vorliegt, solches glaube ich Eurer Majestät nunmehr klar bewiesen zu haben; allein ich gehe noch weiter. Den Herzog Heinrich von Guise, den stolzesten, kühnsten und mächtigsten Edelmann Frankreichs, kennen Eure Majestät. Sein Ziel ist anerkannter Maßen kein anderes als der Erwerb der Krone von Frankreich, und nur aus diesem Grunde hat er die heilige Ligue gegründet. Trotzdem er nun aber eine überaus starke Partei für sich hat, so ist er doch nicht im Stande, das Haus Valois, nachdem dieses sich mit den Hugenotten verbündet, vom Throne zu stoßen, ohne daß ihm eine auswärtige Macht Hülfe leistet. Und welche Macht soll dieß nun sein? Eine deutsche? Deutschland ist

vom Protestantismus vergiftet und zieht nicht gegen die Hugenotten zu Felde. Eine italienische? Der größte Theil Italiens gehorcht dem Scepter Eurer Majestät und das Uebrige gehört kleinen machtlosen Fürsten, worunter ich auch den römischen Staat als solchen rechne. Welche Macht bleibt also allein übrig? Nur die von Spanien, und auf dieses mächtige Reich hat der Herzog von Guise in der That von Anfang an sein Augenmerk gerichtet."

„Bis jetzt," bemerkte Philipp II., als Don Antonio Perez hier eine kleine Pause machte, „hat Ihre Deduction meinen vollsten Beifall. Spanien allein wäre im Stande, die heilige Ligue mit einer mächtigen Armee zu unterstützen und diese Armee würde mit Jubelgeschrei von allen guten Katholiken in Frankreich begrüßt werden. Aber fahren Sie fort. Ich bin ganz Ohr."

„So viel ist also sicher," ergriff jetzt wieder Don Antonio das Wort, „der Herzog erreicht sein hohes Ziel nie ohne Spaniens Beihülfe; aber werden ihm Eure Majestät diese Beihülfe leisten? Nie und nimmer; davon konnte er sich längst überzeugen. Eure Majestät sind bereit, für die Sache des Glaubens Ihr gutes Schwert zu ziehen, nicht aber für die Throngelüste des Hauptes vom Hause Lothringen. Es liefe dieß ganz dem Interesse des Hauses Habsburg entgegen, denn Heinrich von Guise träte sofort als der Nebenbuhler des Königs von Spanien auf und wollte in allen europäischen Angelegenheiten das erste Wort mitsprechen. Was muß also dem genannten Herzog vor Allem am Herzen liegen? Das, daß ein Anderer, als Philipp II., den Königssitz von Spanien einnimmt."

„Ha!" rief der König, als Don Antonio Perez hier abermalen einen Augenblick inne hielt. „Aber weiter, weiter, Sie sind noch nicht zu Ende."

„Es ist offenkundig," fuhr Don Antonio fort, „und der Geheimschreiber Juan de Escovedo hat es selbst zugegeben, daß der Herzog von Guise und Don Juan d'Austria das engste Bündniß mit einander abgeschlossen haben. Es geht dahin, daß zuerst Don Juan durch den Herzog die Hand der Königin Maria und in Folge dessen dann die Kronen von England und Schottland erhält. Hat er einmal diesen Besitz errungen, so fallen ihm die Niederlande, deren Herr er jetzt schon ist, gleichsam von selbst zu und nun gebietet er über große Armeen und Flotten. Wozu aber wird er diese verwenden? Dazu, daß er sofort die Krone Spanien anstrebt, um schließlich, wenn er seinen Zweck erreicht hat, seinem Verbündeten auf den Thron von Frankreich zu verhelfen."

Hier machte er die dritte längere Pause und durchdringend ruhte sein Auge auf dem Könige; dieser aber sah geisterbleich auf den Boden und seine Lippen bewegten sich krampfhaft, doch ohne daß ein Laut über dieselben trat.

„Man könnte nun zwar annehmen," ergriff endlich Don Antonio wieder das Wort, als Philipp II. beharrlich stille schwieg, „daß der Angriff Don

Juans auf Spanien von den Armeen und Flotten Eurer Majestät mit Leichtigkeit würde zurückgeschlagen werden, allein wenn man die Wahrheit nicht verkennen will, so stünde doch Vieles, ja vielleicht Alles auf dem Spiele. Don Juan, Eurer Majestät Bruder, ist allgemein in ganz Spanien beliebt und der Adel, das Heer und die Städte schwören nicht höher als auf seinen Namen. Vollends aber die große Masse, die Hunderttausende aus dem Volke! Sie Alle ohne Ausnahme verehren den Sieger von Lepanto als den einzig wahren Sohn des Kaisers Karl und wie ein Gottesglaube ruht es in ihnen, daß der jugendliche Held dazu berufen sei, gleich dem Vater den Ruhm Castiliens durch alle Lande . . . . . ."

„Halt! Halt!" keuchte jetzt Philipp II., indem er auf Don Antonio zusprang und ihm die Hand vor den Mund hielt. „Kein Wort weiter! Bei der ewigen Seligkeit meiner Seele, Sie sind ein Mann des Todes, wenn Sie noch eine Silbe hinzusetzen!"

Noch nie, so lange er auf dem Throne saß, hatte sich Philipp II. von der Aufregung so sehr hinreißen lassen, und er bedurfte in der That einer längeren Zeit, um sich nur einigermaßen wieder zu fassen. Endlich jedoch, nachdem er wohl zehn Minuten lang das Zimmer mit langen Schritten gemessen hatte, setzte er sich wieder ruhig auf seinen Stuhl und winkte sofort den Staatssekretär ganz nahe zu sich heran. „Ist das," fragte er ihn jetzt leise, „was Sie mir so eben vortrugen, Ihre bestimmte, ehrliche Ueberzeugung? Schwören Sie mir beim Blute des Erlösers, daß Sie mir die Wahrheit sagen wollen."

„Ich schwöre," erwiderte Don Antonio Perez mit fester Stimme; „was ich Eurer Majestät sagte, beruht durchaus auf meiner vollsten Ueberzeugung."

Eine Zeit lang herrschte nun die tiefste Stille im Zimmer. Dann brachte der König seinen Mund ganz nahe an das Ohr des Don Perez. „Ihr Glaube," flüsterte er darauf mit einer fast tonlosen Stimme, „ist auch der meinige; mein Bruder Don Juan muß sterben."

„Um Gott, Majestät," rief Don Antonio Perez, „bedenken Sie doch, daß nicht auf Ihren Bruder die Hauptschuld fällt. Der ganze Anschlag rührt von Escovedo her und Don Juan d'Austria ist nur der verführte Theil."

„Sie sind," erklärte Philipp II., „beide gleich sehr in der Schuld und beide müssen sterben. Verstehen Sie mich recht wohl: Beide, und bei der Vollziehung des Urtheils rechne ich ganz auf Sie."

Don Antonio Perez athmete hoch auf und es war, als ob ihm ein Stein von der Brust gewälzt würde; allein um sich nicht zu verrathen, suchte er mit dem Blicke den Boden. „Ich glaube kaum," meinte er sofort leise, „daß ich der taugliche Mann sein werde"

„Ihnen," fuhr Philipp II. fort, ohne auf die Worte seines Staatssekretärs

Rücksicht zu nehmen; „Ihnen überantworte ich den Geheimschreiber Juan de Escovedo, und indem ich dieß thue, rechne ich denselben bereits zu den Todten. Tragen Sie übrigens Sorge, daß auch nicht ein Schimmer von Verdacht auf Sie fällt, denn von Ihnen würde man auf mich schließen, weil man weiß, daß ich Sie als meine rechte Hand betrachte. Nun gehen Sie und schicken Sie mir den Pater Lorenzo, den Bruder des Doctor Ramirez, welchen ich dem Statthalter von Flandern, Don Juan d'Austria, als seinen Leibarzt beigegeben habe."

Er sprach dieß wieder mit der kalten Ruhe, welche man sonst an ihm gewohnt war, und nun wußte Don Antonio Perez, daß der Tod Don Juans d'Austria eben so unwiderruflich beschlossen sei, als der des Juan de Escovedo. Demgemäß beeilte er sich, den Pater Lorenzo aufzusuchen, welchen er sofort zum Könige sandte. Unmittelbar darauf fuhr er nach Madrid zurück, aber nicht in seine Wohnung, sondern in die der Fürstin von Eboli.

„Anna, theuerste Anna," rief er dieser frohlockend zu, als er sich allein mit ihr befand, „es ist Alles so gekommen, wie wir es mit einander besprochen haben. Ja noch weit besser steht es und nun sind wir jeder Sorge entledigt."

„Der König," fragte Donna Anna freudig erregt; „der König hat also befohlen, den Escovedo dem Gefängnisse zu überantworten?"

„Nein, mein Herz," entgegnete Don Antonio, die üppige Frau an sich ziehend, „der König hat mir den Befehl ertheilt, den gefährlichen Mann in die andere Welt zu befördern, und ich werde dem Befehle natürlich auf's pünktlichste nachkommen."

„Viktoria!" rief Donna Anna mit strahlenden Augen. „Warum war der Mensch auch so tollkühn, zu drohen, er werde unsere Liebe dem Könige verrathen!"

All' dieß, was ich hier erzählt habe, fiel am 24. März 1578 vor und blieb natürlich für Jedermann, die Eingeweihten allein ausgenommen, ein tiefes Geheimniß. Am allerwenigsten übrigens hatte Juan de Escovedo eine Ahnung davon, denn der Staatssekretär Perez gab ihm den besten Trost, und noch am 29. März, den Tag vor dem Osterfest, wiederholte er ihm, daß der König ganz günstig gestimmt sei. „Morgen", sagte er zu demselben, der ihn in der Früh schon aufgesucht hatte; „morgen und übermorgen werde ich Sie nicht sprechen können, denn ich fahre heute noch nach Alcala de Hennares, um da die Festtage im Gebet zuzubringen. Am Dienstag jedoch, vielleicht sogar schon am Montag Abend, bin ich wieder hier, und dann muß sich Ihre Sache schnell entscheiden, denn auch der König trifft längstens am Dienstag Abend in der hiesigen Residenz ein. Warten Sie also die paar Tage noch in Geduld ab und seien Sie jetzt schon versichert, daß ihre Wünsche sämmtlich werden befriedigt werden."

So sprach am Morgen des 29. März 1578 Don Antonio Perez zu Juan de Escovedo, und doch hatte er schon den Tag zuvor die drei Mörder gedungen, welche denselben der Ewigkeit überliefern sollten. Es waren drei verwegene Catalanen mit Namen Juan Rubio, Antonio Enriquez und Juan Insausti, wie sich dieß durch die nachherige Untersuchung bis zur Evidenz herausgestellt hat, und sie erhielten jeder 100 Goldthaler als Handgeld; für die That selbst aber wurden ihnen noch weitere 300 Thaler versprochen. Doch sollte der Mord erst während der Feiertage begangen werden, damit, weil in dieser Zeit Don Antonio in Alcala der Andacht pflegte, auf letzteren gewiß kein Verdacht fallen könne. Also lautete der Mordplan und also wurde er auch durchgeführt.

Am 31. März 1578, dem zweiten Osterfeiertage, Abends sieben Uhr, begab sich Juan de Escovedo in guter Verkleidung, wie er gewohnt war, in das Palais des Don Antonio Perez, um zu fragen, ob derselbe bereits von Alcala de Hennares zurückgekehrt sei. Er erfuhr dort, daß dieß nicht der Fall war, und so schritt er langsam wieder seiner Wohnung auf dem kleinen öffentlichen Platze Sanct Jacob — Plaza de Santiago — zu. Kaum betrat er diesen, so stürzten die drei Mörder, die hier auf ihn gelauert hatten, aus ihrem Verstecke hervor und begruben ihre Dolche in sein Herz. Lautlos stürzte er zusammen und lautlos starb er. So lautlos, daß keine Seele etwas von dem Vorgang hörte — man fand den Leichnam erst den andern Morgen — und so wurde es den Mördern leicht, zu entkommen. Ja, weil sie wußten, wie sicher sie seien, hatten sie gar keine Eile, sich zu verbergen, sondern sie lenkten vielmehr ihre ersten Schritte gemeinsam nach Alcala de Hennares, um von dem Manne, der sie gedungen, den Rest ihres Sündenlohnes einzustreichen. Dann aber, wie die Goldstücke in ihren Taschen klingelten, kam doch die Angst einer möglichen Entdeckung über sie und sie flohen so schnell als möglich über die Grenzen Spaniens, Juan Rubio nach Mailand, Antonio Enriquez nach Neapel, und Juan Insausti nach Sicilien.

Das erste Blutopfer war also gefallen und zwar auf offener Straße durch den Dolch dreier Mörder. Viel geheimnißvoller ging es zu bei dem zweiten Morde, bei dem des Don Juan d'Austria, des Bruders Seiner Majestät des Königs von Spanien, und Alles, was darüber gemeldet werden kann, ist Folgendes. Philipp II. ließ, wie wir wissen, nach seiner letzten Unterredung mit Don Antonio Perez den Pater Lorenzo zu sich rufen. Er hatte diesen Pater, den Bruder des Doctor Ramirez, früher schon oft und viel in Sachen von der größten Bedeutsamkeit verwandt und wußte, daß er sich durchaus auf ihn verlassen könne. Somit vertraute er sich auch jetzt dem frommen Manne ganz rücksichtslos an, und dieser reiste alsobald in aller Stille nach den Niederlanden

ab. Von nun an wartete Philipp II. tagtäglich mit der größten Spannung auf wichtige Nachrichten aus Flandern, und es deuchte ihm äußerst sonderbar, daß selbst nach mehreren Wochen noch keine solche einliefen. Allein die Sache hatte ihren guten Grund, denn der gute Pater wurde auf seiner Reise durch Krankheit längere Zeit aufgehalten und kam erst in der Mitte des Septembers an dem Ort seiner Bestimmung an. Eilen wir ihm nun übrigens voraus, um zu sehen, wie es in jener Zeit, im Sommer 1578, um Don Juan d'Austria bestellt war.

Von frohen Hoffnungen erfüllt hatte der Prinz seinem Escovedo die uns bekannte Mission übertragen, und die ersten Berichte, die derselbe aus Paris, sowie nachher aus Rom einsandte, waren ganz dazu angethan, die Herzensfröhlichkeit des Siegers von Lepanto noch zu erhöhen. Auch die erste Nachricht aus Madrid lautete noch hiemit übereinstimmend und wer wird es nun nicht natürlich finden, daß Don Juan, aufgeregt von dem Gedanken, sich endlich einmal eine seines verstorbenen Vaters, des Kaisers, würdige Stellung in der Welt erobern zu dürfen, in seinem Innern laut aufjubelte? Da traf ihn plötzlich Anfangs Mai wie ein kalter Schlag ein Schreiben des Don Antonio Perez mit der Meldung, sein geliebter Geheimsekretär Juan de Escovedo sei in Madrid am Abend des 31. März meuchlings ermordet worden, ohne daß man von den Mördern auch nur die geringste Spur habe. Großer Gott, Escovedo ermordet! Wer konnte diese gräßliche That begangen haben? Don Antonio Perez deutete in seiner Meldung darauf hin, der Mord sei ein Akt der Privatrache gewesen und wahrscheinlich von einem eifersüchtigen Ehemann ausgegangen. Allein Don Juan ließ sich dadurch nicht irre machen, denn er kannte seinen Escovedo allzu genau. Darum fiel auch sein Verdacht sogleich dahin, wohin er gehörte, und laut und unverholen klagte er: „der König, mein Bruder, hat mich aufgegeben und dem Spott meiner Feinde geopfert.“ Er ahnte also von Anfang an, von wem der Mord ausgegangen sei, denn anders kann man diese Worte nicht deuten. Nicht minder stand von diesem Augenblick an die Ueberzeugung in ihm fest, daß Philipp II. unter keinen Umständen auf die Invasion in England eingehen werde, und da er in seinem treuen Herzen nie daran gedacht hatte, ohne die Einwilligung des Königs handelnd aufzutreten, so trug er alsobald den ganzen Plan, durch die Hand der befreiten Maria sich ein Königreich zu erwerben, zu Grabe. Fröhlichen Herzens aber that er es nicht, sondern er fühlte sich vielmehr über die Maßen elend und verlangte sofort vom Könige seine Entlassung, um sich in das Privatleben zurückzuziehen. Ja drei, vier Male stellte er dieses Verlangen und in jedem Brief dringender und dringender. Doch nie, gar nie erhielt er hierauf eine Antwort und ebenso wenig entsprach man seiner Forderung. Ja selbst nicht einmal das nöthige

Geld, um seine Truppen zu unterhalten, schickte man ihm jetzt mehr, und so sah er den Zeitpunkt, wo er dem Feinde nicht mehr im Stande sein werde die Spitze zu bieten, mit Riesenschritten herannahen.

Endlich fast zur Verzweiflung gebracht bezog er mit seinem ermatteten und schlecht versorgten Heere im Anfang September ein befestigtes Lager auf einem nackten Hügel an der Maas, eine Wegstunde von Namur, das er durch Gabrio Cervelloni hatte herrichten lassen; wie es ihm aber da zu Muthe war, das sieht man am besten aus einem noch vorhandenen Briefe, den er am 16. September an Don Pedro de Mendoza absandte. „Wir zehren von dem," schreibt er demselben, „was wir in der letzten Noth zu sammeln vermochten. Ich habe den König wiederholt beschworen, aber er entschließt sich zu nichts. Man hat mir die Hände gebunden und es bleibt mir nichts, als meinen Nacken hinzustrecken. So geht Alles nothwendig einem Ende zu, wie nur der Teufel es wünschen kann, und tief schmerzt es mich, vom Könige, dem ich als Mann und Bruder in Liebe und Treue gedient habe, so ganz und gar aufgegeben zu sein."

Wenige Tage später traf der Pater Lorenzo bei seinem Bruder, dem Doctor Ramirez, im Lager bei Namur ein. Der Besuch machte damals nicht das geringste Aufsehen, denn man sah täglich viele Mönche mit den Soldaten verkehren, und überdem hielt sich der Pater ganz zurückgezogen. Gleich darauf, am Mittwoch den 24. September, fühlte sich Don Juan sehr unwohl, und er mußte sofort zu Bett gebracht werden. Der Doctor Ramirez erklärte die Krankheit für ein Fieber, welches nicht viel zu bedeuten habe; Don Juan d'Austria aber fühlte, daß ihm der Tod nahe sei, und ließ sofort am 25. alle Obersten an sein Bett rufen, um in ihrer Gegenwart dem Prinzen Alexander von Parma den Oberbefehl zu übertragen. Noch hatte er übrigens fünf Tage lang mit dem Gift in seinem Leibe zu kämpfen, und erst am 1. Oktober 1578 Mittags ein Uhr hauchte er seine starke Seele aus. Nun war auch das zweite Blutopfer gefallen und Philipp II. konnte sich der Furcht entschlagen, die er seit der Schlacht von Lepanto stets vor seinem tapferen Bruder gehabt hatte.

Im ganzen Heere zweifelte kein Mensch, daß der Tod Don Juans durch Gift bewerkstelligt worden sei, und wie hätte man auch zweifeln können bei den Merkmalen, welche das Gift so sichtbarlich hinterließ? War doch die Leiche von innen und außen schwarz, wie geröstet, und bei der leisesten Berührung lösten sich die Glieder aus den Gelenken! Natürlich übrigens suchten die Befehlshaber die Sache zu verheimlichen, damit nicht ein allgemeiner Aufruhr entstehe, und man erklärte also, der Held von Lepanto und Gemblours sei an derselben Seuche gestorben, an welcher damals viele Sodaten im Lager darniederlagen. Diese Erklärung suchte man auch nachher noch aufrecht zu erhalten, um den frommen Philipp II. von dem Vorwurfe des Brudermords zu entlasten, und

selbst in unseren Tagen ist dieser Versuch schon oft wiederholt worden. Allein vergeblich. Der Beschluß des Doppelmords an Juan de Escovedo und Don Juan d'Austria wurde zu gleicher Zeit gefaßt und nur in der Ausführung fand ein Unterschied statt. Ein anderes Zeugniß dagegen dürfen wir dem Könige Philipp nicht versagen, das nämlich, daß er dem Todten alle Ehre erwies. Nachdem nämlich der mit viel Noth und Mühe einbalsamirte Leichnam Don Juans vorläufig in der dem heiligen Alban geweihten Kathedrale Namurs beigesetzt worden war, befahl Philipp II. zu Anfang des Jahres 1579, denselben nach Spanien zu transportiren, und sowie derselbe dort angekommen war, wurde er am 24. Mai in der Gruft des Escurial feierlichst beigesetzt. Also endete der jugendliche Held, den ganz Spanien mit Stolz den Seinigen nannte.

Damit übrigens hatte diese blutige Mordaffaire noch nicht einmal ein Ende, sondern Philipp II. verstand es vielmehr, sie durch eine Handlungsweise zu besiegeln, welche fast noch niederträchtiger war, als der Doppelmord selbst, dadurch nämlich, daß er seinen Helfershelfer Don Antonio Perez den Gerichten preisgab. Einige Wochen lang nach der Ermordung Juans de Escovedo blieb Alles still über den muthmaßlichen Mörder und Don Antonio Perez fühlte sich so sicher, daß er seine Besuche bei der Fürstin von Eboli ungenirter als je wiederholte. Nunmehr aber kam Escovedos Wittwe mit ihren Kindern nach Madrid, um vom Könige eine genaue Untersuchung zu verlangen, und zu gleicher Zeit brach sich das Gerücht Bahn, daß Don Antonio zusammen mit der Fürstin der Urheber des Mordes sei. Wie das Gerücht entstand, darüber konnte Niemand Auskunft geben, allein die Wittwe Escovedo bemächtigte sich desselben und suchte nach weiteren Anhaltspunkten. Diese gaben ihr bald einige unvorsichtige Aeußerungen des verbrecherischen Liebespaars, das bereits keine Scheu mehr kannte, und sofort verlangte sie eine Audienz beim Könige. Er konnte sie ihr nicht verweigern und nun klagte sie ohne weiteres den Don Antonio Perez des Mords an ihrem Gatten an, indem sie zugleich schonungslos dessen Verhältniß zur Fürstin Eboli aufdeckte. „Sie, die Fürstin," behauptete sie mit Festigkeit, „hat ihn so weit gebracht, denn mein Gatte, der früher in Diensten des Ruy Gomez, Fürsten von Eboli, gestanden und diesen hohen Herrn auf's tiefste verehrte, hat ihr ohne Zweifel gedroht, daß er den Fürsten von ihrem schmachvollen Ehebruch unterrichten werde, wenn sie nicht augenblicklich in andere Bahnen einlenke." Ruhig hörte sie der König an, aber in seinem Innern gährte es furchtbar. Der Gedanke, daß Perez, den er für seinen treuesten Diener gehalten, und sie, die Eboli, die tagtäglich fast an seinem Herzen lag — daß diese beide zusammen ihn betrogen und seit Jahren schon betrogen hätten, machte ihn fast wahnsinnig, und er hätte am liebsten gleich Beide seiner Rache geopfert. Aber nein, er mußte den frommen gottbegnadeten und

gerechtigkeitsliebenden König spielen, wie er von jeher gethan, und darum gab er der klageführenden Wittwe nur die ruhige Antwort, daß eine strenge Untersuchung eingeleitet werden würde. Dieselbe Antwort erhielten gleich darauf auch diejenigen, welche aus Haß gegen Don Antonio Perez, weil sie ihn um seinen Einfluß und seine hohe Stellung beneideten, sich der Wittwe Escovedo annahmen und sie zu noch energischerem Handeln aufstachelten. So der Staatssekretär Don Matheo Vasquez und die Staatsräthe Pedro de Velandi, Pedro Negrete und Diego Nunnez von Toledo. Zu gleicher Zeit jedoch, als Philipp II. der Wittwe Escovedo und ihren Freunden diese Zusicherung gab und sie zugleich anwies, bei dem Rath von Castilien ihre Klage einzureichen, setzte er den Don Antonio Perez von allen gegen ihn eingeleiteten Schritten in Kenntniß und gab ihm sein fürstliches Wort, ihn unter allen Umständen zu schützen. Er mußte doch den in Sicherheit wiegen, der auf seinen Befehl den Mord hatte vollziehen lassen, denn sonst hätte derselbe sich leicht provociren lassen können, ihn, den König, sofort als den Hauptschuldigen anzugeben!

Ein ganzes Jahr lang dauerte dieses Spiel. Das eine Mal glaubte Don Antonio Perez, er sei verloren, weil der König gegen die Eboli nicht mehr die Wärme von früher zeigte; das andere Mal rief er sich wieder in's Gedächtniß, daß Philipp II. nothwendig, um seinen eigenen Ruf zu schonen, den eingeleiteten Prozeß unterdrücken müsse. Auch war der letztere in der That längere Zeit unschlüssig, wie er die Sache zu Ende führen solle; darüber jedoch keinen Augenblick lang, daß die Rache für den an seiner Liebe begangenen Verrath nicht ausbleiben dürfe. Endlich kam er mit sich in's Reine und am 30. März 1579 ging ein Brief von ihm an den Cardinal Granvella nach Rom ab, worin er demselben befahl, sofort nach Madrid abzureisen. Dieser altbewährte Staatsmann nämlich, welcher, wie wir wissen, früher als Statthalter in den Niederlanden fungirt hatte und sich jetzt in Rom aufhielt, sollte ihm künftig als erster Staatssekretär dienen oder, um deutlicher zu sein, das bisher von Don Antonio Perez bekleidete Amt übernehmen. Der Cardinal gehorchte, trotzdem er damals schon hochbetagt war und traf am 28. Juli 1579 gegen Abend in Madrid ein. Die Nachricht hievon erhielt Philipp II., während er eben mit Don Antonio Perez, dessen Stellung sich äußerlich noch nicht im geringsten verändert hatte, in seinem Kabinette arbeitete. Der Monarch ließ sich jedoch nichts anmerken, sondern arbeitete mit Perez ruhig weiter bis Nachts zehn Uhr, worauf er ihn mit höchst gnädigen Worten entließ. Unmittelbar darauf jedoch beschied er den Alcalden von Madrid, Don Alvaro Garcia von Toledo, vor sich und gab ihm Befehl, sofort den so eben Entlassenen in strengste Haft zu nehmen. Ja noch mehr, eine Minute später ertheilte er an seinen Gardekapitän noch einen weiteren Verhaftsbefehl, und dieser lautete

dahin, die Fürstin von Eboli Angesichts dieses nach der Festung Pinto abzuführen. Beide Befehle waren bis Nachts eilf Uhr vollzogen, und unmittelbar darauf erfolgte die Beschlagnahme aller Papiere, welche Eigenthum der beiden Verhafteten waren.

Der Durst nach Rache hatte also in Philipp II. die Oberhand gewonnen. Er hatte gesiegt über die Furcht vor dem öffentlichen Aergerniß, denn natürlich konnte er sich nicht verhehlen, daß sein bisheriger Vertrauter Don Antonio Perez nicht mehr länger schweigen, sondern den eigentlichen Urheber des an Juan de Escovedo begangenen Mords sofort nennen werde. Allein er zählte darauf, daß Perez — dessen Papiere ja alle mit Beschlag belegt waren — keine Beweise beibringen könne und daß derselbe also von den Gerichten ohne weiteres würde zum Tode verurtheilt werden. So begann denn jetzt der Prozeß Escovedos contra Perez und eingeleitet wurde er damit, daß man den Gefangenen nach der Festung Turruegano brachte. Innerhalb der dortigen himmelhohen Mauern, meinte Philipp II., sei Perez gut genug untergebracht, um nichts von seinen Aussagen in die Welt hinaus gelangen zu lassen, und des Schweigens der Untersuchungsrichter war der König ohnehin sicher. Also der Prozeß begann und weil der Angeklagte läugnete, so brachte man ihn auf die Folter. Jetzt gestand er; doch nicht blos seine eigene Schuld, sondern auch die noch viel größere des Königs. Es war die volle Wahrheit; aber sie behagte den Richtern nicht und zum zweiten Male, noch viel härter, ward der Angeklagte auf die Folter gespannt. Nunmehr erhielt man eine Aussage, wie man sie wünschte, und Philipp II. jubelte. Zu früh jedoch, denn mit Hülfe von außen gelang es gleich darauf dem Gefangenen, zu entfliehen. Auf unterlegten Pferden, die ein Freund für ihn bereit hielt, erreichte er Calatayud, die Grenzstadt Castiliens; fast zu gleicher Zeit mit ihm aber trafen auch seine Verfolger ein. Perez rettete sich in ein Dominikanerkloster, welches Asylrecht besaß, und als die Verfolger sich seiner da mit Gewalt bemächtigen wollten, widersetzten sich die Mönche. Ja das Volk stand auf und der umwohnende Adel sandte seine bewaffneten Diener in die Stadt, um das Gotteshaus gegen die Eingriffe der richterlichen Gewalt zu schützen. Den Mönchen blieb der Sieg, wenigstens für den Augenbick. In der Nacht aber floh Perez weiter und erreichte glücklich Saragossa, die Hauptstadt des Königreichs Aragonien. Dieses Königreich erfreute sich damals noch seiner Fueros, das ist seiner besonderen Vorrechte und Freiheiten, welche ihm von uralten Zeiten her verbrieft waren, und unter den Schutz dieser Fueros begab sich sofort der Verfolgte, sich darauf berufend, daß er geborener Aragonier sei. Auch sagte ihm der Justitiamayor, zu deutsch der oberste Gerichtspräsident, von Aragonien den verlangten Schutz zu und ließ ihn bis nach Austrag der Sache in das Gefängniß de la Manifestacion bringen.

Die Klugheit, möchte man meinen, hätte nunmehr den König Philipp bestimmen sollen, von weiteren Schritten abzustehen, besonders auch da ihn Don Antonio von Saragossa aus flehentlich, zugleich übrigens mit der Bemerkung, daß sonst der Prozeß zu sehr gefährlichen Erörterungen führen müßte, darum bat. Allein wen Philipp II. einmal haßte, den haßte er bis zum Tode, und somit befahl er den Gerichten in Madrid, in der Sache, die ja bereits spruchreif sei, fortzufahren. So that auch das Gericht unter dem Vorsitz des Don Rodrigo Vasquez, eines Bruders des oben erwähnten Don Matheo, und verurtheilte den Angeklagten zum Tode. Daraufhin verlangte der König von den Aragoniern die Auslieferung desselben, um die Todesstrafe an ihm vollziehen zu lassen; der Justitiamayor aber verweigerte die Auslieferung, weil Don Perez als geborener Aragonier nur nach aragonischem Rechte abgeurtheilt werden könne. Zu gleicher Zeit schrieb der letztere seine Vertheidigung nieder und in dieser Schrift belegte er die Behauptung, daß der Mord Escovedos auf Geheiß des Königlichen Gebieters vollzogen worden sei, mit Briefen und Dokumenten — die Gattin des Perez hatte sie geschickt auf die Seite zu bringen gewußt — von unzweifelhafter Aechtheit.

Jetzt sah es schlimm aus um den guten Ruf Philipps II. und tief bereute er es, den verhaßten Mann nicht heimlich auf die Seite geschafft zu haben. Doch plötzlich athmete er wieder auf, denn es gab ja noch einen Auskunftsweg, das Santo Officio, das ist das heilige Tribunal der Inquisition. Sofort berieth er sich mit dem Großinquisitor, Don Caspar de Quiroga, Cardinal-Erzbischof von Toledo — Espinosa war im September 1572 gestorben — und urplötzlich dictirte nun das Santo Officio die Inhaftnahme des Antonio Perez, indem es ihn frischweg der beabsichtigten Flucht nach den Niederlanden und in Folge dessen des Einverständnisses mit den Protestanten beschuldigte. Diese Anklage stützte sich nur auf die Aussagen einiger ganz untergeordneten Personen, mit denen Perez gar nie Umgang gehabt hatte; allein gleichviel, der Inquisitionsrichter von Saragossa, Don Alfons Molina de Medrano verlangte sofort vom Justitiamayor dasselbe, was früher der König vergeblich verlangt hatte, die Auslieferung des Antonio Perez, und ihm gehorchte der Justitia augenblicklich, denn er fürchtete sich vor der Excommunication. Somit ward Don Antonio in aller Heimlichkeit aus dem Gefängnisse de la Manifestacion nach der Aljaferia, der einstigen Residenz der maurischen Walis, jetzt dem Sitze des Inquisitionsgerichts von Saragossa, gebracht und nun endlich schien sein Schicksal besiegelt zu sein. Allein es schien nur so. Kaum nämlich verbreitete sich die Nachricht des Geschehenen in der Stadt, so rottete sich das Volk zusammen und zog unter dem Rufe «Contra Fueros; vivan los Fueros!» im Sturmmarsche gegen die Aljaferia, den Gefangenen herausverlangend. Anfangs machten die Inquisitoren

Miene sich zu widersetzen, doch als die Stürmenden Anstalt machten, das Gebäude niederzubrennen, besannen sie sich schnell eines Bessern und gestatteten die Zurückführung Antonios nach dem Gefängniß de la Manifestacion.

Eine Revolte gegen die heilige Inquisition — es war etwas Unerhörtes in Spanien! Aber freilich das Königreich Aragonien zeichnete sich von jeher durch trotziges Pochen auf seine Gerechtsamkeiten und Freiheiten aus und seine stolzen Bewohner hätten dem Könige Philipp nie gehuldigt, wenn er die Fueros nicht vorher feierlichst beschworen haben würde. So besann sich denn der Monarch längere Zeit, ob er die Revolte sofort blutig bestrafen, oder aber den Weg der Unterhandlung einschlagen solle. Er wählte den letzteren und auf sein Begehr wurde eine Junta von vier rechtskundigen Aragoniern niedergesetzt, zu untersuchen, ob die Auslieferung des Perez an die Inquisition gegen die Fueros laufe oder nicht. Ihr Entscheid lautete für die Nichtauslieferung und somit sah sich Philipp II. abgewiesen. Allein durch den Marques von Almenara wußte er es durchzusetzen, daß eine zweite, aus neun Juristen und Theologen zusammengesetzte Junta ernannt wurde, um den Fall nochmals zu untersuchen, und nun sprach sich die Mehrheit der Stimmen für die Auslieferung an die Inquisition aus. Endlich hatte also Philipp II. sichere Hoffnung, seine Rache befriedigen zu können, denn nach dem Entscheid der neunköpfigen Junta erklärte sich der Justitiamayor bereit, den Antonio Perez dem geistlichen Gerichte wieder zu Handen zu stellen. Auch wurden sofort, damit die Ueberlieferung nicht durch eine neue Revolte zerstört werde, 2000 Söldner aufgeboten und überdem hatte das Inquisitionstribunal eine große Anzahl von bewaffneten Familiaren auf den Beinen. Allein so wie man nun den Perez gefesselt in die Kutsche hob, um ihn nach der Aljaferia zu bringen, stand die Bevölkerung von Saragossa abermals auf, schlug die Söldner und Familiaren zurück und hätte das Inquisitionsgebäude dem Erdboden gleich gemacht, wenn nicht Perez selbst um Gnade für die Inquisitoren gebeten hätte. So wurde dem heiligen Tribunal zum zweiten Male ein Opfer entrissen, auf das es schon sicher rechnen zu können glaubte.

Man kann sich denken, mit welchem Ingrimm den König diese neue Saragossanische Revolte erfüllen mußte, und augenblicklich war nun sein Entschluß gefaßt. Sie sollten gezüchtigt werden, diese frechen Saragossaner, und zwar auf eine Weise, daß ihnen die Lust zum Revoltiren für immer und ewig verging. Ueberdem konnte man nicht diese Gelegenheit gar prächtig dazu benützen, um die Fueros Aragoniens, diesen verhaßten Stein des Anstoßes, gänzlich zu beseitigen? In ganz Spanien galt seit Decennien das unbeschränkte Königthum, und nur dieses stolze Aragonien hatte sich seine Freiheiten und Privilegien bis jetzt gewahrt. Sollte ein Regent, wie Philipp II., solche Zustände noch länger

dulden? Nein, da sei Gott vor, und somit erhielt augenblicklich Don Alonso de Vargas Befehl, mit den 12000 Mann, welche er hätte nach den Niederlanden führen sollen, gegen Aragonien aufzubrechen. Es war aber dem Könige doch Angst bei der Sache, denn wie, wenn nun ganz Aragonien aufstand oder sich gar an Frankreich anlehnte? Deßwegen unterließ er es auch dießmal nicht, zu dem altbewährten Mittel der Lüge seine Zuflucht zu nehmen und es erhielten sofort alle Communen, sowie die angesehensten Männer Aragoniens unmittelbare Schreiben von ihm, worin er hoch und heilig versicherte, er hege durchaus keine andere Absicht, als nur die, in der Stadt Saragossa das Ansehen des Inquisitionsgerichts wieder herzustellen. „Im Uebrigen," hieß es in diesen Briefen zum Schlusse, „werde er wie ein liebender Vater handeln und namentlich dürfe man sich darauf verlassen, daß er den Fueros des Königreichs nie und nimmer zu nahe trete." Viele trauten diesen Versprechungen und beschlossen daher — der Marques von Almenara nebst anderen Hochadeligen ging darin den Uebrigen mit gutem Beispiele voran — die kommenden Dinge ruhig abzuwarten. Nicht so die Bewohner Saragossas, sondern diese drangen vielmehr in den Justitiamayor, das Fuero oder Gesetz, dem zu Folge jedem auswärtigen Heere das Ueberschreiten der Grenzen Aragoniens mit gewaffneter Hand gewehrt werden durfte, in Anwendung zu bringen. Solchem Ansinnen entsprechend proklamirte nun in der That der Justitia das genannte Fuero, forderte ganz Aragon zum Ergreifen der Waffen auf und ließ Alonso de Vargas mit der Todesstrafe bedrohen, falls er es wagen würde, an der Spitze seines Heeres in's Königreich einzurücken. Allein der Aufruf fand auf dem Lande keinen Widerhall und da nun die Saragossaner sahen, daß sie ganz isolirt dastehen würden, beschlossen auch sie, jeden Widerstand zu unterlassen. So zog denn Don Alonso de Vargas in Saragossa ein, ohne daß er nöthig gehabt hätte, einen Schuß Pulver zu vergeuden, und natürlich stattete er zuallererst dem Gefängniß de la Manifestacion seinen Besuch ab. Er fand jedoch denjenigen, welchen er dort suchte, nicht mehr, denn man hatte demselben bei der Annäherung des castilischen Heeres schnellstens die Thore geöffnet, damit er über die Pyrenäen nach Frankreich entfliehe.

Philipp II. war also jetzt Herr von Aragonien; doch hielt er nun sein vor wenigen Wochen erst so hoch und heilig gegebenes Wort? Gleich nachdem er sich versichert, daß nirgends ein Aufstand ausbrechen werde, ließ er den Justitiamayor verhaften und schon den andern Tag vor der Schwelle seines Hauses hinrichten. Denselben schmachvollen Tod mußten alle die erdulden, welche sich früher an dem Doppelaufstand gegen die Inquisition betheiligt hatten, und dabei machte man so kurzen Prozeß, daß von einem eigentlichen Schuldbeweis gar keine Rede sein konnte. Daraufhin versammelte der König die Aragonischen

Cortes in Tarragona und zwang sie durch den Schrecken des Gefängnisses zur Verzichtleistung auf die meisten ihrer Verfassungsfreiheiten. Zu gleicher Zeit griff auch das Inquisitionsgericht rücksichtslos um sich und bald wirbelten die Autodafés ihren Menschenverbrennungsrauch empor. Schließlich erbaute Philipp II. am Ende Saragossas eine Zwingburg, welche stark genug war, um jede künftige Revolte schon im Keime zu ersticken. Also nahm die hohe Freiheit Aragons ein Ende.

Nur noch ein paar Worte über Don Antonio Perez. Er hatte sich, wie wir wissen, über die Pyrenäen geflüchtet und fand zuerst auf Schloß Pau in Bearn bei Katharina von Bourbon, der Schwester Heinrichs IV., eine höchst gastliche Aufnahme. Weil ihm aber da — Philipp II. setzte alsbald einen hohen Preis auf seinen Kopf — vielfach Meuchelmörder auflauerten, vertauschte er Schloß Pau bald mit dem Aufenthalt am Hoflager zu Paris, um wieder etwas später einer Einladung nach England an den Hof der Königin Elisabeth Folge zu leisten. Hier wurde er im höchsten Grade geehrt und hier schrieb er auch die berühmten Relaciones, in welchen er Philipps II. Politik und Charakter schonungslos vor Europa bloslegte. Dafür schickte letzterer zwei Banditen, geborene Irländer, nach England hinüber, um den ihm so tief verhaßten Mann aus dem Wege zu räumen; allein sie wurden beide in London ergriffen und nachdem sie Alles eingestanden, mit dem Strange hingerichtet. Mehr Erfolg hatte Philipp II. mit den Operationen der Inquisition, denn diese setzte ihren Prozeß gegen den Abwesenden keinen Augenblick aus und stützte sich dabei auf die Thatsache, daß derselbe in England unter notorischen Ketzern verweile. Die Verurtheilung konnte also nicht ausbleiben, denn wer mit Ungläubigen umging, war nothwendig selbst ein Ungläubiger, und so wurde denn Don Antonio Perez als ein überwiesener unverbesserlicher Ketzer zum Tode des Feuers verurtheilt. Weil man aber seiner Person nicht habhaft werden konnte, so verbrannte man sein Bildniß im Autodafé, zog seine sämmtliche Habe ein, und sprach die Strafe der Infamie sowie des lebenslänglichen Gefängnisses über seine ganze Familie aus. Auch ward dieser Spruch sogleich vollzogen, ohne je auch nur im geringsten gemildert zu werden, obwohl die Gattin Don Antonios und seine Kinder vollkommen schuldlos waren, und so hatte Philipp II. wenigstens den Genuß einer indirekten Rache. Was nun übrigens den vielgeprüften Antonio betrifft, so kehrte er anno 1595 auf Bitten Heinrichs IV. von London wieder nach Paris zurück und starb dort am 3. November 1611, von allen freisinnigen Männern hoch geehrt. Die Fürstin von Eboli war ihm schon einige Jahre früher in das Jenseits vorangegangen, mit dem Unterschied jedoch, daß kein Mensch ihr eine Thräne nachweinte, denn alle Welt wußte, daß sie durch ihre Verführungskünste die erste Ursache von all' dem Elend gewesen war.

So verlief die blutige Mordaffaire, von der ich dem Leser zu erzählen versprochen, und nun bleibt mir noch übrig, auch der großen politischen Tragödie, die Philipp II. vom Escurial aus in Scene setzte, in einem kurz gehaltenen Umriß zu gedenken. Der besagte Monarch hatte bekanntlich seiner Zeit um die Hand der Königin Elisabeth von England angehalten, aber eine abschlägige Antwort erhalten. Seitdem haßte er die Königin von Grund des Herzens und natürlich steigerte sich sein Haß noch, als Elisabeth, gänzlich mit Rom brechend, sich offen auf die Seite der protestantischen Sache stellte. Demgemäß begann er alsbald einen versteckten Krieg gegen England und betheiligte sich namentlich unter der Hand bei allen jenen Verschwörungen, welche die englischen Katholiken zu Gunsten der Maria Stuart gegen Elisabeth anzettelten. Der letzteren konnte dieß natürlich nicht verborgen bleiben und um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, unterstützte sie die Feinde Spaniens, besonders die Niederländer, mit Waffen wie mit Geld. Ja, diese Unterstützung der niederländischen Rebellion nahm im Verlaufe der Jahre solche Dimensionen an, daß Don Juan d'Austria ganz recht hatte, wenn er, wie wir gemeldet, dem Könige von Spanien schrieb, die aufgestandenen Provinzen könnten nur dann bleibend unterworfen und dem alten Glauben zurückgegeben werden, wenn man es vorher durchsetze, die Königin Elisabeth ihrer Krone zu berauben. Auch theilte Philipp II. hierin ganz die Ansicht seines Bruders und die von diesem vorgeschlagene Invasion Englands wäre ihm ganz erwünscht gewesen, wenn nur Don Juan die englische Krone nicht hätte für sich selbst erwerben wollen. Ein solches Bestreben war ein Verbrechen in den Augen Philipps und deßwegen mußte Don Juan sterben. Jetzt aber, nachdem der nebenbuhlerische Bruder beseitigt und also von ihm nichts mehr zu befürchten war — jetzt kehrte bei dem Könige der Gedanke, die Königin Elisabeth zu entthronen, in gedoppelter Stärke wieder. Natürlich übrigens sollte diese Entthronung nicht zum Vortheil eines Dritten geschehen, sondern vielmehr ganz allein zu seinem eigenen; mit anderen Worten, er wollte, wenn es möglich wäre, wieder König von England werden, wie er es schon einmal gewesen war, nur dießmal nicht durch eine Heirath, sondern dadurch, daß ihn die Katholiken Englands, eine immerhin noch sehr starke Partei, auf den Thron beriefen.

Bei so gespannten Verhältnissen gehörte kein bedeutender Anlaß dazu, um den versteckten Krieg in einen offenen zu verwandeln; aber auch dieser offene, der um's Jahr 1580 begann, war nicht sowohl ein starker Kampf, in dem man gegenseitig seine Kräfte maß, als vielmehr ein Plänkler-Krieg, in dem man sich gegenseitig so viel als möglich Schaden zuzufügen suchte. Ueberdem selbstverständlich ein Plänklerkrieg zur See, da die Natur England und Spanien durch weite Meere von einander trennte und also ein Angriff zu Land mit

einer Landarmee zu den Unmöglichkeiten gehörte. Auf diese Art hielten es die beiden Staaten bis zum Jahr 1584. Da entdeckte man in London wieder eine jener Verschwörungen, welche nun schon so oft versucht worden waren, und bei der Untersuchung stellte es sich unzweifelhaft heraus, daß das Haupt des Attentats, William Parry, mit dem Hofe von Madrid in der genauesten Verbindung gestanden habe. Was war also natürlicher, als daß die Königin Elisabeth nunmehr beschloß, in den Repressalien nicht mehr sehr wählerisch zu sein, und sofort ihren Unterthanen freie Erlaubniß gab, Korsarenschiffe gegen die spanischen Silberschiffe aus Westindien auszurüsten. Ueberdieß erklärte sie sich zur Protektorin der Vereinigten Provinzen der Niederlande und schloß ein Bündniß zu Schutz und Trutz mit ihnen ab. Kurz sie that Alles, was Spanien schädigen konnte, und zuletzt vertraute sie noch dem berühmten Seehelden Francis Drake ein starkes Geschwader an, damit er mit demselben die Küsten des spanischen Amerikas verwüste. Auch kam der tapfere Admiral diesem Befehle in der ausgedehntesten Weise nach, denn er verheerte nicht blos die Küsten von Florida und eroberte Domingo, sowie Cartagena, den Stapelplatz des Handels zwischen Spanien und Amerika, sondern vernichtete auch gegen hundert Schiffe, welche der Hafen von Cadix einschloß, und fügte so den Spaniern einen warhaft unermeßlichen Schaden bei.

Wie furchtbar nun ob diesem Allem der Haß Philipps II. gegen die Königin Elisabeth anwachsen mußte, kann man sich denken, und ebenso natürlich ist, daß der Haß auch Rachegedanken erzeugte. Dazu kam dann noch der weitere Umstand, daß eben damals, anno 1585, der heißblütige Felix Peretti, Cardinal von Montaldo, unter dem Namen Sixtus V. den päbstlichen Thron bestieg und sofort mit all' der Energie, die ihn beseelte, in den König von Spanien drang, für den wahren Glauben in England als ein Rächer aufzutreten. Endlich, um das Maß voll zu machen, erfrechte sich gar die Königin Elisabeth, ihre Nebenbuhlerin Maria Stuart, welche sie schon so lange gefangen hielt, durch das Schwert hinrichten zu lassen, trotzdem sich die ganze katholische Welt für dieselbe verwandte. Kurz es vereinigte sich Alles, um den Haß Philipps II. bis zur Wuth zu steigern, und so faßte er endlich den unabänderlichen Entschluß, gegen die Königin von England einen Schlag zu führen, wie ihn die Welt noch nie gesehen. „Was," rief er sich selbst zu, „dieses kleine England, diese Nußschale von einem Königreich, wagt es, mir Trotz zu bieten? Mir, dem die alte und die neue Welt zu Füßen liegt? Zur Strafe hiefür will ich es so züchtigen, daß es für immer zu Grunde gerichtet ist."

Also nicht auf eine bloße Fortsetzung des bisher geführten Krieges war es abgesehen, sondern auf einen wahrhaften Vernichtungskampf. Ja wohl darauf, daß England aus der Reihe der selbstständigen Nationen verschwinden sollte,

und zu dem Ende ließ sich Philipp II. das besagte Königreich von Pabst Sixtus V. in aller Form schenken. Auch begann er sofort mit seinen Kriegsrüstungen, und mein Gott, welche Kriegsrüstungen waren es! Wohl hatten die bisher von Philipp II. geführten Kriege, besonders der mit den Niederlanden, den Kern der spanischen Armee vernichtet. Wohl waren die Schätze Indiens nebst dem früheren Reichthum Spaniens fast bis zum Bodensatz aufgezehrt. Allein was lag daran? Wenn man Allem aufbot, so blieb immer noch so viel übrig, um einen letzten kolossalen Schlag zu führen, und wenn dieser, wie es nicht fehlen konnte, gelang, so mochte Spanien immerhin ruinirt sein. War ja doch dann das große Ziel, die Vernichtung Englands als des Hortes des Ketzerthums, erreicht! Mußten ja doch die Niederländer, sobald es soweit kam, allen weiteren Widerstand aufgeben, und ha, wie wollte dann Philipp II. triumphiren! Also die Kriegsrüstungen wurden begonnen und zwar in einem Maßstabe, als ob es sich um die Zertrümmerung aller nicht spanischen Reiche handelte. Natürlich übrigens waren es hauptsächlich Seerüstungen, denn England als eine Insel konnte nur zur See angegriffen werden, und somit verwandelten sich sofort die sämmtlichen Häfen Spaniens in eine einzige Kriegswerfte. Ja nicht blos die Häfen Spaniens, sondern auch die Neapels und besonders die der Niederlande, soweit sie der Herzog von Parma, der Nachfolger Don Juans d'Austria in der Statthalterschaft jener Provinzen, noch in Händen hatte. Ueberdem wurde theils in Spanien, theils in Italien eine furchtbare Landmacht angeworben, welche mittelst der Flotte nach England übergeschifft werden sollte, und so konnte es nicht fehlen, daß man bald in ganz Europa, trotzdem Philipp II. die größte Heimlichkeit anbefohlen hatte, von nichts anderem sprach, als von diesen kolossalen spanischen Rüstungen.

Doch — gegen wen waren sie gerichtet? Gegen den Türken, den Erbfeind der Christenheit, behaupteten die Einen, und einige Zeit lang fanden sie Glauben. Gegen die Niederländer, meinten Andere, und beriefen sich dabei auf die eigenen Aeußerungen des Königs, welcher sich hie und da wenigstens andeutungsweise in diesem Sinne aussprach. So rieth man hin und her, ohne daß aber Irgendwer etwas Genaues wußte. Da kam zu Anfang des Jahres 1587 der französische Gesandte, der klügste unter seinen Genossen, hinter das Geheimniß und kaum war Heinrich III. durch seinen Gesandten aufgeklärt, so ließ er der Königin von England in aller Stille die nöthigen Warnungen zukommen. Ueberdem fing man in jener Zeit verschiedene spanische Spione und Emissäre auf, welche als Kaufleute verkleidet ganz England bereisten, um die dortigen Katholiken zu einer Revolution aufzustacheln, und schließlich stellte es sich noch heraus, daß Pabst Sixt V. zur Unterstützung der spanischen Invasion eine fulminirende Bulle parat halte, in welcher die Königin Elisabeth

als Ketzerin und Bastardin zugleich gebrandmarkt werden solle. Solches Alles erfuhr man in England im Frühjahr 1587 und nun kann man sich denken, daß dessen Königin keinen Augenblick versäumte, ihre Gegenmaßregeln zu treffen. Vor Allem wurden die Häupter der Katholiken unter Caution gestellt oder aber confinirte man sie in's Innere des Landes, um so vor ihren Machinationen gesichert zu sein. Dann ging es an die Verstärkung der Landarmee und man detachirte überallhin an die Küsten fliegende Truppen, zu welchen sich bald eine Menge von Freiwilligen gesellten. Die Hauptarmee verlegte man nach Greenwich, sowie an die Mündung der Themse, und um die Begeisterung derselben zu erhöhen, hielt Elisabeth selbst als Amazone gekleidet im Herbst 1587 Revue über sie. Endlich bot man alle Kräfte des Staates auf, um eine tüchtige Flotte in's Leben zu rufen, und es gelang richtig über hundert Schiffe von verschiedenem Range seetüchtig zu machen. Auch fehlte es nicht an der gehörigen Mannschaft und noch weniger an trefflichen Kapitänen, sondern im Gegentheil drängte sich die ganze Jugend Englands, besonders die adelige, herbei, und ebensowenig blieb das reifere Alter zurück. Was aber die Hauptsache, der Kern der Flotte, welcher sich im Hafen von Plymouth sammelte, wurde von dem berühmten Oberadmiral Howard, unter welchem sich die kühnen Seehelden Drake, Frobischer und Hawkins in das Kommando theilten, befehligt, während die kleine Escadre, welche vor der Mündung der Themse kreuzte, an dem Admiral Seymour einen nicht minder ausgezeichneten Führer bekam. Mit einem Worte also, die Königin Elisabeth traf die großartigsten Maßregeln, um die Gefahr der drohenden Invasion zu beseitigen, und die ganze englische Nation, mit Ausnahme nur der Ultrakatholiken, stand dabei hinter ihr.

Und doch, wie geringfügig erschien alles dieß gegen die Rüstungen Philipps II.! Wie geringfügig, selbst wenn man die Flotte dazu rechnete, welche die revolutionirten Holländer unter ihrem Admiral Justin von Nassau, einem Bastardsohne des verstorbenen Prinzen von Oranien, aufstellten! Diese ganze Escadre bestand ja nur aus kleinen Seglern, sogar zum größten Theile nur aus Kauffahrteischiffen, welche man in der Schnelligkeit zu Kriegsschiffen umgemodelt hatte. Wahrhaftig eine einzige größere Galeere konnte es mit einem halben Dutzend solcher Fahrzeuge aufnehmen! Noch einmal also, wie geringfügig erschienen nicht die Streitkräfte der verbündeten Engländer und Holländer gegenüber der kolossalen Armada, welche Philipp II. in den Seehäfen seiner verschiedenen Staaten innerhalb dreier Jahre ausrüsten und dann in dem großen Hafen von Lissabon sich sammeln ließ! Man höre nämlich und staune. Das Königreich Portugal stellte außer zwei sehr ansehnlichen Fregatten oder Galeeren und etwa dreißig Transportschiffen, zehn der größten Galeassen, von denen jede dreißig der schwersten Kanonen führte und vollkommen einer schwim-

menden Festung glich. Auch führten diese Seeungethüme eine entsprechende Bemannung, nämlich dreizehnhundert Matrosen und dreitausend Seesoldaten. Fast ganz das gleiche Contingent lieferte die Provinz Biscaya, sowie auch die von Guipuzgoa. Castilien dagegen verstand sich zu dreizehn der kolossalsten Galeassen mit vierhundertfünfzig Kanonen, und bemannte dieselben mit siebzehnhundert Matrosen und dreitausend sechshundert Seesoldaten. Auch Andalusien ließ sich nicht schlecht finden und ebensowenig die anderen Provinzen, selbst Mailand nicht ausgenommen, obwohl dieses bekanntlich nicht an die See grenzt. Kurz jeder Theil des großen spanischen Reichs mußte sein Contingent stellen und zwar an Galeassen sowohl als an kleineren Fahrzeugen, sowie nicht minder an Matrosen und Seesoldaten. Die Hauptmacht aber ließ Philipp II. auf Kosten des Staats erbauen, nämlich außer dreißig Fregatten und einer Menge von Transportschiffen, sechzig Riesengaleassen, von denen jede vier Stock hoch über dem Meeresspiegel hervorragte und vierzig der schwersten Kanonen führte. Ja die Admirals-Galeasse, auf welcher der Oberkommandeur seine Flagge entfalten sollte, stellte mit ihrem citadellartigen Thurm in der Mitte gewissermaßen eine befestigte Stadt vor, mit einer Einwohnerzahl von über 2000 Offizieren, Matrosen, Seesoldaten und Dienern. Kurz es war eine Armada, wie die Welt noch keine gesehen, zusammen von nicht weniger als fünfhundert Segeln, worunter hundertunddreißig der allergrößten Galeassen und sechzig Fregatten oder Galeeren von ebenfalls ungewöhnlicher Stärke. Hatte man also, in Anbetracht, daß alle seefahrenden Nationen des damaligen Europas, in eine große Compagnie vereinigt, keine auch nur annähernd gleiche Seemacht stellen konnten, Unrecht, wenn man diese Armada gleich von Anfang an die „Unüberwindliche" nannte? Hatte man Unrecht, wenn man allgemein der festesten Ueberzeugung lebte, das kleine England müsse nothwendig eine Beute des spanischen Königs werden? Mein Gott, die Armada führte ja nicht weniger als 2630 schwere Kanonen — wozu dann noch die kleineren Geschütze der Patachen und Caravellen kamen — und überdem war sie mit 11,000 Matrosen, 3,500 Ruderern und 20,000 Seesoldaten bemannt! Ja noch mehr, in Dünkirchen in den Niederlanden sollte die Transport-Flottille des Statthalter-Herzogs von Parma zu ihr stoßen und auf dieser Flottille hatte sich die spanisch-niederländische Armee einzuschiffen, bestehend aus 31,000 Mann und 4,000 Pferden. Also eine Armada von nie gesehener Stärke und eine Land-Armee von mehr als 50,000 der besten Krieger — welches Reich konnte gegen eine solche kolossale Macht Stand halten? Und doch wie ganz anders war es vom ewigen Weltenlenker beschlossen!

Zum Oberadmiral der grandiosen Flotte hatte Philipp II. ursprünglich

den Don Alvaro von Bazan, Marques von St. Croix, bestimmt; weil aber dieser während der Ausrüstungszeit starb, so erhielt Don Alfons Perez von Gußmann, Herzog von Medina-Sidonia, den wichtigen Posten; den Befehl über die Landarmee aber sollte nach der Vereinigung in Dünkirchen der tapfere Alexander Farnese, Herzog von Parma, als Generalfeldmarschall übernehmen. Als Viceadmiral fungirte Don Juan Martinez de Ricalto, und unter den beiden Admiralen dienten als Großkapitäne Don Diego de Pimentel, Don Michael von Oquando, Don Peter de Valdez, Don Martin de Battindona, Don Diego Flore de Valdez, Don Juan Lopez de Medina, Don Diego de Montada, Don Alonso de Leina, Don Diego de Medrana und Don Antonio Buccado de Mendoza. Ueberdem betheiligten sich an der Expedition als Freiwillige mehr als achttausend vom Adel und darunter Söhne der ersten Familien, wie der Herzog von Pastrana, die Fürsten von Ascoli, Terranova und Gonzaga, der Marques von Pennafiel, der Markgraf von Burgau, Don Johann von Medicis und noch viele hundert Andere. Ja man mußte nicht Wenige abweisen, weil sich kein Raum für sie fand, und wenn auch diese für jetzt voll Zorns darüber waren, so priesen sie sich nachher hiefür um so glücklicher.

Im Anfang Mai 1588 begann man im Hafen von Lissabon mit der Einschiffung, und dabei darf ich nicht vergessen anzuführen, daß der Groß-Inquisitor von Spanien nebst hundertundfünfzig Dominikanermönchen — sie nahmen ganze Wagenladungen von Crucifixen, Heiligenbildern, Rosenkränzen und Reliquien mit — ebenfalls an Bord ging. Sogleich nach der Landung in England nämlich sollte mit dem Bekehrungsgeschäft begonnen werden und zugleich hatte der Großinquisitor alle Vorbereitungen getroffen, um zum Eingang sofort einige prächtige Autodafés aufführen zu können. Gewiß also die herrlichsten Tage standen der englischen Nation bevor, wenn die spanische Invasion von Erfolg gekrönt wurde, und der Pabst in Rom rieb sich schon freudig die Hände. Am 29. Mai 1588 endlich stach die Armada in See und nahm ihren Lauf an den Küsten von Galicien gegen Corruna hin. Ehe sie jedoch dort ankam, hatte sie vor dem Cap Finisterre mit einem gewaltigen Sturm zu kämpfen und da zeigte es sich sogleich, daß die burgartigen Galeassen viel zu schwerfällige Seekolosse waren, als daß sie hätten ordentlich manövriren können. Die ganze Flotte wurde also auseinandergetrieben und sehr viele von den Schiffen nahmen beträchtlichen Schaden. Ja eines derselben, ein wahres Ungeheuer, ging mit der ganzen Mannschaft zu Grunde und drei andere wurden von den empörten Galeerensklaven — den Ruderern — nachdem sie die kopflos gewordenen Offiziere gemordet, in französische Häfen geführt. Die meisten Fahrzeuge übrigens überdauerten doch den Sturm und sammelten sich nach und nach in dem Seehafen von La Corruna, um dort ihre Schäden wieder auszubessern.

Das war eine sehr schlimme Vorbedeutung und schon zweifelte man daran, ob es nur möglich sein werde, in diesem Jahr noch Weiteres zu unternehmen; allein Philipp II. gab die gemessensten Befehle, die Ausbesserungen zu beeilen, und so steuerte denn die Armada am 21. Juli 1588 abermalen in die offene See hinaus. Ihre Aufgabe war, zunächst die von den Holländern gesperrten Häfen von Dünkirchen und Nieuport zu befreien; dann das daselbst unter dem Herzoge von Parma gesammelte große Landheer einzuschiffen und schließlich dieses Heer unter ihrem mächtigen Schutze nach England hinüberzuführen. Wo übrigens das Heer in England gelandet werden solle, dieß hatte der König dem freien Ermessen der beiden Oberkommandanten, des Herzogs von Medina-Sidonia und des Herzogs von Parma, überlassen, weil in dieser Hinsicht Alles von den Umständen abhänge. Mit vollen Segeln ging's also in die Meerenge von La Manche, welche man auch den englischen Canal nennt, hinein, in der Richtung nach Dünkirchen, und ohne besonderen Unfall kam man bis auf die Höhe von Plymouth. Auch hatte man bisher vom Feinde noch nichts gesehen und es herrschte deßhalb die Ansicht vor, daß sich die Engländer aus ihren sicheren Hafenverstecken gar nicht hervorwagen würden. Allein hierin irrte man sich, denn oben auf der Höhe von Plymouth kam der Armada zu Ende Juli die englische Flotte unter Howard in Sicht und vom Thurme des spanischen Admiralschiffs aus konnte man alle ihre Segel genau zählen. Mein Gott übrigens — es waren ihrer noch nicht neunzig und dazuhin welch' armselige Fahrzeuge! Das größte derselben nahm sich gegenüber den spanischen Kolossen nur wie eine Barke aus und somit sahen es die Spanier für eine wahre Spielerei an, mit einem in qualitativer wie in quantitativer Beziehung so tief untergeordneten Feinde in wenigen Stunden fertig zu werden. Nur zwei Dinge bedachten sie dabei nicht. Zum ersten, daß die englischen Kriegsschiffe außerordentlich gewandte Schnellsegler waren, welche jedem Druck des Steuers gehorchten, während die spanischen Galeassen einem Ungethüm glichen, das an die Scholle gebunden ist. Zum zweiten, daß derjenige stets den Kürzeren zieht, welcher den Feind von oben herab mit Verachtung behandelt, besonders wenn dieser Feind an Energie und Tüchtigkeit zum mindesten ebenbürtig ist. Ebenbürtig aber waren die brittischen Seeleute den spanischen doch gewiß in Allem und Jedem, in gar Manchem sogar noch etwas mehr. Auch konnte man sich hievon sogleich zur Genüge überzeugen, als sofort die beiden Flotten mit ihren kriegerischen Bewegungen begannen. Der Herzog von Medina-Sidonia nämlich ließ seine Linienschiffe und Galeassen einen großen Halbzirkel bilden, der wohl seine sieben Meilen Länge hatte, und segelte in dieser Ordnung auf den Feind los, ohne Zweifel in der Absicht, ihn, wie ein Riese mit einem Kinde thut, in gewaltiger Umarmung zu erdrücken. Der englische Admiral Howard dagegen

befolgte ein gerade entgegengesetztes Manöver und ließ, eine eigentliche Schlacht sorgfältig vermeidend, seine Flotte in einzelne kleine Escadres aufgelöst um die spanischen Riesen herumschwärmen, um ihnen aus der Ferne durch gut gezielte Schüsse so viel Schaden als möglich zu thun. Und jetzt zeigte sich's, wessen die englischen Seeleute auf ihren Schnellseglern fähig waren, denn wo nur immer eine der schweren Galeassen, die so mühsam gelenkt werden konnten, aus der Schlachtreihe heraussegelte, da waren gleich sechs oder acht Feinde hinter ihr her und wußten sie übel genug zuzurichten. So kam es, um einige Beispiele anzuführen, daß am letzten Tage des Juli eine der größten spanischen Galeassen, weil man ihr das Steuer weggeschossen hatte, sich, um nicht in den Grund gebohrt zu werden, dem tapferen Forbischer auf Gnade und Ungnade zu übergeben genöthigt sah. So verlor am selben Tage die große von Don Pedro Valdez befehligte Galeere von Sevilla, auf welcher man die Kriegskasse geborgen hatte, im Gefecht mit dem Helden Drake alle ihre Maste und strich am andern Morgen die Segel. So gerieth am 1. August das Riesenungethüm, auf welchem der Großkapitän Oquando befehligte, durch feindliche Kugeln in Flammen und, nachdem es halb verbrannt war, bemächtigten sich seiner die Engländer mit Leichtigkeit. Kurz der Schaden, den die Spanier in diesen wenigen Tagen erlitten, war ein mehr als schmerzlicher, während die Engländer kaum einen Mann und noch viel weniger ein Schiff verloren.

Schon nach kurzem sah der Herzog von Medina-Sidonia ein, daß er bei dieser Art zu fechten nothwendig den Kürzeren ziehen müsse, und ertheilte daher seiner ganzen Armada den Befehl, wo möglich in geschlossener Schlachtreihe vorwärts zu segeln. Sein Ziel war, wie wir wissen, nach Dünkirchen gerichtet, in dessen Hafen der Herzog von Parma eine Menge flacher Transportschiffe angesammelt hatte, um auf ihnen unter dem Schutz der Armada sein großes Landheer nach England hinüber zu führen. Mit dieser seiner Transportflottille aber konnte er aus dem Hafen nicht heraus, weil die Holländer unter ihrem tapferen Admiral Justin von Nassau denselben so eng blokirt hielten, daß jede Schaluppe, die auslaufen wollte, Gefahr lief, in Grund gebohrt zu werden, und somit mußte es die erste Aufgabe der großen Armada sein, der Blokade ein Ende zu machen. Solches deuchte auch den Spaniern eine wahre Kleinigkeit zu sein, denn die holländische Seemacht war, wie ich schon weiter oben andeutete, eine noch viel geringfügigere als die englische, und konnte sich ihrer Berechnung nach selbst nicht einmal mit dem zehnten Theil der spanischen messen. Wie ganz anders jedoch stellte sich die Sache heraus, als nun die Armada am 3. August auf der Höhe von Dünkirchen anlangte und sich anschickte, der holländischen Blokadeflotte auf den Leib zu rücken! Feilich damit hatte es seine Richtigkeit, die genannte Flotte bestand meist nur aus sehr kleinen

Kriegsschiffen, welche leicht zu überwinden gewesen wären; allein wo wollte man denselben beikommen, da sich die spanischen Galeassen dem Ufer auf Meilen weit nicht nähern durften, außer mit Gefahr zu stranden? Unmittelbar vor dem Eingang in den Hafen von Dünkirchen nämlich zieht sich eine mehrere Meilen lange und fast ebenso breite, meist selten von Felsklippen unterbrochene Sandbank hin, über welche zwar das Wasser nicht zehn bis fünfzehn Fuß tief hinwegströmt, über die aber natürlich Schiffe von größerem Tiefgang unmöglich hinüberkommen können. Somit wurde es zwar den leichteren holländischen Seglern ganz leicht, über die Sandbank herüber und hinüber zu manövriren, denn sie brauchten nur eine geringe Wassertiefe und kannten überdieß jeden Felsen und jede Klippe; den schweren spanischen Galeassen dagegen, welche dreißig und noch mehr Fuß Tiefgang hatten, drohte Tod und Verderben, wenn sie sich der Sandbank näherten, und so blieb ihnen nichts übrig, als weiter außen, fast mitten im Canal, der Frankreich und die Niederlande von England trennt, vor Anker zu gehen.

Da lagen nun die spanischen Kolosse, von denen jeder einer schwimmenden Festung glich, ohne irgend etwas ausrichten zu können, denn ohne das Heer des Herzogs von Parma war es unmöglich, eine Landung in England zu bewerkstelligen, und ebenso unmöglich war es, dieses Heer aus dem blokirten Hafen von Dünkirchen herauszubringen. Was nun in dieser höchst kritischen Lage beginnen? Der Herzog von Medina-Sidonia beschloß, die kleineren Schiffe seiner Armada, die er bisher theils als Wacht-, theils als Transportschiffe benützt hatte, mit Kanonen, die man von den großen Linienschiffen nahm, zu armiren und dann mit dieser Flottille das holländische Blokadegeschwader zu attaquiren. Auch wäre er sogleich an die Ausführung dieses Beschlusses, welche etwa acht Tage Zeit erforderte, gegangen, wenn ihm nur der Feind es möglich gemacht hätte. Dieser viel verachtete Feind aber — ha, wie gründlich verstand er es, sich schnellstens in Achtung zu setzen! Ja nicht blos Achtung erzwang er sich, sondern Furcht und Entsetzen verbreitete er, weil er nicht ruhte, als bis die ganze unüberwindliche Armada vernichtet war! Von allen Seiten nämlich eilte er jetzt herbei, um den fest gewurzelten Spaniern auch nicht eine Minute lang Ruhe zu gönnen; vor Allem die englische Escadre unter dem Oberadmiral Howard, welche bis jetzt schon unter der spanischen Armada so viel Unheil angerichtet hatte. Mit ihr aber wetteiferte die kleine holländische Flottille unter Justin von Nassau, indem sie von der entgegengesetzten Seite her operirte, und endlich kam auch noch die zweite englische Escadre, welche diese Zeit über unter Admiral Seymour vor dem Eingang der Themse kreuzte, dazu, denn warum sollte sie nicht am Kampfe theilnehmen, da die Armada im Canal gleichsam festgebannt lag? Die Kampfweise aber blieb durchaus die gleiche,

das heißt die Engländer und Holländer schwärmten, als wären sie Plänkler und Tirailleurs, um die ganze Armada herum, ohne sich in ein Handgemenge einzulassen, und wußten den schweren Galeassen, die sich nicht wenden konnten, um ihnen eine Breitseite zu geben, die schwersten Verluste beizubringen. Auch hörte das Gefecht vom 31. Juli an, wo Admiral Howard dasselbe begonnen hatte, während der nächsten acht Tage nicht eine Stunde lang auf, selbst nicht einmal bei Nacht, und der Kanonendonner war so furchtbar, daß man ihn bis in's Innere von Frankreich, Holland und England hinein hörte.

Noch schlimmer kam's nach Verfluß dieser acht Tage am 7. August 1588. Admiral Howard hatte nämlich mit Erlaubniß der Königin Elisabeth einen Ingenieur aus Antwerpen mit Namen Friedrich Genibelli, einen geborenen Mantuaner, welcher die Spanier von Grund der Seele haßte, in seine Dienste genommen, und dieser, ein Feuerwerker ersten Ranges, als welchen er sich schon früher in Antwerpen bewährt, machte sich sofort daran, eine Branderflottille herzustellen. Zu diesem Behufe füllte er acht alte, abgenützte, aber ungewöhnlich große Fregatten, die man ihm überließ, von unten bis oben hinauf theils mit Brennmaterialien und eisernem Hagel, theils in einem verschlossenen Raum mit Sprengpulver, und ließ diese acht Schiffe Nachts zwei Uhr zur Fluthzeit und bei sehr günstigem Winde lichterloh brennend gegen die festliegende Armada anlaufen. Natürlich gerieth darob die ganze Flotte in Alarm und die zunächst bedrohten Galeassen schossen alle ihre Geschütze ab, um die furchtbaren Brander in Grund zu bohren. Vergeblich jedoch! Die Brander kamen näher und näher und jedes Schiff, mit dem sie in Collision kamen, mußte nothwendig verloren sein. Da wurden die meisten Kapitäne mit sammt ihrer Mannschaft von Entsetzen ergriffen und eilends, weil kopflos geworden, kappte man die Anker, um wo möglich dem Verderben zu entrinnen. Schon dadurch entstand die furchtbarste Unordnung, und mehrere der Galeassenkolosse prallten so hart auf einander, daß drei oder vier leck wurden und versanken. Noch grausiger wurde die Verwirrung, als nun die Brander, nachdem das Feuer ihre Pulverkammern ergriffen, unter schrecklichem Gekrach bersteten und ringsum Tod und Verwüstung verbreiteten. Rette sich, wer kann, wurde sofort die Losung der Spanier, und beinahe jedes ihrer Schiffe fuhr in einer anderen Richtung dahin, ohne irgend mehr auf die Befehle des Herzogs von Medina-Sidonia zu achten. Hiedurch aber machten sie aus schlimm nur noch schlimmer, indem jetzt die Engländer über sie herfielen und sie so sehr mit ihren Kugeln überschütteten, daß nicht wenige entmastet an die Küsten getrieben wurden. Kurz die Folgen jener Brandernacht waren gräßliche, denn wenn auch nur ein Drittheil der Armada gänzlich zu Grunde ging, so gab es unter den geretteten Galeassen kaum eine einzige, welche nicht starke Beschädigungen erlitten hätte, während der Verlust der Engländer ein verhältnißmäßig äußerst geringer war.

Endlich bis zum 12. August gelang es dem Herzog von Medina-Sidonia, seine so schlimm zugerichtete Armada wieder nothdürftig zu sammeln, und nun hielt er alsbald mit seinen hervorragendsten Offizieren großen Kriegsrath, was zunächst zu beginnen sei. Der Beschluß fiel einstimmig dahin aus, daß man in einen der spanischen Häfen, am besten nach Corruna, zurückkehren müsse, um die Schäden wieder auszubessern. Auch über die Straße, die man einschlagen sollte, konnte man nicht lange im Zweifel sein, denn wenn gleich die nächste Richtung durch die Meerenge von Calais und den englischen Canal führte, also denselben Weg zurück, welchen man hergekommen war, so mußte man doch hievon abstehen, weil eben jetzt ein ebenso heftiger als anhaltender Südwestwind blies. Es blieb also nur der Weg durch die Nordsee übrig, das heißt die viermal so lange Fahrt um England, Schottland und Irland herum, und diesen schlug man sofort ein. Nicht übrigens, ohne daß der Herzog von Medina-Sidonia vorher den strengsten Befehl erlassen hätte, daß die sämmtlichen noch übrigen Schiffe so eng an einander geschlossen als möglich segeln sollten, um so den Engländern die bisher gewohnte Angriffsweise auf einzelne Galeassen und Fregatten unmöglich zu machen.

Die ersten paar Tage ging Alles gut, obwohl man sich auf einem Meere befand, von welchem die spanischen Kapitäne sehr wenig Kenntniß hatten. Es war nämlich gelungen, sich einer seeländischen Barke zu bemächtigen, deren Mannschaft sich zum Steuermannsdienst hergeben mußte. Ueberdem sahen sich die Engländer für den Augenblick außer Stande, der spanischen Flotte großen Abbruch zu thun, da ihnen fast alle Munition ausgegangen war und sie also mit ihren Kugeln etwas sparsamer zu Werke gehen mußten. Wie nun aber die Armada die Höhe von Hull erreichte, schlug der bisher überaus günstige Wind plötzlich um und in einem Augenblick hatte sich der Himmel düstergrau überzogen. Darauf, wiederum nur einen Augenblick später, fing die See an hohl zu gehen und nun sah man plötzlich, wie die ganze englische Flotte mit einem Male alle Segel beisetzte, um die nahe Küste zu erreichen. Admiral Howard hatte den nahenden Sturm noch zur rechten Zeit erkannt und da er aus Erfahrung wußte, wie es bei einem Unwetter in der Nordsee zu wehen pflegt, so suchte er seine Schiffe eilends im nächsten Hafen in Sicherheit zu bringen. Auch gelang ihm dieß in der That so ziemlich ohne Verlust; um so furchtbarer aber traf der Orkan die spanische Armada. Wie hätte dieß auch anders kommen können? Die großen Schiffskolosse waren ohnehin nicht sehr manövrirfähig und machten selbst bei dem besten Wetter nur plumpe, elephantenmäßige Bewegungen; wie viel weniger ließen sie sich bei Unwetter lenken! Dazu kam noch, daß die meisten derselben gräßlich zerschossen waren und daß man diese Wunden bisher nur nothdürftig zu flicken sich im Stande

gesehen hatte. Konnten aber solche nothdürftigen Flickwerke aushalten, wenn die Wogen mit Macht an die Planken schlugen? Nein, gewiß nicht, und darum mußte schon ein geringer Sturm den arg mitgenommenen Schiffen furchtbaren Schaden beifügen; einem Orkan aber konnten offenbar nur die wenigsten widerstehen, besonders wenn er eine Zeitlang anhielt. Und ein furchtbarer Orkan war's, den jetzt die Spanier durchzukämpfen hatten; ein Orkan, wie er nur in den nördlichen Seen gegen den Herbst hin möglich ist. Die Luft verfinsterte sich, daß man die Gestalt des nächsten Nachbars kaum mehr unterscheiden konnte, und dann erhob sich ein Windesrasen, welches das Meer himmelhoch aufpeitschte. Und nicht von einer einzigen und sichern Richtung kam dieser Sturm, sondern von allen Seiten zugleich, gleichsam als wollten die Windgötter einen Kampf auf Leben und Tod mit einander bestehen. Dazu dann die zackenden Blitze mit ihrer grellen Beleuchtung und zugleich mit den Blitzen die Donnerschläge, von denen die Welt in Trümmer zu gehen schien. Gewiß es war nichts anderes, denn als hätte die Hölle ihre Pforten geöffnet, und wen kann es nun Wunder nehmen, daß die frommen spanischen Matrosen vor Entsetzen außer sich kamen? Sie glaubten allesammt, ihre letzte Stunde habe geschlagen, und statt zu arbeiten fielen sie auf ihre Kniee nieder, die Heiligen um ihre Fürsprache anflehend. Nicht aber blos sie verloren den Kopf, sondern auch der größte Theil der Offiziere, und so wurden die meisten Schiffe rein blos dem Spiele der Wellen überlassen.

Ich will mich nun übrigens mit der Beschreibung dieses furchtbaren Sturmes nicht länger aufhalten, sondern glaube mich damit begnügen zu dürfen, daß ich mit wenigen Worten auf seine Folgen hinweise. Mit wenigen Worten, sage ich, denn ein detaillirter Bericht müßte Schauder erregen. Von den sämmtlichen noch übrigen Schiffen nämlich, die nach allen Richtungen vom Sturme hingetrieben wurden, gingen über drei Viertheile theils an den Klippen Norwegens, theils an den Küsten Schottlands, theils endlich auf dem offenen Meere zu Grunde und mit ihnen versank natürlich auch ihre ganze Bemannung. Ihrer dreißig etwa sammelten sich Ende August zwischen den Shetland- und Orkneyinseln und wagten sich dann, so beschädigt sie auch größten Theils waren, geführt von dem Herzog von Medina-Sidonia, in den atlantischen Ocean hinaus, um die Heimathküste Spaniens zu gewinnen. Uebrigens auch sie blieben nicht bei einander, sondern ein Sturm aus Westen warf mehrere von ihnen an die Küste von Irland, wo sie elend zerschellten, während die Mannschaft, die sich gerettet hatte, von den räuberischen Irländern ermordet wurde. Ende September endlich lief der Herzog von Medina-Sidonia mit den letzten Trümmern im Hafen von Santander ein und sandte von da aus dem Könige die Hiobsbotschaft nach Madrid.

Noch nie, so lange die Welt steht, hatte ein Staat einen solchen Verlust erlitten. Fünf Jahre lang hatten Tausende und aber Tausende in allen Häfen Spaniens an der Herstellung der Armada gearbeitet und Millionen von Dukaten waren aufgeopfert worden, um die „Unüberwindliche" flott zu machen. Die bewährtesten und gefeiertsten Seekapitäne standen an der Spitze des Unternehmens und die Elite des spanischen Adels zugleich mit den altbewährtesten Kriegern drängte sich herzu, um unter ihnen Dienste zu nehmen. Die großartigsten Erfolge hatte man erwartet, die Eroberung des ganzen brittischen Inselreichs, sowie in Folge dessen die demüthige Unterwerfung der Rebellen in den Niederlanden, und jetzt — in einem Zeitraum von wenigen vierzehn Tagen war das ganze Werk vernichtet! Wohl erwiderte Philipp II. dem Don Antonio Mendez, welchen der Herzog von Medina-Sidonia mit der Hiobsbotschaft nach Madrid abordnete, mit seiner gewohnten gefühllosen Kälte: „Ich habe die Flotte nicht gegen die Sturmwinde geschickt und danke Gott, die Macht zu besitzen, eine neue rüsten zu können;" aber sprach er die Wahrheit? Nein, denn von der Stunde an war Spaniens Seemacht vernichtet und nie erhob sie sich wieder auf eine Höhe, welche sich der früheren auch nur in Etwas annäherte. Ueberdem erstarb mit der Besiegung der Armada die bisherige stolze Zuversicht der spanischen Seeleute, und statt ihrer behauptete England seitdem das Meer als ein ihm von Gott zugewiesenes Gut. Noch einmal also, so lange die Welt steht, hatte nie ein Staat einen gleich großen Verlust erlitten, selbst wenn man die Tausende, welche mit den Schiffen in's Meer sanken, worunter die Edelsten und Gefeiertsten in Spanien, noch nicht einmal in Anschlag bringt.

All' dieß Traurige und Schlimme, von dem ich nunmehr dem Leser erzählt, förderte Philipp II. in seinem Escurial zur Welt, denn dieses finstere Kloster mit seinen starren Mauern paßte ganz für den Charakter dieses herzlosen Tyrannen. Darum ließ er sich auch, als er glaubte, daß der Tod ihm nahe, alsbald dahin transportiren, und richtig hauchte er dort seinen letzten Athemzug aus. Allein sein Sterben nahm volle drei Jahre in Anspruch, wie wenn ihm Gott hätte Zeit lassen wollen, durch Nachdenken und Reue sich von der furchtbaren Last, die auf seinem Gewissen ruhte, zu befreien. Es war gegen das Ende des Jahrs 1595, als die Gicht, welche den König schon so oft heimgesucht hatte, schnell anfing einen gefährlichen Charakter anzunehmen. Hände und Füße versagten ihren Dienst und selbst die Zunge ward schwer, so daß der Kranke einmal acht Tage lang kein deutliches Wort hervorbringen konnte. Die Aerzte glaubten also, daß seine Auflösung nahe sei, und der König, hievon ebenfalls überzeugt, befahl sofort im Dezember 1595 die Uebersiedlung nach dem Escurial. Sein Gebot, wie immer allein maßgebend, mußte

natürlich erfüllt werden, trotzdem die Aerzte die gewichtigsten Gründe gegen die Reise anführten, „denn," sagte Philipp II., „muß ich sterben, so will ich meine Gebeine selbst in's Grab tragen." Die Reise nach dem Escurial ward also angetreten, aber weder zu Pferd, noch zu Wagen, noch in einem Tragsessel, sondern in einem Bett von eigenthümlicher Construction, und merkwürdigerweise starb der Kranke nicht während des Transports. Im Gegentheil erholte er sich wieder in Etwas, so daß er die Regierungsgeschäfte wie seither besorgen konnte; das Krankenlager jedoch konnte er nicht mehr verlassen, selbst nicht, wenn es am besten mit ihm stand. So verging ein Monat um den andern und nach und nach bedeckte sich sein Leib so sehr mit eiternden Geschwüren, daß es große Ueberwindung kostete, sich ihm nur noch zu nähern. Dessenungeachtet beharrte er darauf, den ganzen Staatsmaschinenapparat nicht einen Augenblick lang aus den Händen zu lassen, selbst nicht einmal dann, wenn ihn die Schmerzen fast der Besinnung beraubten. Kein Willen, außer dem seinigen, sollte, so lange er noch einen Finger rühren konnte, in allen seinen Reichen zur Geltung kommen, denn um sein Ich drehte sich bei ihm Alles. Endlich, nachdem er bei lebendigem Leibe halb verfault war — aus jedem seiner Geschwüre drangen Unmassen von Läusen hervor — kam doch endlich die wirkliche Sterbestunde, aber nur langsam, Schritt für Schritt, und verbunden mit fast unerhörten Leiden. In den letzten dreiundfünfzig Tagen seines Lebens konnte er nicht einmal mehr liegen, sondern er brachte sie in einem Armsessel zu, unfähig auch nur die geringste Bewegung zu machen. Kein Wort der Klage kam während jener langen Zeit über seine Lippen, aber die Absolution ließ er sich zehnmal geben und neben sich auf seinem Tische hatte er die Königskrone, welche er unabläßig mit den Augen hütete. Ein Crucifix in der Hand, aber mit dem Blick auf diese Krone starb er endlich am 13. September 1598, einem Sonntag, zur Mittagszeit, nachdem er sein Alter auf 71 Jahre gebracht. Seine letzten Worte waren: „Ich sterbe als ein guter Christ im Glauben und Gehorsam der katholischen Kirche."

Und wahr und wahrhaftig, ein guter katholischer Christ war er, wenn diejenigen Recht haben, welche den zelotischen Papismus für das ächte Christenthum halten. Deßwegen erklärte auch Pabst Clemens VIII., als sein Nuntius in Madrid ihm den Tod des Königs meldete, er sei überzeugt, daß nächst den Heiligen Philipp II. das meiste Verdienst vor Gott habe, und er gab diese Erklärung deßwegen, weil noch nie ein Monarch der Erde in Verfolgung und Vertilgung derer, welche dem Pabstthum abhold waren, so Großes geleistet. Wie urtheilte nun aber die übrige Welt über den Verstorbenen? Sie fragte sich, wie hat Philipp II. die vielen Lande angetreten, welche er von seinem Vater ererbt, und in welchem Zustande hat er sie seinem Sohne hinterlassen?

Die Antwort war: Spanien unter Karl V. war ein großer, reicher und mächtiger Staat; Spanien am Lebensschlusse Philipps II. war das Gegentheil. Lag darin nicht das wahrste Urtheil, das man über Philipp II. fällen konnte? Etwas mehr in's Einzelne geht nachfolgende Betrachtung. „Der Fluch eines Königs, welcher nur durch Schrecken regieren konnte, lagerte sich schauerlich auf Spanien. Ein edles, ritterlich stolzes Geschlecht wurde mitten im Fluge kräftiger Selbstentwicklung zu Boden geworfen und all' seiner Schwingen beraubt. Durch den Krieg mit den Niederlanden und seit der Niederlage gegen England war Spaniens Macht in ihren Grundfesten erschüttert; so sehr, daß Philipp II. sich nicht einmal der kleinen englischen Escadre erwehren konnte, welche im Juli 1596 unter dem Grafen Essex Cadix brandschatzte. Die Klöster waren in Masse angewachsen, aber in gleicher Anzahl war die Zahl der Bettler gestiegen. Die Feiertage nahmen den dritten Theil des Jahres in Anspruch, und im Beten übertraf kein Volk das spanische; aber Handel und Industrie schwand mit dem Beten dahin und beider bemächtigten sich England und die Niederlande. Die Blüthe der Bevölkerung fiel in Schlachten auf fremdem Boden und Spanien wurde trotz seiner riesigen Besitzungen in Asien und Amerika ein an Menschen und Habe armes Land. Und nicht blos arm an Menschen und Habe, sondern auch arm an der Freudigkeit des Lebens, denn weil er, der König, freudenlos auf seinem Throne saß und in der Todtenresidenz des Escurial in unheimlichem Schweigen über seinen Plänen brütete, so sollte auch das Volk ein schweigender Büßer werden und darum mußte sich die Inquisition erstickend auf jede frische Blüthe legen." — — In solchem Zustand hinterließ Philipp II. Spanien!

Ende des ersten Bandes







